

Braunschweigische Heimat



Festgabe für Otto Willke

1956

42. Jahrgang · Heft 1



Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Wassenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Dem achtzigjährigen Otto Willke zum Gruß!	1
Otto Willke. Lebensbild eines vorbildlichen Heimatschützers. Von Studienrat i. R. Ernst Bode, Braunschweig, Kasernenstraße 24	2
Die Vogelwelt in den braunschweigischen Flurnamen. - Von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 28	5
Schauermärchen über den Adler. Von Tierarzt Dr. Ludwig Lüders, Fallersleben	9
Der Bär in den Flurnamen Ostfalens. Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6	12
Naturlandschaft und Kulturlandschaft in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Von Dr. habil. Alfred Tode, Braunschweig, Seesener Straße 3	18
Der Tritonium-Fund vom Osel. Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Amalienstraße 7	20
Spuren einer frühen Stadtmauer auf dem Grundstück der ehemaligen Martinsschule in Braunschweig. Von Dr. Hans Adolf Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4 a	29
Das Rathaus der Altstadt zu Braunschweig im 13. Jahrhundert. Von Grafiker Rudolf Fricke, Braunschweig, Memeler Straße 25 a	34
Der Künstler des Kaisergrabes in der Stiftskirche zu Königsutter. Von Wilhelm Schrader, Helmstedt, Moltkestraße 20	39
Das Lied der Heimat im Werk Hoffmanns von Fallersleben. Von Studienrat Gerhard Schridde, Braunschweig, Richterstraße 6	43
 Aus der Heimatpflege:	
Fünfundreißig Jahre Kampf um Schutz und Erhaltung des Teichgebietes Riddagshausen und der Buchhorst. Von Dr. med. Otto Willke, Braunschweig, Am Fallersleber Tore 5	48
Wirtschaft und Landschaftspflege. Von Dr. med. Otto Willke, Braunschweig, Am Fallersleber Tore 5	52
Die Aufstellung von Orientierungstafeln. Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2	54
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1955	58

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

42. Jahrgang

März 1956

Heft 1

Dem achtzigjährigen Otto Willke zum Gruß!

Das erste Heft des Jahrganges 1956 unserer Zeitschrift widmen wir als Festgabe unserem verehrten, lieben Ehrenmitgliede, Dr. med. Otto Willke, der am 28. Januar 1956 in Braunschweig sein 80. Lebensjahr in bewundernswerter körperlicher und geistiger Frische vollendet hat.

Diese Festgabe soll ein Spiegelbild der umfassenden Interessen Otto Willkes für alle Aufgabengebiete der Heimatforschung und Heimatpflege in Ostfalen sein. Deshalb haben wir uns bemüht, dem in erweitertem Umfange erscheinenden Heft einen möglichst vielseitigen Inhalt zu geben. Der Jubilar kommt selbst als Vorkämpfer für den Naturschutz im Lande Braunschweig und als getreuer Eckart der Landschaftspflege zu Worte. Daneben steuerten zahlreiche Freunde und Verehrer Otto Willkes Beiträge aus ihren Arbeitsbereichen zu unserer Festgabe bei, um den Jubilar damit zu erfreuen und zu ehren. Alle diese Aufsätze und Berichte aus den Bereichen der Naturkunde, der Namenkunde, der Vorgeschichte, der Stadt- und Kunstgeschichte, der Heimatdichtung, des Naturschutzes und der Heimatpflege geben Kunde von Dingen, denen Otto Willke seit Jahrzehnten seine Aufmerksamkeit zuwendet. Das rege Wirken so vieler jüngerer Kräfte in der Heimatforschung wie in der Heimatpflege soll ihm zeigen, daß die Ziele, um deren willen er im Jahre 1910 unserem Verein beitrug, auch heute nach 45 Jahren mit gleichem Eifer verfolgt werden wie damals.

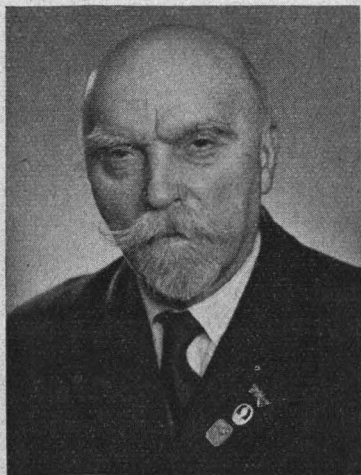
Am 28. Januar 1956 erhielt der Jubilar von unserem Verein neben einem stimmungsvollen Landschaftsbilde aus dem Naturschutzgebiet Riddagshausen, das Werner Suchatzky gemalt hat, eine von Rudolf Fricke meisterlich gestaltete Ehrenurkunde folgenden Wortlautes: „Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz dankt seinem Ehrenmitgliede, Dr. med. Otto Willke, dem Vater des Naturschutzes im Lande Braunschweig, für 45 Jahre Treue im Dienste der Heimat“.

Wir glauben im Namen aller braunschweigischen Heimatfreunde zu sprechen, wenn wir ihm auch an dieser Stelle noch einmal für alles das danken, was er in dieser langen Zeit nimmermüde als unerschrockener Kämpfer für die natürliche und geschichtliche Eigenart unserer Heimat geleistet hat. Wir verbinden mit unseren Glückwünschen zu diesem gesegneten Lebenswerke die Hoffnung, daß er noch manches Jahr in der bisherigen Rüstigkeit unserer Sache mit Rat und Tat dienen wird, allen Jüngeren ein leuchtendes Vorbild idealistischer Lebensauffassung!

Der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Otto Willke. Lebensbild eines vorbildlichen Heimatschützers

Von Ernst Bode



Dr. med. Otto Willke

Wir freuen uns im Frühjahr stets von neuem darüber, daß uns das Teichgebiet Riddagshausen und die Buchhorst als Naturgebiet erhalten geblieben ist! Wir wissen, daß man vor einigen Jahrzehnten die Absicht hatte, das Riddagshäuser Naturgebiet zu einem großstädtischen Vorort mit modernen Straßenzügen und Häusern auszubauen. Daß es nicht dazu gekommen ist, daß hier ein herrliches Stück Natur erhalten geblieben ist, verdanken wir vor allem der Einsicht und Tatkraft des braunschweigischen Arztes Dr. Willke. Er hatte erkannt, daß die heimatliche Natur eine Kraftquelle bedeutet und die Vernichtung einer Naturlandschaft durch rücksichtslose Verstädterung und Technisierung den Menschen schwere seelische und kulturelle Verluste bringt. Aus dieser Erkenntnis heraus erblickt Dr. Willke den Schutz der heimatlichen Natur als eins der bedeutendsten Probleme für Volk und Staat.

Die Heimatliebe Dr. Willkes, sein tiefes Verständnis für Natur- und Volkskunde, war schon in seiner Jugendzeit geweckt worden. Er verlebte nämlich als Schüler seine Ferien bei den Großeltern, die auf dem Lande, in Woltorf und Broistedt wohnten. Da umgab ihn die idyllische, schöne Landschaft des damaligen Amtes Salder mit ihren saftigen Wiesen, fruchtbaren Äckern, die sich bis zu den Lichtenbergen hinaufzogen.

In Woltorf sah er sich schöne alte Niedersachsenhäuser mit den gekreuzten Pferdeköpfen am Giebel an. Bei seinen Großeltern wohnte er selbst in einem solchen echten Niedersachsenhause. Schon als achtjähriges Kind suchte und entdeckte er im Walde Spechte und ging ihnen so eifrig nach, daß sein Großvater ihn mitten im Walde aus den Augen verlor.

Auch in Broistedt ging er mit dem Großvater oft durch die Felder, durch die Wiesen und über die Fuhse nach der romantisch gelegenen Wassermühle. Wie freute er sich über die bunten Blumen, die farbigen Schmetterlinge, die stahlblauen Libellen und die Fische in der kristallklaren Fuhse. Der Großvater erzählte ihm oft von der uralten Sukopsmühle bei Lichtenberg, die Dr. Willke 50 Jahre später unter Landschaftsschutz gestellt hat.

Sein Vater hatte übrigens zu Hause auch einen Taubenschlag, der viele Jahre hindurch seine Freude war und ihm Gelegenheit zu Beobachtungen gab. Der Vater hatte auch eine Kanarienvogel-Hecke, bei deren Pflege er mithelfen konnte und so schon in seiner Jugend Vogelzucht und Vogelsang schätzen lernte. Dr. Willkes Vater Heinrich Willke ist in Woltorf bei Peine, seine Mutter Luise geb. Adenstedt in Broistedt bei Lebenstedt geboren. Die Familie lebte in Woltorf, wo sein Vater jahrelang als Schuhmachermeister tätig war. Später zogen seine Eltern nach Braunschweig und eröffneten hier ein Lebensmittelgeschäft.

Am 28. Januar des Jahres 1876 wurde Otto Willke hier in Braunschweig geboren. Er erblickte also das Licht der Welt als Stadtkind. Er lebte aber nicht nur in den Gassen und Straßen und Häusern der Stadt. Er lernte schon als Kleinkind eine naturhafte Umgebung kennen, da er in dem Fröbelschen Kindergarten von Fräulein Mühe dauernd betreut wurde. Er besuchte dann die Bürgerschule auf der Okerstraße und kam vom 10. Lebensjahre an auf das Braunschweiger Alte Gymnasium „Martino Katharineum“, wo die Lehrkräfte, vor allem Wilhelm Brandes und Richard Elster dem hochbegabten Schüler besonders auf den Gebieten der Geschichte und der Kunst bedeutsame Anregungen gaben.

Als Willke 1895 das Gymnasium absolviert hatte, stand er als vielseitig beanlagter junger Mensch vor der schwierigen Frage, welches Studium er ergreifen könnte. Auf Grund seiner musikalischen Leistungen hatte er Lust, als Musiker durchs Leben zu gehen. Der Vater lehnte aber diesen Plan ab. Er sah in der musikalischen Betätigung eine mehr oder weniger brotlose Kunst. Aus Liebe zur Natur wäre Otto Willke auch gern Oberförster geworden. Aber die Mutter war dagegen. Sie fürchtete, er könne doch leicht im Walde von Wilderern erschossen werden. Da Otto Willke schon damals von dem Gedanken beseelt war, anderen Menschen zu helfen und sie zu betreuen, spielte er mit der Absicht, Pastor zu werden, zumal er als Gymnasiast die hebräische Sprache erfolgreich erarbeitet hatte. Endgültig kam er dann zu dem Entschluß, einen Beruf zu ergreifen, der ihm die beste Möglichkeit gab, möglichst viele Menschen zu einer gesunden Lebensführung zu bringen. Nun war es klar: er wollte Arzt werden. Er studierte also Medizin von 1895 bis 1902 in Leipzig, Göttingen und Berlin.

Von 1902 bis 1904 war er dann als Assistenzarzt am Braunschweiger Marienstift tätig. Am 1. Oktober 1904 ließ er sich als praktischer Arzt hier in Braunschweig nieder. Bis zur Gegenwart hat er jahrzehntelang für das Wohl der Menschen gearbeitet.

Neben seiner ärztlichen Praxis wirkte er unermüdlich und erfolgreich für den Heimat- und Naturschutz. Schon im Jahre 1904 nahm er teil an der Gründung des „Deutschen Bundes für Heimatschutz“. Im Jahre 1908 gründete er mit gleichgesinnten Seelen den „Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz“.

Es ist Tatsache, daß die Menschen besonders leicht in die Geheimnisse der Natur eindringen, wenn sie die Vogelwelt beobachten. Im Hinblick darauf hat Dr. Willke im Jahre 1910 die Braunschweigische Ortsgruppe des „Bundes für Vogelschutz“ gegründet, die ihn im Jahre 1938 zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Während der 40 Jahre, in denen er diese Ortsgruppe leitete, hat er für sie rund 400 Vorträge oder Berichte gehalten und rund 500 Lehrwanderungen oder Fahrten veranstaltet.

Im Volksmunde erhielt der hochgeschätzte Naturarzt Dr. Willke den scherzhaften Beinamen „Vogeldoktor“, aber nicht etwa nur, weil er sich für die Vogelwelt besonders einsetzte, sondern weil das Schild der Ortsgruppe des „Bundes für Vogelschutz“ an seinem Hause hing.

In mehr als 40 Jahren seines Lebens hat Otto Willke im Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz kraftvoll und erfolgreich gewirkt, seit 1924 als Vorstandsmitglied, seit 1946 als Ehrenmitglied. Während dieser langen Zeit hat er nicht nur eine große Anzahl von Aufsätzen und Buchbesprechungen für die Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ beigesteuert und sein Wissen auch oft mündlich in Vorträgen und bei Führungen auf Studienfahrten des Vereins anderen

Heimattreunden vermittelt, sondern er hat vor allem in der Stille viele wichtige Entschlüsse und Maßnahmen des Vorstandes auf dem Gebiete der praktischen Heimatpflege wesentlich mitgelenkt. Als Vertreter des Landesvereins arbeitete er ferner von 1925 bis 1945 im Landesausschuß für Denkmalpflege für das Land Braunschweig mit.

Seine vielseitige hingebende Arbeit für die Heimat fand aber auch bei anderen Verbänden und bei den Behörden dankbare Anerkennung. Schon 1920 wurde Otto Willke in den Beirat des Niedersächsischen Heimatbundes, der Dachorganisation der Heimatvereine in Niedersachsen berufen und gehört ihm noch heute an, seit 1955 als Ehrenmitglied des Heimatbundes. Auch vom Bund für Vogelschutz e. V. in Stuttgart war er wegen seiner großen Verdienste um die Gründung und jahrzehntelange Leitung der Ortsgruppe Braunschweig dieses Bundes 1938 zum Ehrenmitgliede ernannt worden und wurde 1949 durch dessen goldenes Ehrenzeichen ausgezeichnet. Ein Jahr zuvor hatte er bereits die goldene Ehrennadel des Vereins Naturschutzpark in Stuttgart bekommen. Nachdem Otto Willke seit 1915 für die Reichsstelle für Naturschutz in Berlin als Vertrauensmann für das Land Braunschweig tätig gewesen war, wurde er 1933 vom Braunschweigischen Staatsministerium als Landesbeauftragter für Naturschutz im Lande Braunschweig eingesetzt und 1940 nach der Neuordnung des behördlichen Naturschutzes durch das Reichsnaturschutzgesetz zum Kreisbeauftragten für Naturschutz im Stadtkreise Braunschweig ernannt. In Ausübung dieser Ehrenämter setzte sich Dr. Willke erfolgreich dafür ein, daß im Lande Braunschweig 8 Natur- und Landschaftsschutzgebiete von insgesamt 2374 ha Flächengröße gebildet und 18 Naturdenkmale in der Stadt Braunschweig geschützt wurden. Für diese Verdienste um Naturschutz und Landschaftspflege wurde ihm 1954 das Bundesverdienstkreuz (Steckkreuz) des Verdienstordens der Bundesrepublik verliehen. Drei Jahre vorher hatte die Stadt Braunschweig anläßlich seines 75. Geburtstages den meistbegangenen Wanderweg im Naturschutzgebiet Riddagshausen „Dr.-Willke-Weg“ benannt.

Im vorigen Jahre hat Dr. Willke seine Tatkraft auch noch in ganz besonderer Weise verdienstvoll für die Stadt Braunschweig eingesetzt. Schmerzvoll hatte er es erlebt, daß einst naturwissenschaftliche Sammlungen der Stadt und damit dem Lande Braunschweig verlorengegangen waren. Vier wertvolle Sammlungen, zwei Vögelei- und zwei Schmetterlingssammlungen, waren nach Berlin, Bonn, Hannover und Bremen veräußert worden. Dies hatte er nicht verhindern können. Im Jahre 1952 sollte die große Käfer-Sammlung von Heinemann — mit 40 000 Käfern eine Seltenheit ersten Ranges — nun ebenfalls nach außerhalb verkauft werden. Die Fachleute der Technischen Hochschule versuchten die Sammlung zu gewinnen. Es war erfolglos, weil der Staat die Mittel nicht zur Verfügung stellte. Da setzte sich Dr. Willke ein, scheute ein Jahr lang keine Mühe und keinen Weg, um das Geld für den Ankauf der Sammlung aus Kreisen der Wirtschaft zusammenzubringen. Schließlich hatte er tatsächlich mehrere tausend Mark zusammen, so daß er die Sammlung für das Naturhistorische Museum in Braunschweig erwerben konnte.

Auch schriftstellerisch hat sich Dr. Willke betätigt. Er gab im Jahre 1929 eine „Bibliographie des landes- und heimatkundlichen Schrifttums über den Freistaat Braunschweig“ heraus. Das außerordentlich wertvolle Buch wurde von allen Heimattreunden freudig begrüßt. Es kennzeichnet 3000 für die Heimatforschung und Heimatkunde aufschlußreiche Bücher, Aufsätze und Abhandlungen.

Es war damals die einzige Bibliographie einer niedersächsischen Teillandschaft und ist bis heute die einzige ihrer Art geblieben.

Seit Jahren ist Dr. Willke auch bemüht, ein Braunschweigesches Heimatbuch zu schaffen, das sich aus Einzelbeträgen der Sachkenner für die verschiedensten Bereiche der Landes- und Volkskunde, der Siedlungs-, Wirtschafts-, Sozial-, Verfassungs-, Verwaltungs- und Kulturgeschichte der Braunschweigischen Heimat zusammensetzen soll. Eine Anzahl Beiträge liegen fertig vor. Aber die Finanzierung des Druckes ist ungeklärt. Möge es Dr. Willke vergönnt sein, die Herausgabe dieses Heimatbuches als Krönung seines Lebenswerkes durchführen zu können!

Die Vogelwelt in den braunschweigischen Flurnamen

Von Otto Hahne

Außer den Forstakten, die seit dem achtzehnten Jahrhundert auch gelegentlich von den jagdbaren Vögeln berichten, sind die Flurnamen, mit denen unsere Vorfahren Berge und Hügel, Bäche und Senken, Wiesen und Waldstücke bezeichneten, die ältesten Zeugnisse für unsere heimische Vogelwelt. Wie die Äcker und Änger nach den Haustieren, also den Pferden (Scheele = Hengst, Wilde = Stute und Fohlen), den Ochsen und Bullen, Kühen (Queene = mittelniederdeutsch: Kuh) und Kälbern, den Schafen, Enten und Gänsen benannt wurden, so sind mit den Jagdtieren Waldnamen, wie Wolfsgarten, Wolfskuhle, Wolfswarte, Luxhol, Bärenkiste, Foßhöllern, Hirschberg und Herzberg, Dachsbau und Kaninchenberg gebildet. Es wäre daher verwunderlich, wenn nicht auch unsere heimische Vogelwelt zur Namengebung in Feld und Wald beigetragen hätte.

Der Vogler (Fugleri 1000), einer der schönsten Berge des Weserlandes, ist die Vogelweide, wie der Vogelweidehof bei Bozen, nach dem der bekannte Minnesänger Walter von der Vogelweide sich benannte. Einen Vogelsberg gibt es nicht nur in Hessen, sondern auch 1282 bei Goslar, und die Vogelsültze (Ahlum) wird des etwas salzhaltigen Wassers wegen von den verschiedensten Vogelarten aufgesucht. Bei Stadtoldendorf liegt ein Vogelsiek, und das Wasser des Vogelborns (Wenzen) gilt als heilkräftig, auch kommen aus ihm die kleinen Kinder. Vogelsang heißt nicht nur ein wüst gewordenes Dorf bei Vorsfelde, sondern ist auch als Vogelsang in Calvörde, Wolperode und 1341 in Eutin nachweisbar. Als Straßennamen kennt man es zum Beispiel in Wernigerode und Ilsenburg, aber auch in Hersfeld. Vogelheerde, in denen man durch Lockvögel den Fang mit Netzen ausübte, liegen sowohl bei den karolingischen Forsthöfen Ilsenburg, Bodfeld, Hasselfelde und Seesen, als auch bei den mittelalterlichen Burgen Wernigerode, Staufenburg (König Heinrich I. der Vogler), Lucklum, Salder und Groß Veltheim. Selbst die Walkenrieder Mönche haben solche Anlagen bei Wieda und Hohegeiß und die Marientaler Mönche im Lappwalde gehabt. Finkenhütte (Bodenburg) und Finkenherd (Blankenburg und Harzburg) ist nur ein anderer Name für die gleiche Einrichtung, ebenso der Finkener (Kaierde). Flurnamen wie Dohnenstieg (Walkenried) oder Vogelstieg (Hahausen) schließlich erinnern an die Art, wie man im Oktober und November die von Norden kommenden Krammetsvögel in Sprenkeln fing. Die Vogelwiesen (Haieshausen, Schep-pau, Eilum) weisen dagegen auf Pfingstbräuche hin, bei denen nach einem hölzernen Papagei auf der Vogelstange oder Vogelrute mit der Armbrust geschossen wurde.

Greifvögel

Der größte Raubvogel Deutschlands ist der Adler. Die germanischen Sprachen sind im altererbten Besitz des Wortes. Gotisch *ara*, altnordisch *are*, althochdeutsch *aro* haben die kurze Form, während mittelhochdeutsch *arn*, angelsächsisch *earn*, englische Dialekte *ern*, mittelniederdeutsch *arn*t, mittelniederländisch *arent*, altnordisch *orn*, griechisch *ornis* (Grundbedeutung: Vogel) die erweiterte Form bewahren¹⁾. Unser neuhochdeutsches Adler ist erwachsen aus *adal-aro* = Edelaar und wird mit Recht auf die Falknerei des zwölften bis dreizehnten Jahrhunderts zurückgeführt, bei der die Jagdvögel in edle und unedle eingeteilt wurden. Daher kommt auch nur die alte niederdeutsche Bezeichnung des Adlers in unsern alten Waldnamen vor, während Namen wie Adlerhorst, die schon durch ihre Formung und Zusammensetzung mit Horst in der Bedeutung Nest als jünger gekennzeichnet sind, von den Forstbeamten erst seit dem achtzehnten Jahrhundert geprägt wurden. — Daß in unsern Wäldern der 1822 und noch später als „einheimisch“ bezeichnete Steinadler oder Fischadler horstete, beweisen uns die Waldnamen: Ahrendsberg (1320 Arendesberg) bei Harzburg, Harderode und Wangelstedt am Elfaß, Ahrendskopf bei Wittmar, Ahrendsholz (Fallstein), Ahrensklint (= Anhöhe, 1411 Arneklint) bei Schierke, Ahrenswelle (= quelle) im Elm und Ahrendsnest im Hils bei Düstertal. Namen wie Adlerklippen bei Romkerhall und Adlerhorst bei Zorge sind neueren Ursprungs. Der Dreiarnshäu bei Wasserleben am Möllinger Holze dagegen hat gar nichts mit dem Adler zu tun; er heißt vielmehr nach seinem Besitzer Dröwes Ahrens. Man kann an diesem Beispiel sehr schön sehen, daß große Vorsicht nötig ist und man es bei den Namensdeutungen sich nicht allzu leicht machen darf, wenn schwere Fehler vermieden werden sollen.

Dem Bussard, der ja besonders vom Mäusefang lebt, sollten wir lieber seine alte charakteristische Bezeichnung Müser oder Mauser (aus *mus* — *aro* = Mäuseaar entstanden) wiedergeben, als daß wir ihn heute nach französischem Vorbild benennen. Während nun der Bussard und die Gabelweihe sich auffallenderweise nirgends bisher im Feld- oder Waldnamen nachweisen lassen, steht es anders mit dem Habicht. Sein Name (altsächsisch: *habuc*, mnd. *havec*, anord.: *haukr*, engl. *hauc*, lateinisch *capus*) führt mit dem *k*-Suffix, wie in Lerche und Kranich, auf got. *hafjan*, lat. *capere* = fangen, fassen zurück und bezeichnet treffsicher den „Hühnerräuber“ als „Stößer“ und „Greifer“. Sein Horst lag einst einmal in der Habekost (Halle a. Weser und Wenzen). In der Heide gibt es mehrere Dörfer, die den Namen „Habekost“ führen und die aus ihnen in die Stadt gewanderten Bauern heißen dann „Habekost“. In dem bekannten Sperberhai beim Dammhaus-Altenau liegt dagegen der Personennamen eines Köhlers zugrunde.

Eulen

、 Mit den Eulen: (ags. und mnd. *ule*, eine lautmalende Bezeichnung) steht die Sache hinsichtlich der Flurnamen weit schwieriger. Gewiß sind die Uhlenköpfe (Harzburg), der Ulenkopp (Ottenstein) und die Uhlenhorst (Danndorf, Hamburg) nach diesen Vögeln benannt. Der Uhlenkamp (Dobbeln, Volkersheim) und die Uhlenlehne (Ellierode, Greene), das Uhlenloch, eine sehr feuchte Wiese bei Rüningen an der Oker, enthalten aber eher als Zusatzwort das deutsche *al*, *ol*, *ul* = Sumpfwasser, wenn auch heute beim Landvolk diese Namen mit den Eulen zusammengebracht werden, weil die andere Wortbedeutung vergessen ist. Fast unmöglich aber ist es, sicher zu entscheiden, welcher Deutung man den Vorzug

geben soll bei Uhlenberg (Hessen), Große und Kleine Uhlenbusch (Essehof), Uhlenbruch (Hohnsleben), Uhlenwinkel (Olper), Uhlenwerder (Rüningen). Bei der Eulenburg jedoch, einer im feuchten Wiesengrunde an der Kisse bei Kissenbrück gelegenen curtis = fränkischer Wirtschaftshof, ist die Erklärung durch ul = Feuchtigkeit die nächstliegende und richtige, wenn auch die Dorfbewohner den Namen dieses steuerfreien Schriftsassengutes zur Eule in Beziehung setzen. — Eine niederdeutsche Bezeichnung für die große Schleiereule ist huck, so in Huxahl (1378 Hukeshole) = Schleiereulenhöhle bei Diesten, Kr. Celle, Hucksohl, Amt Lauenstein, ebenso in Huckethal und Huckethalskopf, Fo. Königslutter und Hugthal, Fo. Langelsheim.

Rabenvögel

Die Namen Krähen und Raben werden heutzutage in gleicher Bedeutung für denselben Vogel verwandt. Das Wort Krähe (ags. *crawe*, asächs. *kraja*, fries. *krie*, mnd. *kreie*) bedeutet die Kräherin. Es ist eine lautmalende Bezeichnung und abzuleiten von dem Zeitworte krähen (ahd. *kraen*, ags. *crawan*, engl. *crow*). Das Wort wird sehr früh besonders für den Stimmlaut des Haushahns verwandt, wie ags. *honcred*, asächs. *honocrad* = Hahnschrei beweist. Auch der Name des im Verhältnis zur Krähe größeren Raben geht auf den Schrei des Vogels zurück und besitzt Sprachverwandtschaft mit lat. *crepere* = krachen. Seine Namensformen sind ahd. *hraban*, ags. *hraefn*, mnd. und engl. *raven*. Die Bezeichnung wird schon früh gern für Personennamen gebraucht: z. B.: Harabanar auf einem dänischen Runenstein des 6. Jahrhunderts, der Humanist Hrabanus Maurus, Wolfrabe usw.

Der Kolkrabe, *corvus corax*, 1555 Kolkrabe ist, wie die Form Kol-Rabe zeigt, kol = kohlschwarz und krawe (Krähe). Wie man die mittelniederdeutsche Form Brunswik für die Übersetzung ins Hochdeutsche falsch in brun + swig = Braunschweig zerlegte, hat man hier aus der kohlschwarzen Krähe einen kohlschwarzen Raben gemacht. Rök und räk sind die niederdeutschen Namen für diesen jetzt so selten gewordenen, weisen Vogel des Göttervaters Wodan. In Roxhüllen (Dohnsen b. Celle), Rökel (Bockelscamp, Kr. Celle), Roksghege (Habighorst), Rockla und Rockel (Kr. Soltau) lebt er fort, bei uns im Dorfnamen Roclum (Rokele) = rök + la (Wald), Rockesberg und Rookelsberg (1258) bei Groß Denkte, während auf dem Rooke (Nordassel), Rockskamp (Seinstedt) durch niederdeutsches rök = Hügelauwurf eine richtige Deutung finden.

Auf die Raben beziehen sich die Rabendahlstrift (Greene), Rabenssumpf (obere Ecker), Rabenpump (Ottenstein), Rabenklippe (1578—1699 Rawenstein, Harzburg) 1680 Rabenklippe an der Oker und am Königsberge (Brockengebiet), der wilde Rabenstein, Rabensteintal, Große und Kleine Rabenklippe (Hasselfelde), Rabenstein (Ilfeld, Wernigerode), Rabenthal (Rübeland, Stiege), Rabenthalsberg (Zorge), Rabenberg (Calvörde). An solchen Stellen werden Raben genistet haben, ebenso auf dem Rabenhorst (Bortfeld) und den Rabenbäumen (Fo. Helmstedt).

Einen Personennamen dagegen enthält das Rabenswend (Mainzholzen), weil ein Mann Namens Rabe zu Siedlungszwecken den Wald durch Feuer schwinden machte; ähnlich gebildet ist Molmerschwende am Osthartz, der Geburtsort des Dichters Gottfried August Bürger. Gleichfalls auf eine früh wüst gewordene Siedlung weist die Rabenstedt im Lehrer Wohld und Rabenrode im Querumer Walde. In diesem Namen könnte auch der Personennamen Radboden stecken, denn Rabenrode im Eichsfeld ist aus dem urkundlich bezeugten Radbodenrode zusammengezogen.

Einen Kreyenborn 1580 haben Harriehausen, Seboldshausen und Seesen, einen Kreyenberg Gehrenrode, Barmke, Kl. Vahlberg, Heimbürg, einen Kreyenbrink Ottenstein und ein Krähenbruch Rothencamp. Durch Wilhelm Raabes Krähenfelder Geschichten allgemein bekannt geworden ist das Krähenfeld vor dem Augusttore Braunschweigs. Das Kreyenholz bei Steterburg wird 1382 erwähnt; ein Crenlo 1151 ist heute Kreiloh (Volkersheim), ähnlich ferner bei Langelsheim und Börßum. Einen Kraiencamp kennt man in Ackenhausen, Seesen und Hondelage, einen Krähenhagen westlich der Asseburg. Eine Kreyenriede verzeichnet die Flurkarte von Lebenstedt und Broistedt, ein Kreienthal Twieflingen und Dobbeln, schließlich eine Kreyenweise Steterburg. Diese Übersicht, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, zeigt zur Genüge, daß man im Volke mit einer auffälligen Vorliebe gerade nach den Raben und Krähen Waldstücke und Klippen, Bäche und Ackerfluren zu benennen pflegte.

Auf die Dohlen (ahd. *tole*, *thale*, niederdeutsch *Taleke* und *Aleke*) beziehen sich die Flurnamen des Alekenla 1367 (Alversdorf), der Ahlkenweg (Berel), Alekenbaum 1666 (Westerode), Alekenkuhle 1595, Alekenfeld (Bündheim); Alekendorf 1273 bei Hadmersleben enthält dagegen den Personennamen Adelheid.

Hühner- und Entenvögel

Die zuerst im elften Jahrhundert im Althochdeutschen auftretende Benennung des Auerhahns wird besonders in Rücksicht auf anord. und schwedisches *orre* und *orrfugl* (Birkhuhn) zu griechischem *ersen*, *arsen* = Männchen und avestischem *arsan* gestellt, „weil das Männchen beim Auer- und Birkwild sich nicht nur in der Farbe und Größe von der Henne unterscheidet, sondern in der Jägerwelt auch als Balzvogel eine hervorragende Rolle spielt“ (Suolahti: S. 249). Der Name „Männchen“ ist dann zum Gattungsnamen geworden. — Man kann jedoch in ahd. *ûrhano* auch eine alte Ablauform zu anord. *orr* heftig, gewaltsam, schwed. *ör* = wild, toll, norw. *yr* = wild, geil anerkennen und meinen, daß die Bezeichnung des Tieres durch seine wilde, stürmische Art der Liebeswerbung (Nachahmung im Schuhplattlertanz) bedingt sei. Ähnlich ist ja auch der althochd. *urohso* = Auerochs, wilder Ochse und mhd. *ûrgûl* = Wildeber am einfachsten verständlich. Der Auerhahn ist das größte und dem höchsten Jagdherrn vielfach vorbehaltene Federwild unserer Wälder. So berichten denn Briefe und Tagebücher aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von Auerhahnjagden der wolfenbüttelschen Prinzen bei Seesen und Harzburg. 1822 gab es noch Auerhähne im oberen Hils. Der Auersberg (Amelungsborn) und das Auerhahntal (Wieda) waren seine Nistplätze, ebenfalls Hahnenklee bei Goslar und die Hahnenkleeklippen (Braunlage). Das auslaufende *v* des niederdeutschen *klev*, dänisch *kliff* = Klippe ist abgefallen und das hochdeutsche Klippe angehängt, als man die alte Bezeichnung nicht mehr verstand. Auch den bereits 1320 erwähnten Hahnenberg (Oker), den Hanberch 1483 (Cattenstedt), den Hahnenkopf (Rübeland) und das Hahnenmoor (Gifhorn) dürfen wir auf das Nisten von Auerhähnen beziehen. Anders dagegen verhält es sich mit dem Hahnensiek (Stadtoldendorf), denn dieses ist = Hagensiek des dortigen wüsten Quadthagen. Ebenso ist der Hahnenbeek (Altgandersheim) ein Hagenbach, die Hahnefurth (Hasselfelde) = die nach dem Hagen führende Furt, der Hahnenkamp (Leiferde, Seesen) ein Hagencamp (*hagen* = eingefriedigtes und der allgemeinen Nutzung entzogenes Stück Wald oder Feld). Weil die Jagd auf den Auerhahn nur hochstehenden Jagdgästen und der „höchsten Herrschaft“ vorbehalten blieb,

waren hohe Forststrafen für Schädigung des Auerwildes angesetzt. Für ein „ruiniertes Auerhahnnest“ mußte 1763 der Täter zehn Taler, für ein ausgenommenes Haselhahnnest fünf Taler, also eine sehr schwere Strafe bezahlen. Die Wildtaxe für einen Auerhahn beträgt damals 1 Taler, das Schußgeld 12 Mariengroschen, für den Birkhahn 18 und 12, für das Haselhuhn 6 und 6 Mariengroschen.

Der Birkhahn wird 1822 noch in den Laubwäldern des Harzes und Hilses als heimisches Wild bezeichnet, hat aber in den Waldnamen keine nachweisbare Spur hinterlassen.

Die Waldschnepfe, wie überhaupt das zu dieser Gattung gehörige Geflügel, kommt nach dem Bericht von 1822 vorzüglich im Frühjahr und Herbst als Zugvogel, dann aber auch ziemlich häufig vor: „Ein Teil derselben verbleibt indes die Brutzeit bis zum Spätherbst, ja selbst nicht selten den Winter, was heute nicht mehr der Fall ist. Trappen treffen nur einzeln im Winter, Kraniche in Zügen zur Herbst- und Frühjahrszeit schnell vorübereilend ein. Die erlegte Beute ist an das Herzogliche Hofamt in Braunschweig abzuliefern.“ Während bei uns auf die Waldschnepfe hindeutende Flurnamen fehlen, ist Schnepfental in Thüringen bekannt als die Wirkungsstätte des Philanthropen und Pädagogen Saltzmann und Schnepfenwiese (Wohlenrode, Kr. Celle).

„Das Rebhuhn und die Wachtel, das wesentliche Niederjagdgeflügel, findet sich wohl noch genugsam, aber nicht mehr in dem Maße, um die Mühe des herbstlichen Aufsuchens zu lohnen.“ (1822). Während sich das erstere nach dem Umsturz durch das Jagdverbot für die deutschen Jäger wieder vermehrt hat, waren die Wachteln vor 60 Jahren fast ganz verschwunden. „Auch der Wachtelkönig ist noch 1822 gerade nicht selten, allein auf eine große Ausbeute ist, allenfalls mit Ausnahme des Wenzer und Greener Reviers im Bereich des Oberforstamts Stadtoldendorf nicht zu rechnen.“

¹⁾ Hugo Suolahti: Die deutschen Vogelnamen. Eine wortgeschichtliche Untersuchung. Straßburg 1909, K. J. Trübner. 540 Seiten.

Schauermärchen über den Adler

Dichtung oder Wahrheit?

Von Ludwig Lüders

Unter der Überschrift „Die furchtbaren Adler“ bringt der bekannte schwedische Schriftsteller Bengt Berg in der „Stockholms-Tidningen“ am 20. Juni 1955 auf Grund einer Veröffentlichung der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ folgende Entgegnung:

„Die schwedischen Adler scheinen bald eine ähnliche Sensation zu werden wie Filmsterne und Jazzkönige. Sie sind aktuell das ganze Jahr hindurch. Neulich schlug der gefiederte Blitz ein droben im Lapplande in Gestalt eines Adlers, der ein „neugeborenes“ Bärenjunges raubte — im Mai. Bärenjunge pflegen sonst recht pünktlich in einem Winterlager im Februar zur Welt zu kommen. Und das ist noch gar nichts angesichts der gefährlichen schwedischen Adler in der Weltpresse. Im Frühling wurde in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ geschildert, wie die erschrockene Bevölkerung von Öland — „zum größten Teil ein Vogelreservat“ — in ihrer Not die Regierung um Hilfe bat gegen eine Menge „Fischadler“, — man

hatte wohl Seeadler mit Fischadlern verwechselt, — welche die wenigen Einwohner, meistens Fischer, „terrorisierten“. Was mögen die stolzen Oländer dazu sagen? Die Adler griffen Schafe und Kinder an, so daß man nicht wagte, die Kinder zur Schule zu schicken. Ein Adler hatte übrigens noch eine Autotaxe überfallen — es gibt dort davon zwei —, hatte seine Klauen in die Karosserie geschlagen und verfolgte den im Wagen flüchtenden Kraftfahrer über zwei Kilometer.

Die mit Recht als wahrheitsliebend geschätzte deutsche Presse ist wohl unter den Segnungen der Besatzung etwas amerikanisiert worden und mangels eines Krieges unter des Kaisers und der Diktatoren Adlerfittiche müssen die schwedischen Adler die nötige Blutsuppe liefern. Bisher begnügte man sich mit Räubergeschichten über lebensgefährliche Adler, die Memmen von Jägern angreifen, welche dann



Und ist das Auto auch nicht klein —
ein Adler trägt es dennoch ein!

*Zeichnung und Verse
von Sibylle Elsner*

offenbar, wie es dann hinterher heißt, von ihrem Selbstverteidigungsrecht Gebrauch machen mußten. Aber der Adlermut ist gestiegen, jetzt machen sich die gefährlichen Vögel an Bären und Kraftwagen. Es ist schön für das Mammut, daß es in Ruhe schlafen kann. Vielleicht wäre es etwas für die Zivilverteidigung, so tüchtige Adler in die Zwangsrekrutierung zu nehmen . . .“

So weit die Ausführungen Bengt Bergs, in denen uns Deutsche allerdings der vollkommen unberechtigte Kommentar, daß mangels eines Krieges unter des Kaisers und der Diktatoren Adlerfittiche nunmehr die schwedischen Adler der deutschen Presse die nötige Blutsuppe liefern müßten, so unliebenswürdig berührt. Nicht nur aus Schweden, sondern auch aus anderen Ländern der Welt bringen die großen Zeitungsagenturen alljährlich in großer Regelmäßigkeit Schauermärchen über den Adler.

Um die Osterzeit 1955 herum brachten verschiedene Zeitungen eine ap-Meldung vom 8. April aus Istanbul, daß an der türkischen Mittelmeerküste Dorfbewohner die gräßlich verstümmelte Leiche eines vierjährigen Jungen gefunden hätten, der offensichtlich von einem Adler überfallen und getötet sei. Die an der Leiche entdeckten Wunden ließen keinen Zweifel aufkommen, daß ein Adler der Kindesmörder sei. Allerdings wird am Rande hinzugefügt, der Junge sei bereits seit 19 Tagen spurlos verschwunden gewesen.

Ende August 1955 — ebenfalls ap-Meldung, der wieder verschiedene Tageszeitungen zum Opfer fielen — überfiel ein Adler in der Nähe von Bozen bei San Valentino zwei Österreicher, die mit ihrem Motorrad nach Meran unterwegs waren. Bei dem Versuch, sich gegen die Schnabelhiebe zu wehren, verlor der Fahrer die Kontrolle über seine Maschine. Das Motorrad prallte gegen einen Stein und stürzte um. Erst jetzt ließ der Adler von seinen Opfern ab und flog davon. Die Österreicher konnten ihre Fahrt nach Meran fortsetzen, wo ihre Wunden behandelt wurden.

Wie alljährlich und zwar mit einer ganz bestimmten Regelmäßigkeit jedem Zeitungsleser das Wiederauftauchen der jahrhunderte alten Seeschlange von Loch Ness in der Irischen See aufgetischt wird, bringen in jedem Jahre — ich verfolge diese Mitteilungen seit drei Jahrzehnten und habe eine hochinteressante und sehr reichhaltige Sammlung „Schauermärchen über und vom Adler“ anlegen können — Berichte von den Greuelthaten unseres stolzen Wappenvogels, für dessen Erlegung noch vor wenigen Jahren Schußprämien gezahlt, heutigen Tags für erfolgreichen Horstschutz von Natur-, Jagd- und Vogelschutzbünden hohe Belohnungen ausgesetzt sind. Kind angefallen und mehr oder weniger verletzt, jedoch im letzten Augenblick durch herbeieilende Landleute, die den Missetäter mit Mistgabeln vertreiben konnten, gerettet; junge anmutige Sennerin auf der Alm durch die Krallen eines Adlers im Gesicht schwer verletzt und gräßlich verstümmelt; große Schaf- und Ziegenherden durch Adlerpaar an den Rand eines Abgrundes getrieben und in die Tiefe hinabgestürzt; schwerer Ochse angefallen und mit in Höhe zum fernen Horst getragen und dergleichen mehr.

Auch die Gegenden, in denen sich diese Untaten ereigneten, sind stets dieselben: Skandinavien, Alpen, Balkan, Spanien, Kleinasien, Indien und die Anden Südamerikas.

Es ist bekannt, daß verschiedene Vogelarten — Greifvögel und Eulen, Rohrdommel u. a. m. — sich und ihre Brut gegen Angriffe zur Wehr setzen und zum

Schutze auch angriffsweise vorgehen. Der angreifende Vogel braucht auch nicht gleich „tollwütig“ zu sein, wie im Mai dieses Jahres eine hannoversche Zeitung berichtete. Hier mußte sich der Verletzte sogar auf Anordnung des behandelnden Arztes noch einer Tollwutschutzimpfung in Hannover unterziehen.

Aber alle weiteren Ausschmückungen sind Fabeleien sensationslüsterner Zeitungsberichter. Aus Stoffmangel oder rechnend auf die Einfalt des Lesers nehmen sie den alten Ladenhüter „Adler“ aus der Schublade heraus, um dem Zeitungsleser einen mehr oder minder großen Nervenkitzel aufzutischen. Hier sollten die Schriftleiter etwas vorsichtiger sein, bevor sie derartige Schauer-märchen in ihren Zeitungen zum Abdruck bringen.

Wie sieht nun die Wirklichkeit mit den ap-Meldungen aus Istanbul und Bozen aus?

Die Leiche des 4jährigen kleinen Türken, der sich sicher verirrt hatte und schließlich verhungert war, wurde von aassfressenden Geiern, die bekanntlich in allen südlichen Ländern, Städten und Dörfern für die Vertilgung der Abfälle sorgen und sich dadurch sehr nützlich machen, entdeckt und angenommen. Diesen fürsorglichen Vorgang können wir ja auch in unserer heimatlichen Natur jeden Tag erleben, wenn Wildschweine, Füchse, Krähen, Milane und andere Tiere jedes Stück Fallwild annehmen und bis auf einen kleinen Rest vertilgen.

Mit großer Wahrscheinlichkeit werden die österreichischen Motorradfahrer aus uns unbekannten Gründen gestürzt sein und sich mehr oder weniger verletzt haben; ein Vorgang, der sich leider alltäglich vor unseren Augen abspielt. Um die Ursachen ihres Sturzes zu bemänteln oder um sich selbst interessant zu machen, wurde der Angriff des Adlers erfunden. Ein Zeitungsberichter hat diese Erzählung sofort begierig aufgegriffen und an die „ap“ weitergegeben, von der sie nun überall in die Lande hinausging.

Die Vogelwarten, der Bund für Vogelschutz e. V. und andere vogelkundlichen Vereinigungen sind schon seit Jahrzehnten derartigen Greuermeldungen nachgegangen und haben an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen versucht. Vergebliche Mühe, da man dort meistens nichts von derartigen Greuertaten des Adlers wußte!

Der Bär in ostfälischen Flurnamen

Von Werner Flechsig

In der Festschrift zu Otto Wilkes 75. Geburtstage habe ich über „Baum und Strauch in ostfälischen Flurnamen“ berichtet und dabei festgestellt, daß es nicht möglich ist, aus Flur- und Forstortsnamen ein lückenloses, zuverlässiges Bild von der früheren Verbreitung bestimmter Pflanzenarten in der heimischen Landschaft zu gewinnen¹⁾. Manche unter den heute und sicher auch früher weit verbreiteten Holzgewächsen erscheinen nämlich gar nicht oder doch nur recht vereinzelt in Geländenamen, andere, wesentlich seltenere Arten dagegen unverhältnismäßig häufig.

Dasselbe gilt von den wildlebenden Säugetieren unserer Heimat. Wir können aus Flur- und Forstortsnamen zwar ablesen, wo eine bestimmte Tierart in vergangenen Zeiten einmal vorgekommen ist, dürfen aber aus dem Fehlen entsprechender Geländebezeichnungen an anderen Stellen nicht ohne weiteres folgern,

daß dort die fragliche Tierart nicht ebenfalls gelebt haben kann. Der Naturforscher sollte daher nicht mit allzu großen Erwartungen an die Auswertung von Flur- und Forstortsnamen für sein Fachgebiet herangehen. Unentbehrlich sind sie für ihn aber doch, weil sie zumeist Zeiten entstammen, aus denen wir nur wenige und noch dazu recht lückenhafte und ungenaue Quellen anderer Art über die Verbreitung der heimischen Pflanzen- und Tierarten besitzen. Das gilt vor allem für die ausgestorbenen Raubtiere, von denen nur gelegentlich alte Jagdberichte künden. Für die Kenntnis ihrer einstigen Verbreitung ist jeder Hinweis in Geländebezeichnungen besonders wichtig.

Die folgenden Angaben sind teils den handschriftlichen Sammlungen des Braunschweigischen Flurnamenarchivs²⁾, teils mündlichen und brieflichen Mitteilungen anderer Flurnamensammler³⁾, teils älteren und neueren Veröffentlichungen über ostfälische Flurnamen⁴⁾ entnommen. Um Platz zu sparen, verwende ich hier die Abkürzungen hd. = hochdeutsch, BW. = Bestimmungswort (erstes Glied zusammengesetzter Namen, GW. = Grundwort (2. Glied zusammengesetzter Namen), FIN. = Flurname oder Forstname, Fo. = Forstort, PN. = Personennamen, Kr. = Landkreis, Stkr. = Stadtkreis, Al. = Alfeld, Bl. = Blankenburg, Br. = Braunschweig, Ga. = Gandersheim, Gi. = Gifhorn, Gos. = Goslar, Gött. = Göttingen, Halb. = Halberstadt, Hald. = Haldensleben, He. = Helmstedt, Hi.-Ma. = Hildesheim-Marienbourg, Ho. = Holzminden, Ma. = Magdeburg, No. = Northeim, Ost. = Osterode, Sa. = Salzgitter, Wa. = Wanzleben, We. = Wernigerode, Wolf. = Wolfenbüttel und Wolm. = Wolmirstedt. Die Angaben über mundartliche Tiernamen entstammen dem Braunschweigischen Wörterbucharchiv⁵⁾.

Es gibt in Ostfalen eine beträchtliche Anzahl von FIN. mit Bär(en)- 'als BW., deren Deutung bisher umstritten war. Richard Andree⁶⁾ bezog im Braunschweigischen nur den *Barenberg* bei Offleben und den Fo. *Bärenwinkel* im Forstrevier Helmstedt auf das ausgestorbene größte Raubtier unserer Heimat, den *Bärwinkel* bei Olper dagegen auf den zahmen Eber, der im Mittelalter *bér* hieß und die Flurstücke *Bärenkamp*, *-morgen*, *-winkel* und *-busch* bei Erkerode, Flechtorf, Wendhausen, Woltorf und Runstedt auf *bére*, den niederdeutschen Namen der Birne. Paul Alpers⁷⁾ schwankt in der Deutung der entsprechenden FIN. des Kr. Celle zwischen dem Bären, dem zahmen oder wilden Eber und dem in Niedersachsen nicht ganz seltenen PN. Beer(e), Behr(e) oder Bär.

Entscheidend für die Klärung dieser Frage ist in jedem einzelnen Falle die mundartliche Aussprache der Namen. Der Bär heißt überall in den ostfälischen Mundarten *Bäre*, mit einem offenen langen *e*. Erklingt dieser Laut in der ersten Silbe des strittigen FIN., so muß die Birne als BW. aus der Betrachtung von vornherein ausscheiden. Die Birne heißt wie die Beere in Ostfalen entweder *Bēre* mit einem geschlossenen langen *e* oder dort, wo geschlossenes *e*, *o* und *ö* „verengt“ werden, *Biere* bzw. *Bīre*. Auch das aussterbende Wort *Bēr(e)* für ‚Eber‘ hat in seinem heutigen Geltungsbereich südlich einer Linie Papenburg — Cloppenburg — Diepholz — Syke — Verden in der Regel geschlossenen Stammsilbenvokal (*ē*, *ī*). Nur dort, wo im nordwestlichen Ostfalen wie im östlichen Westfalen heute der aus germanischem *ai* entstandene mittelniederdeutsche *e*-Laut (*ê*²) in offener Silbe als *ä*, *äi* oder *ai* gesprochen wird, sagt man auch *Bär(e)*, *Bäier(e)* oder *Bair(e)* für den Eber, so z. B. in Ruthe, Kr. Hi.-Ma., Betheln, Kr. Al. und Coppengrave, Kr. Ho.⁸⁾ Das Alter dieser Sonderentwicklung des mnd. *ê*² zu *ä*, *äi* und *ai* ist leider nicht bekannt, so daß wir einen Geländennamen aus dem nordwestlichen Ostfalen mit

dem BW. *Bären-* auch dann nicht rein vom Sprachlichen her deuten könnten, wenn er schon aus dem 17. oder 18. Jahrhundert überliefert wäre. Die Sache wird dadurch noch schwieriger, daß durch die ganze mittelniederdeutsche Zeit hindurch bis in das 16. und 17. Jahrhundert hinein jeder lange *c*-Laut ohne Unterscheidung der geschlossenen und offenen Qualität als *c* geschrieben wurde. Aus dem Schriftbilde ist also zunächst gar nicht zu ersehen, wo ein geschlossenes und wo ein offenes *e* gemeint war. Erst im 16. Jahrhundert dringt die hochdeutsche Schreibung *ä* für den offenen Laut auch in die ostfälischen Schreibstuben ein und setzt sich im 18. Jahrhundert völlig durch. Wo die Landmesser des Herzogs Karl I. von Braunschweig in den Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibungen oder auf den Karten der General-Landesvermessung um 1750—1770 *Bären-* oder *Bär-* schreiben, kann man also sicher sein, daß sie ein offenes langes *e* wiedergeben wollten.

Kann man bei einigen FIN. mit dem BW. *Bär(en)-* in den Kr. Hi.-Ma., Al. und Ho. aus lautgeschichtlichen Gründen auch im Zweifel sein, ob das Raubtier oder der Eber gemeint ist, so neigt sich die Waagschale doch auch dort immer mehr zugunsten des Raubtieres, wenn wir uns klar machen, welche Gesichtspunkte unseren Vorfahren bei der Bildung ihrer FIN. wichtig waren. Wohlte man z. B. ein Flurstück nach einem einzelnen Birnbaum oder einer Gruppe von solchen benennen, so durfte das GW. *-bōm* nicht fehlen, weil ja in der freien Landschaft außerhalb der dörflichen Obstgärten nicht so sehr die Früchte eines Baumes wie die Baumgestalten im ganzen als Grenzzeichen oder sonstige Landmarken Beachtung fanden. Wir finden daher mehrfach den FIN. *An'n Bērbōm* (so etwa 1930 bei Saalsdorf, Kr. He.) oder *Bī'n Bērbōmen* (so 1934 bei Gr. Twülpstedt, Kr. He.), und es wäre auch eine Bildung wie *Bērbōmskamp* durchaus denkbar, keinesfalls aber eine elliptische Bildung, wie etwa *Bērenkamp* oder gar *Bärenkamp* als Name eines Kampes, auf oder bei dem Birnbäume standen. Aus einem anderen Grunde halte ich die Ableitung des BW.s *Bär(en)* vom Eber in den meisten Fällen für unwahrscheinlich. Wo Tiere in FIN. erscheinen, wird in der Regel der allgemeine Artname und nicht der Sondernamen des Männchens oder des Weibchens als BW. gewählt, also *Rē* statt *Rēbock*, *Katte* statt *Käter* oder *Bolze*, *Zēge* und *Schāp* statt *Bock*, *Hāmel*, *Snucke* und *Zibbe* (*Kibbe*), *Su* oder *Swīn* statt *Bēre*, *Kempe* und *Keiler*. Die zahmen männlichen Zuchttiere erscheinen nur dann mit ihren Sondernamen, wenn ihnen eine eigene Weidefläche vorbehalten war, wie etwa den Hengsten, oder wenn der Betreuer eines auf Gemeindegeld gehaltenen Tieres (Stier oder Eber) dafür durch Nutzung eines Stückes Gemeindeland entschädigt wurde. Diente ein solches Stück dem Pfleger des Gemeindebullen, so konnte es *Bullenblēk* oder *Bullenwīsche* genannt werden, diente es dem Betreuer des Gemeindecbers, so hieß es dort, wo in Ostfalen der Eber *Kempe* genannt wird, *Kempenblēk* oder *-wīsche*. Es wäre also denkbar, daß in älterer Zeit, als man noch *Bēre* statt *Kempe* sagte, ein derartiges Landstück den Namen *Bērenblēk* oder *Bērenwīsche* geführt haben könnte. Ein solches *Beerenbleek*, auch *Bärenbleek* geschrieben, gab es 1762 bei Windhausen, Kr. Ga., eine *Behrwiese* (1934 *Bärwisch* ausgesprochen) fand ich bei Harsum, Kr. Hi.-Ma. Dieses Stück soll aber früher Wald gewesen sein, so daß eine Beziehung zum zahmen Eber wieder fragwürdig wird. Der wilde Eber kann ja bei solchen Namensbildungen sowieso nicht Pate gestanden haben, weil bei den wilden Tieren jeder Grund für eine gesonderte Berücksichtigung der Männchen, wie schon erwähnt, entfiel.

Vor allem aber ist nicht erwiesen und wird sich auch wohl kaum klären lassen, ob überall in Ostfalen, wo heute der Eber *Kempe* heißt, dafür früher der Name *Bär(e)* gebräuchlich gewesen ist. Dieser Name ist zwar in Braunschweig 1439 in einer Sammlung von Stadtgesetzen als *ber* bezeugt und erscheint als *berswin* auch 1400 in den Kämmereirechnungen dieser Stadt. Da aber Braunschweig ziemlich nahe an der Nordgrenze der ostfälischen Sprachlandschaft liegt, könnten hier auch nordniedersächsische Spracheinflüsse aus dem Kr. Gi. wirksam gewesen sein. In dieselbe Richtung weist die von R. Andree⁹⁾ ohne Ortsangabe angeführte Form *bärswîn* für das verschnittene männliche Schwein, die im ostfälischen Kerngebiet heute unbekannt ist. *Kempe* ist als Name des Ebers in Ostfalen schon seit dem frühen 16. Jahrhundert bezeugt, so 1505 im Inventarverzeichnis der Harzburg, 1567 in einem bäuerlichen Hofinventar von Kl. Bartensleben, Kr. Hald., 1630 in Rautheim, Kr. Br., 1645 in der amtlichen Taxordnung für das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel, um 1650 in einem Braunschweiger Mundartgedicht, 1745 in Lichtenberg, Stkr. Sa., 1754 in Bienrode und Lehre, Kr. Br., 1760 in Gr. Vahlberg, Kr. Wolf., 1768 in Helmstedt-Marienberg, 1774 in Jerxheim und Lelm, Kr. He., ferner in den Flurnamen *Kempenbleek* bei Broitzem (1771) und Rüningen (1773), Kr. Br., Leinde (1756), Kr. Wolf., und Reppner (1779), Stkr. Sa. sowie *Kämpenkule* bei Warbsen (1760), Kr. Ho. Der Name *Kempe* galt also bei uns schon zu einer Zeit, als die Bären noch nicht ausgestorben waren. Auch aus diesem Grunde möchte ich die meisten FIN. mit *Bären-* oder *Bär-* in Ostfalen nicht auf den Eber, sondern auf das Raubtier Bär bzw. auf den nach ihm gebildeten PN. beziehen.

Außer den schon genannten FIN. *Bärenblēk* und *Bärwisch* sind mir bis jetzt folgende Zusammensetzungen mit *Bär(en)-* bekannt geworden: *Bärenanger* und *Bärenbarch* bei Erkerode, Kr. Br.; *Bärenbrauk* (hd. *Bärenbruch*) bei Buntentock, Kr. Zellerfeld im Harz, Schönhagen, Kr. No. im Solling und Wieckenberg, Kr. Celle (hier soll um 1500 der letzte Bär des Kr. Celle erlegt sein¹⁰⁾); *Bärenbü* bei Gandersheim (1671); *Bärenbusch* bei Warberg, Kr. He. (1746 *der böse Bähren Busch*, 1754 *Bassebeeren Busch?*) und Holenberg, Kr. Ho. (1766 *Bärenbusch*, 1934 *under'n Beärenbusch*); *Bärendäl* bei Wibbecke, Kr. No. (hd. *Bärental*); *Bärengarten* (hd.) am Eckertal bei Bad Harzburg (1566, 1578 und 1666 erwähnt, als Fangplatz für lebende Bären ausgebessert 1666/67¹¹⁾) und auf dem Bergrücken Acker im Harz; *Bärengrund* bei Zielitz, Kr. Wolm., Harbke, Kr. Hald., Adersheim, Kr. Wolf. und Greene, Kr. Ga. (1757); *Bärenhöhe* bei Stiege (1528 *Berenhöhe*, 1727 *Bähren Höhe*) und im Forstamtsbezirk Hasselfelde II (1767 und 1820 *Bärenhöhe*, 1942 *Bärenhē*, wo sich bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts Bären gehalten haben sollen¹²⁾), Kr. Bl.; *Bärenhöl* bei Schöningen, Kr. He. und Engelade, Kr. Ga.; *Bärenkamp* bei Hattorf, Kr. Gi. (1748 *Bären-*, 1841 *Bairenkamp?*), Querum, Stkr. Br. (mit *Bärenburg*) Weddingen, Kr. Gos., Ellierode (1757 eine Koppelweide) und Münchhof (-*kämp*), Kr. Ga. sowie Wathlingen, Kr. Celle; *Bärenkeste* beim Marienbach an der Straße Harzburg—Braunlage im Harz (1663 *Bärenkaste*, nach einem Brief des Prinzen Rudolf August vom 16. Juli 1663 eine Bärenfangstelle, 1680 in ihrer Einrichtung beschrieben¹³⁾); *Bärenklippe* eine der Hohneklappen im wernigerödischen Harz; *Bärenköppe* auf dem salzgitterischen Höhenzuge bei Othfresen, Kr. Gos. und im Solling bei Neuhaus (*Bärenkopf*); *Bärenkule* bei Königslutter, Kr. He., und Wittmar, Kr. Wolf.; *Bärenlage* bei Hattorf, Kr. Gi. (1575 *furm Berenlage*, 1669 *auf dem Berenlage*, 1788 *Bährenlage*); *Bärenloch* (hd) bei Nöschenrode, Kr. We. (1747), *Bärenmorgen* bei Cremlingen (1773) und Erke-

rode, Kr. Br.; *Bärenrücken* (hd. *Bärenrücken*) im Forstrevier Blankenburg; *Bärensiek* bei Westerbrak, Kr. Ho. (1761); *Bärensöl* im Forstrevier Schöningen; *Bärenstein* im Radautal bei Bad Harzburg, Kr. Wolf. (1578 *Berenstein*, 1680 *Bärenstein*) und Michaelstein, Kr. Bl.; *Bärenwinkel* im Forstrevier Helmstedt, bei Lelm (16. Jahrhundert *Borenwinkel?*, 1774 *Bärenwinkel*), und Rübke, Kr. He., Flechtorf (1754) und Wendhausen (1754), Kr. Br., Mörse, Kr. Gi. (1737), Bornhausen, Naensen und Wolperode (1753), Kr. Ga., Kl. Freden, Kr. Al. und Hambühren (ein Holzanger), Kr. Celle. Nur im Kr. Celle, der wegen seiner ostfälischen Randlage hier nur beiläufig mit erfaßt wird, gibt es ferner *Bärenblau* bei Ahsbeck und Lachendorf (Heide), *Bärenfläße* und *Bärengräben* ebenfalls bei Lachendorf (Weideland), *Bärenklint* bei Wieckenberg (1666 *Behren Klinte*), *Bärenkolk* bei Oppershausen, *Bärenmaur* bei Eldingen (1779 *Bärenmoor*) und *Bärenstelle* bei Hambühren (1546 *Bernstallung*, wo 1378 ein Bär gestellt sein soll).

Ob die mit *Bär-* statt mit *Bären-* gebildeten FlN. den vorigen zugerechnet werden dürfen, läßt sich nicht sicher entscheiden. Da ich aber kein anderes Appellativum im ostfälischen Wortschatz gefunden habe, das hier statt des *Bären* das BW. geliefert haben könnte, stelle ich einstweilen auch die folgenden Namen hierher: *Bärbuschbreite* (hd.) bei Runstedt, Kr. He. (1858); *Bärhorst* (hd.) bei Sülfeld, Kr. Gi. (1587 *hinder der Beerhorst*, 1600 *bei der Bernhorst*, 1624 *bei der Behrhorst*, 1781 *Bährhorst*), *Bärberg* bei der Steinernen Renne im wernigerödischen Harz (1407/29 *an dem Bernbergh*, 1557 *Garten am Behrberge*, 1581 *Berberg*, 1695 und 1714 *Beerberg*, 1763 *Bärberg*); *Bärwinkel* bei Braunschweig vor dem Wentdore (1412 *Berwinkel*) und bei Osterwiek, Kr. Halb. (ein wüstes Dorf, 1292 *Berwinkele*, 1303 *Berwinkele*, 1485 *Barwinkel*, 1514 *Berwinckel*, 1558 *Barwinckel*). Auszuscheiden ist aus diesem Zusammenhange allerdings der *Bärwinkel* bei Olper, Stkr. Br., der nachweislich aus *Borwinkel* entstellt ist und auch im Volksmunde *Borrwinkel* heißt. Bemerkenswert ist bei der *Bärhorst* und beim *Bärberg* das gelegentliche Auftauchen einer flektierten Form (*Bern-*) im Wechsel mit den vorherrschenden unflektierten. Ein solches Schwanken in der Wortbildung zeigt sich auch sonst bei zusammengesetzten Wörtern in der ostfälischen Volkssprache. So stehen nebeneinander *bärbütich* ‚bärbeißig, barsch‘ und *bärenmäßich* ‚groß, schwer, stark‘, *Bockfell* (Br. 1379 *Bokvel*) und *Bocksöge* (Br. 1423 *Bokesoghe*), *Lindbarch* (Br. 1369 *Lintbergh*) und *Linnenbarch* ‚Lindenberg‘, *Wütholt* (in hd. FlN häufig *Wiedholz*) ‚Weidengehölz‘ und *Wienholt* ‚Holz des Weidenbaumes‘, *Dachlön* (so heute und schon 1522 *daglon* in Br.) ‚Tage-lohn‘ und *Däestüt* ‚Tageszeit‘. Diese Beispiele ließen sich noch beliebig vermehren, ohne daß eindeutig klar würde, aus welchen Gründen der Volksmund einmal die unflektierte, das andere Mal die flektierte Form bevorzugt.

Ob bei den aufgeführten FlN. ein PN zugrunde liegen kann, läßt sich nur klären, wenn man den gesamten PN.-Bestand der betreffenden Orte aus den letzten drei Jahrhunderten durchprüft. Daß entsprechende Namen in Ostfalen nicht ganz selten waren, zeigen die Musterungsrollen des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Familien des Namens Beer(e), Behr(e) oder Bär(e) lebten damals in 28 von 494 Orten des Fürstentums Calenberg-Göttingen¹⁴). Selbst wenn ein derartiger PN. aber auch in einem Orte nachzuweisen ist, bei dem es einen Geländenamen mit *Bär(en)-* gibt, so ist auch damit noch nicht in jedem Falle erwiesen, daß dem Geländenamen der PN. zugrundeliegt und nicht der Aufenthalt von Bären in der dortigen Gegend. Es gibt nämlich, so weit ich bisher beobachtet habe, bestimmte Grundwörter, mit

denen bei uns nie oder doch nur äußerst selten PN. verbunden werden, wie z. B. -barch, -dål, -grund, -höl, -sik, -kopp, -stain, -brauk und -lå(ge). Häufiger dienten PN. als BW. für FlN. bei Bezeichnungen für landwirtschaftlich genutzte Flächen wie -kamp, -morgen, -braie, -bläk und -wische.

Gegen einen stärkeren Anteil von PN. bei den FlN. mit *Bär(en)* spricht wie gegen die Deutung des BW. als ‚Eber‘ schließlich auch die geographische Verteilung unserer Namen. Sie finden sich nämlich nicht gleichmäßig über ganz Ostfalen verstreut, sondern beschränken sich im wesentlichen auf die heutigen oder ehemaligen großen Waldgebiete wie Harz, Solling, Vogler, die Bergwälder des Leinetales, Heber, Lehrer Wohld, Elm, Lappwald, die Auewälder des Allertales und die Heidewälder des Kr. Celle. Über Bärenjagden haben wir leider nur einige Nachrichten aus dem Harz und seinen Randgebieten sowie aus dem Kr. Celle. Nachrichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert über Bären im Harze bei Stolberg, Wernigerode, Ilsenburg, Stapelburg, Harzburg und am Brocken hat Eduard Damköhler 1925 zusammengestellt¹⁵⁾. Er erwähnte dabei auch die Erlegung von drei Bären auf einer Jagd bei Lutter a. Bbg. im Jahre 1637. Der letzte Bär des anhaltischen Harzes soll nach der von Damköhler benutzten Literatur 1696, der letzte Harzbär überhaupt 1705 am Brocken geschossen worden sein.

¹⁾ Jahrbuch der Naturwarte Braunschweig Bd. I, Braunschweig 1951. S. 67—75.

²⁾ Braunschweigisches Flurnamenarchiv des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz in der Geschäftsstelle des Vereins, Braunschweig, Mönchstr. 1.

³⁾ Mündliche Auskünfte von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstr. 28, aus seiner umfangreichen Sammlung braunschweigischer FlN. — Schriftliche Auskünfte von Tierarzt Dr. Albert Hansen, Eilsleben, aus seiner noch unveröffentlichten Sammlung der FlN. des Kr. Haldensleben. — Schriftliche Auskünfte aus der noch ungedruckten Dissertation über die Flurnamen des Stadtkr. Magdeburg und des Kr. Wanzleben von Werner Burghardt in Magdeburg. Diesen drei Forschern sei für ihre selbstlose und bereitwillige Hilfe auch hier noch einmal herzlichst gedankt.

⁴⁾ a) Grosse, Walther: Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929.

b) Lüders, Ludwig: Die Bach-, Flur-, Forst- und Wegenamen des Amtsbezirks Fallersleben (in: Unsere Heimat. Wöchentliche Beilage zur Allerzeitung 1932—1934).

c) Wieries, Richard: Geschichte des Amtes Harzburg nach seinen Forst-, Flur- und Straßennamen. 2. Aufl. Braunschweig 1937.

d) Alpers, Paul und Barnscheer, Friedrich: Celler Flurnamenbuch. Celle 1952.

⁵⁾ Braunschweigisches Wörterbucharchiv im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum, Braunschweig, Mönchstr. 1.

⁶⁾ Andree, Richard: Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901. S. 87.

⁷⁾ a. a. O. wie 4 d); hier S. 109.

⁸⁾ Diese Angaben über Ber ‚Eber‘ aus dem Archiv des Niedersächsischen Wörterbuches verdanke ich Herrn Prof. Dr. Heinrich Wesche in Göttingen.

⁹⁾ a. a. O. wie 6); hier S. 213.

¹⁰⁾ a. a. O. wie 4 d); hier S. 101.

¹¹⁾ a. a. O. wie 4 c); hier S. 19.

¹²⁾ nach Wilhelm Matthias in der handschriftlichen Sammlung der Forstortsnamen der Forstämter Hasselfelde I und II im Braunschweigischen Flurnamenarchiv.

¹³⁾ a. a. O. wie 4 c); hier S. 19.

¹⁴⁾ Burchard, Max: Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1935. S. 393.

¹⁵⁾ Damköhler, Eduard: Bedeutung des Forstortsnamens Bärenrücken. (in: Braunschweigisches Magazin 1925. S. 26—30).

„Urlandschaft“ und „Kulturlandschaft“

Von Alfred Tode

Das große Interesse, das alle Freunde des Heimat- und Naturschutzes an der Entwicklung „natürlicher Wälder“ innerhalb der Natur- und Landschaftsschutzgebiete nehmen, läßt es erwünscht erscheinen, einmal die Begriffe „Urlandschaft“, „Urwald“, „natürlicher Wald“, „Kulturlandschaft“ und „Kulturwald“ zu umreißen und dabei genauer zu erkennen, was wir im Rahmen des heutigen Landschaftsschutzes anstreben können. In dieser Skizze sollen daher ein paar Gedanken zu den Fragen geäußert werden: Ist „Urlandschaft“ ein eindeutiger Begriff? Gibt es heute noch „Urwälder“? Von welchem Zeitpunkt an können wir von einer „Kulturlandschaft“ in Mitteleuropa sprechen? Sollen wir in unseren Naturschutzgebieten „Urwälder“ entwickeln?

Der Begriff „Urlandschaft“ hat im Laufe der Forschung mehrere Deutungen erfahren. Eigentlich sollte „Urlandschaft“ nur für die Landschaft gebraucht werden, die bestand, ehe der Mensch Veränderungen im natürlichen Landschaftsbild hervorrief. Wann dies der Fall war, wann also die ersten merkbaren Veränderungen, direkte Eingriffe oder indirekte Einflüsse durch den Menschen beginnen, wird uns gleich noch beschäftigen. Es gibt aber noch andere Deutungen für den Begriff „Urlandschaft“: Der Geograph Otto Schlüter stellte eine „theoretische Urlandschaft“ einer „historischen Urlandschaft“ gegenüber. Die „theoretische Urlandschaft“ bedeutet nach Schlüter die Landschaft, die — durch Boden und Klima bedingt — unseren Boden heute bedecken würde, wenn es nie eine menschliche Besiedlung und Kultur gegeben hätte¹⁾. Es mag hier gleich eingefügt werden, daß eine solche Landschaft äußerst schwierig zu rekonstruieren ist, da der wichtige Faktor Boden durch natürliche, aber auch menschlich bedingte Oberflächenveränderungen im Laufe der letzten Jahrtausende stark gewandelt ist. Wie schwer ist dadurch die Bestimmung der heutigen Bewachsung im Sinne einer „theoretischen Urlandschaft“! Die Beurteilung z. B. der Waldfeindlichkeit eines Bodens, ob sie durch natürliche Bodenentwicklung (Bleichung, Entkalkung usw.) oder als Folge menschlicher Kultureinflüsse zu erklären ist, geht bei den verschiedenen Forschern weit auseinander.

Dieser schwierig zu fassenden „theoretischen Urlandschaft“ steht die „historische Urlandschaft“ Otto Schlüters als die Landschaft zur Zeit der ersten Besiedlung gegenüber. Aber was heißt „erste Besiedlung“? Schlüter selbst hat für seine Urlandschaftskarte Mitteleuropas²⁾ die Zeit „vor Beginn der großen Rodungen“ angesetzt, da er ebenso wie der Geograph R. Gradmann für den gesamten Zeitabschnitt bäuerlicher Kulturen von der Jungsteinzeit bis zur Völkerwanderungszeit eine ziemlich konstant bleibende menschliche Siedlungsfläche in Mitteleuropa annahm, die erst durch die großen mittelalterlichen Rodungen wesentlich verändert worden wäre. Die historische Landschaftsforschung der letzten Jahrzehnte hat aber gezeigt, daß eine Konstanz der Siedlungsflächen in manchen Gebieten nicht bestanden hat, so daß eine solche „historische Urlandschaft“ in der Jüngeren Steinzeit ganz anders aussah, als etwa zur älteren Eisenzeit oder in der Völkerwanderungszeit. Es wird daher heute vor allem auf Grund der Fortschritte in der vorgeschichtlichen Siedlungsforschung eine prähistorische oder historische Urlandschaft aus einer ganzen Reihe verschiedenartiger naturwissenschaftlicher

und kulturwissenschaftlicher Quellen auf den jeweils geforderten Zeitpunkt ausgerichtet, wobei natürlich auch heute noch manche Unsicherheiten bestehen.

Betrachten wir die Entwicklung der menschlichen Besiedlung und Kultur in Mitteleuropa, so können wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß in der gesamten, mehrere hunderttausend Jahre umfassenden Altsteinzeit der als Wildbeuter in Tundra, Steppe oder Wald lebende Mensch das Bild der Landschaft nicht verändert hat, auch wohl nicht hätte verändern können. Selbst die etwa auf Menschen zurückzuführenden gelegentlichen Wald- oder Steppenbrände veränderten im Grunde die Landschaft keineswegs, da die entstandenen Freiflächen nie künstlich freigehalten wurden, sondern nach kurzer Zeit wieder ihr natürliches Landschaftsbild annahmen.

Auch in der Mittleren Steinzeit (seit etwa 10 000 vor Chr.) hat der als Jäger, Sammler und nunmehr auch Fischer tätige, langsam an den Gewässern sesshaft werdende Mensch die Urlandschaft praktisch nicht verändert. Was bedeuten schon die „Muschelabfallhaufen“ an den Küsten oder die kleinen Freiflächen an einigen Seen und Flüssen! Die Jäger und Fischer des Mesolithikums beschränkten sich völlig auf die von Natur freien Dünen- und Steppengebiete oder schmalste Uferstreifen an sonst bewaldeten Fluß- und Seeufern.

Erst mit dem Beginn der Jüngeren Steinzeit (etwa um 4000 v. Chr.) ist durch das Aufkommen von Ackerbau und Viehzucht bei fast allen jungsteinzeitlichen Kulturen die Urlandschaft im Begriff, in eine „Kulturlandschaft“ überzugehen. Wohl gab es, wie wir durch die Siedlungsforschung wissen, große Gebiete in Mitteleuropa, die noch völlig unberührt blieben, aber in den Hauptsiedlungsräumen der neolithischen Kulturen standen den ausgesprochenen Urwaldgebieten, besiedelte Freilandschaften gegenüber, die sich vielfach, vor allem in ihren Kerngebieten, über alle späteren Jahrtausende bis heute als Kulturland erhalten haben. Die Verteilung der vorgeschichtlichen Funde der einzelnen Perioden beweist allerdings, wie schon betont, daß durch klimatische Veränderungen und durch menschliche Siedlungsvorgänge (Siedlungsverdichtungen, Abwanderungen u. dgl.) die Kulturlandschaft im Laufe der vor- und frühgeschichtlichen Jahrhunderte stärkeren Veränderungen unterworfen war, als noch Gradmann und Schlüter glaubten.

Reine „Urwälder“, also völlig undurchdringliche, undurchlüftete, durch umgestürzte Baumriesen, Moraste und Unterholz unpassierbare und von Mensch und Tier gemiedene Waldgebiete hat es in Mitteleuropa bis ins Mittelalter hinein gegeben.

Die meisten Waldgebiete sind dann im Laufe des Mittelalters in Forstkultur genommen und haben dadurch mehr und mehr den Charakter echter Urwälder verloren. Auch wenn einzelne Wälder wie etwa der Bayerische Wald heute noch stellenweise den Eindruck von „Urwäldern“ erwecken, so müssen wir uns doch klar darüber sein, daß der Charakter echter Urwälder und ihre Lebensfeindlichkeit für uns kaum noch vorstellbar ist.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß eine echte „Urlandschaft“ nur bis zur Jungsteinzeit, dem Beginn von Ackerbau und Viehzucht in Mitteleuropa, bestanden hat. Die Kulturlandschaft der Jungsteinzeit bis zu derjenigen des frühen Mittelalters enthielt aber noch große Gebiete ausgesprochener „Urwälder“, die

dann durch die im Mittelalter einsetzende Forstnutzung und schließlich Forstkultur mehr und mehr in „Kulturwälder“ übergegangen sind.

Vom Standpunkt des Naturschutzes aus muß gesagt werden, daß in den Naturschutzgebieten allenfalls „natürliche Wälder“ erstrebt werden können, also Wälder, wie sie sich heute von Natur aus in diesen Gebieten entwickeln würden, bei denen man aber nie auf eine gewisse Forstkultur verzichten kann. Bodenfeuchte, verkrautete, lebensfeindliche Urwälder zu erstreben, wäre ein völlig falsch verstandener „Naturschutz“, denn unser Kulturstreben im Heimat- und Naturschutz soll kein Selbstzweck sein, sondern dem Menschen und seiner körperlichen und seelischen Gesundheit dienen.

¹⁾ O. Schlüter, Die frühgeschichtlichen Siedlungsflächen Mitteldeutschlands (Beiträge zur Landeskunde Mitteldeutschlands) 1929, R. Gradmann, Mein Beitrag zur Urlandschaftsforschung (Zeitschrift f. Erdkunde 7, 1939, S. 650 ff.), R. Tüxen, Die Grundlagen der Urlandschaftsforschung (Nachr. aus Nieders. Urgeschichte 5. 1931 S. 59 ff.), F. Firlbas, Waldgeschichte Mitteleuropas Bd. 1. 1949.

²⁾ O. Schlüter, Deutsches Siedlungswesen in: Hoops, Reallexikon d. germ. Altertumskunde I.

Der Tritonfund vom Osel bei Wolfenbüttel

Von Franz Niquet

Im Jahre 1898 fand der Braunschweiger Arzt, Heimatforscher und Sammler Dr. Karl Haake auf dem Osel, Flur Neinstedt, Kr. Wolfenbüttel, das Gehäuse einer großen Meeresschnecke, die gewöhnlich Tritonium genannt wird, mit Feuersteingeräten und Abschlagen. Er gab zwei Jahre später in einem Brief an den berühmten Berliner Naturwissenschaftler Rudolf Virchow einen genauen Fundbericht¹⁾:

Braunschweig 8. 1900

„Hochverehrter Herr Geheimrat!

Da Sie unserm Braunschweiger Lande die Ehre erweisen wollen, auf dem dortigen Kongreß meinen Fund mitzuteilen, möchte ich Ihnen außer dem bereits Geschriebenen noch einige genauere Unterlagen geben.

Der Fundort ist der Osel, der bei weitem kleinste der sich aus unserem Diluvialboden erhebenden, mit Fundstellen geschlagener Feuersteine geradezu übersäten Muschelkalkberge.

Er liegt 16 km südlich von Braunschweig und erhebt sich steil ca. 115 m aus dem Okerthal, dessen Wasserlauf 1½ km entfernt ist. Der ganze Berg ist nur ca. 800 m lang und 300 m breit. Die Oberfläche ist durch Steinbruchbetrieb arg gestört, indessen sind noch jetzt eine nördliche, mittlere (höchste) und südliche Kuppe erhalten. Auf der Höhe der letzteren ist der Fundort. Diese Kuppe war bis vor etwa 5 Jahren Anger, seitdem wird die den Muschelkalk bedeckende ca. 15 cm starke Erdschicht als Ackerland benutzt. Auf Grund meiner Erfahrungen mit anderen ähnlichen Erhebungen, vor allem Asse und Dorm, habe ich dieses ca. 1/3 Hektar große Terrain von Anfang an jährlich etliche Male abgesucht. Die Funde bestehen bisher in sieben gemuschten Pfeilspitzen, einer gemuschten und zwei halben mit Loch versehenen Steinäxten, etwa hundert Schabern und allen möglichen anderen Feuerstein-Artefakten.

Im September 1898 wurde der Acker zum ersten Male etwas tiefer gepflügt, und ich suchte denselben am 25. ab. Glücklicherweise hatte die Ringelwalze noch nicht gearbeitet; denn sonst wäre der einzige Fund nicht erhalten geblieben. Die Muschel war nur zum Teil freigelegt, so daß ich noch die ursprüngliche Lage feststellen konnte. Sie lag unbedeckt mit der Mundöffnung flach nach oben und war völlig mit Erde und geschlagenem Feuer-

stein gefüllt. Die nach oben liegende Seite ist bedeutend schlechter erhalten als die auf der Abbildung sichtbare. Die Spitze fehlt, ist aber nicht abgebrochen, sondern der Rand ist völlig glatt, wie abgeschliffen. Die vollständige Füllung mit Erde auch in der Spitze, beweist, daß die Muschel schon ohne Spitze in die Erde gelegt ist.

Die den Inhalt bildenden, wie alle auf dem Muschelkalk liegenden, völlig patinierten, geschlagenen Feuersteine, übertreffen an Größe sämtliche übrigen auf dem Osel gefundenen Stücke und sind sämtlich von einem Feuersteinknollen geschlagen. Dies wird bewiesen, durch 1) die an vielen Stücken vorhandene ursprüngliche Knollenkruste, 2) bestimmte an drei Stücken vorkommende Versteinerungen (die in keinem meiner wohl annähernd 10 000 Stücke enthaltenen Sammlung enthalten sind), 3) die bei allen gleiche hellbräunliche Färbung, die bei durchfallendem direkten Sonnenlicht durch die Patina zu erkennen ist.

Die Muschel enthielt im ganzen zwölf Stücke, dicht um dieselbe herum im Erdreich fanden sich noch sieben grobe Abfallstücke.

Die Anordnung war folgende: Aus der Mundöffnung hervorragte teilweise das Messer Figur 1²⁾. Ebenfalls in der Mundöffnung lag der für unsere Gegend prachtvolle Schaber Figur 2, der noch dadurch ausgezeichnet ist, daß die Schabe-Schneide an der Bulbus-Seite ist und dem Bulbus folgt, also gebogen ist. Nach diesen beiden Prachtstücken kommt dann lauter Abfall, jedoch auch alles große Stücke mit sehr ausgeprägter Schlag-Märke, dann zuletzt in der Spitze die beiden nächstbesten Stücke Figur 3 und 4 und eine der bekannten kleinen dreieckigen Spitzen mit sekundärer Bearbeitung.

Diese Anordnung macht meiner Auffassung nach die Annahme einer Niederlegung der Muschel zu Totivzwecken höchst wahrscheinlich, da an beiden Enden gute, in der Mitte Abfallstücke befindlich waren."

Es folgen einige Angaben über Jadeidbeilfunde im Braunschweigischen.

"Am Schluß möchte ich Ihnen meinen ergebensten Dank für das Interesse, welches Sie meinem Funde widmen, aussprechen und den Wunsch hinzufügen, gegebenenfalls in den Besitz des betreffenden Sitzungsberichtes zu gelangen.

Das Blatt mit den Abbildungen möchte ich mir vorläufig zurückerbitten, da ich selbst leider nicht zeichnen kann und da ich dasselbe zu der demnächst in einer Berliner Zeitschrift beabsichtigten Veröffentlichung³⁾ einsenden möchte. Später steht es zu Ihrer Verfügung.

Ganz ergebenst

Dr. med. Haake."

Der Tritonfund kam mit der vorgeschichtlichen Sammlung nach Haakes Tode in das Städtische Museum Braunschweig und befindet sich heute unter der Katalognummer 2053 im Landesmuseum Braunschweig. Von den 19 Feuersteingeräten und -abschlägen (Abb. 1) fehlen die Klinge (Abb. 1, oben links) und die beiden kleinen Stücke (Abb. 1, oben rechts; Abb. 3, 17, 18), einige Abschläge weisen neuzeitliche Beschädigungen auf, ebenso wie das Tritonshorn (L 25,8 cm) an seiner Spitze.

Virchow hat an Hand des Haakeschen Berichtes und der Zeichnungen auf dem Internationalen prähistorischen Kongreß Paris 1900 den Osselfund bekanntgegeben⁴⁾, der zu den merkwürdigsten gehörte, die ihm vorgekommen sind und der allgemeines Erstaunen hervorgerufen habe. Er berichtete auch darüber auf der 31. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Halle a. S. 1900⁵⁾.

Der Osselfund wurde in der Folgezeit in der prähistorischen Literatur nicht erwähnt, was nach dem Eindruck, den er auf dem Pariser Kongreß gemacht hat, erstaunlich ist. Zählt ihn doch auch Beltz, der Altmeister der mecklenburgischen Vorgeschichtsforschung, in seinem Bericht über die Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Braunschweig 1922 zu den Glanzstücken des Städtischen Museums⁶⁾.



Abb. 1: Die Feuersteine des Tritonfundes
Aufn. H. A. Schultz, etwa 1932 (1 : 4)

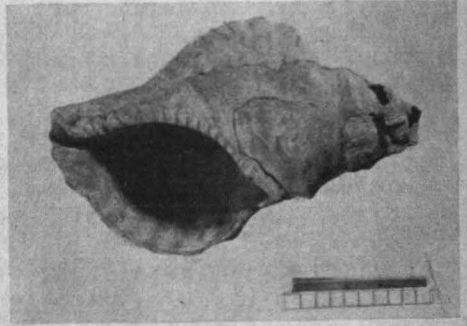


Abb. 2: Das Tritonshorn vom Osel
Aufn. Naturhist. Museum Braunschweig (1 : 5,6)

Otto Krone hat die Tritonschnecke mit dem Feuersteininhalt, diese leider in recht schematischer Zeichnung, abgebildet und kurz beschrieben⁷⁾. Er gibt im wesentlichen die Angaben von Haake⁸⁾ und die Ansichten von Virchow wieder und meint, es sei unsicher, ob der Fund in die Mittelsteinzeit gehöre, da auf dem Osel außer mesolithischen (mittelsteinzeitl.) auch neolithische (jungsteinzeitl.) Feuersteingeräte vorkämen. Als einziger Prähistoriker hat sich dann H. A. Schultz 1932 (damals noch cand. prähist.) etwas eingehender mit dem Oselfund befaßt⁹⁾. Er hält die Schneckenschale für ein Blasinstrument, da sie am Mundstück bearbeitet sei, möchte die Frage, wie die Schnecke nach unserer Gegend gekommen und wie der Fund zeitlich festzulegen ist, offenlassen und entscheidet sich dann für Handels-Import in neolithischer Zeit.

In der zoologischen Literatur¹⁰⁾ wird die Schnecke vom Osel nur kurz erwähnt unter Hinweis auf den Virchowschen Aufsatz^{11a, b)}.

Es dürfte nach nunmehr fast 58 Jahren, die seit der Bergung des Tritonfundes durch Haake vergangen sind, eine Untersuchung angebracht sein. Hierbei wird der Haakesche Fundbericht ohne Einschränkung verwendet. Es wird also angenommen, daß die Feuersteine so, wie es Haake beschreibt, in der Schnecke und in ihrer Umgebung gelegen haben. Allerdings hätte man sich gewünscht, daß diese Beobachtungen durch eine Ausgrabung mit Zeichnung und Foto erhärtet und festgehalten worden wären, ein Wunsch, der an einen Heimatforscher der Zeit um 1900 zu große Anforderungen stellt. Auch Haakes Beobachtung, daß die Mehrzahl der Feuersteine von einem Werkstück, das mit grauem Kalksinter (nicht Knollenkruste) behaftet war, stammte, ist richtig. Bei dem kleinen Gerät und dem Bruchstück einer Klinge (Abb. 3, 18, 17) ist das nicht sicher, und auch unwahrscheinlich. Da Haake ausdrücklich hervorhebt, daß das kleine dreieckige Gerät in der Spitze

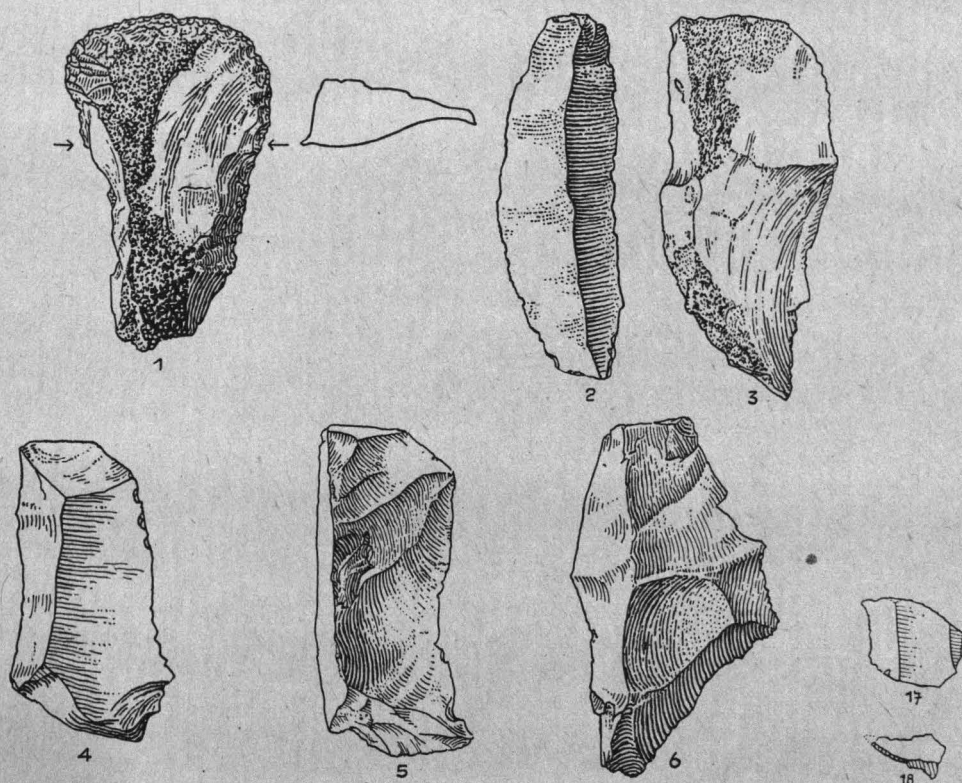


Abb. 3 a

der Schnecke gelegen hat, gehören aber diese 2 Stücke wenigstens zum Feuersteininventar der Schnecke. Ob jedoch Abb. 1, unter rechts und Abb. 3, 16, ein Stück gebrannten Feuersteins, an dem eine Fläche den Eindruck von Schliff macht, überhaupt dem Fundkomplex zuzurechnen ist, dürfte fraglich sein.

Prof. Cäsar Böttger, Direktor des Staatl. Naturhist. Museums in Braunschweig, hat das Tritongehäuse untersucht und ist zu folgendem Ergebnis gekommen:

„Die vorliegende Schneckenschale (Abb. 2) gehört zu der im Mittelländischen Meer vorkommenden Art *Charonia* (*Charonia*) *nodifera* (Lamarck), also zu einem Vertreter der ausschließlich Meeresschnecken umfassenden Familie *Cymatiidae*. Die Gattung *Charonia* Gistel ist außerhalb der zoologischen Fachliteratur meist unter den nomenklatorisch präokkupierten und daher nicht zu verwendenden Namen *Tritonium* Link 1807 (non Müller 1776) oder *Triton* Montford 1810 (non Linné 1758) geführt worden. Zu der Untergattung *Charonia* sens. strict. der mehrere Subgenera umfassenden Gattung rechnet man zwei Arten, die beide in tropischen und subtropischen Meeren weit verbreitet sind“¹⁰⁾.

Drei Feuersteine können nur als Geräte angesprochen werden (Abb. 3, 1, 2, 15, das letztere nach einem vergrößerten Foto Abb. 1 gezeichnet), während die übrigen Abschläge durchweg lediglich Gebrauchsspuren aufweisen^{10a)}. Abb. 3, 1 ist an der Stirnseite (mit Bulbus) und der einen Längsseite bearbeitet, während diese durch einen Steilabbruch an der anderen Längsseite überflüssig wurde.

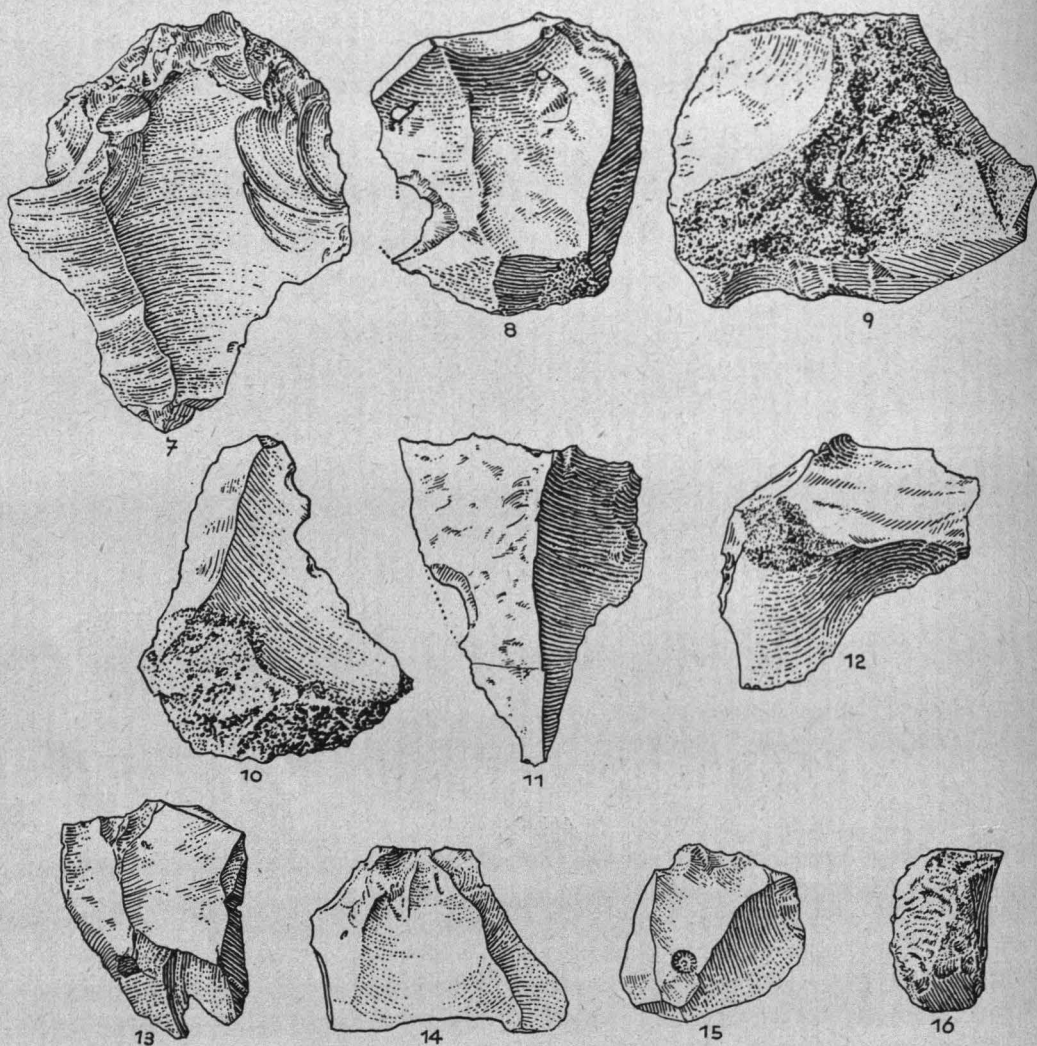


Abb. 3 b

Das Gerät hat eine gewisse Formähnlichkeit mit einem Löffelschaber. Man könnte daran denken, es deshalb mit ähnlichen Formen des nordwestdeutschen Endmagdaliens (letzte Stufe der Altsteinzeit) zu vergleichen¹²⁾. Jedoch dürfte eine Festlegung auf Grund eines einzelnen Stückes zu gewagt sein. Auch im Mesolithikum und Neolithikum kommen genügend Schaber vor, die als Einzelstücke nicht zu datieren sind. Leider kennen wir von neolithischen Siedlungen in Mitteldeutschland kein ausreichendes Vergleichsmaterial. Die Klinge Abb. 3, 2 zeigt an der Spitze, die leider abgebrochen ist, den Beginn einer wohl schrägen Endretusche^{13a)}, was jedoch zu irgendwelchen Erwägungen zu geringen Ansatz bietet. Das dritte Gerät kann leider nicht mehr zu einer genauen Beurteilung herangezogen werden. Es macht fast den Eindruck (nach der Zeichnung auf Grund

einer unterbelichteten Aufnahme), als ob das Stück abgebrochen ist. So kann nicht einmal festgestellt werden, ob ein Mikrolith vorliegt, was jedoch nach der Haake-schen Beschreibung mit einer einfachen Zeichnung, die einen Mikrolithen von dreieckiger Form wiedergibt, anzunehmen ist. Man glaubt, an einer Stelle eine feine Retusche zu erkennen. Die übrigen Abschlüge sind atypisch und heben sich, wie schon Haake festgestellt hat, aus dem sonstigen Feuersteinmaterial des Osels durch ihre Größe heraus.

Auf dem Osel findet sich u. a. zahlreiches Feuersteinmaterial mesolithischen und neolithischen Charakters^{13, 9)}. Am Fuße der Höhe liegt auf Neindorfer Flur eine bandkeramische Siedlung¹⁴⁾. Jedoch kann man weder die mesolithische Fundstelle noch die bandkeramische Siedlung ohne weiteres mit dem Tritonfund in Beziehung bringen.

Da wir mit Hilfe des Steininventars den Oselfund zeitlich nicht genau festlegen können, müssen wir nach gleichen oder ähnlichen Funden Umschau halten.

„Die Funde [von Conchylienschalen in vorgeschichtlicher Zeit] sind im jüngeren Paläolithikum (Altsteinzeit) und im Neolithikum zahlreich und werden dann wieder seltener“¹⁵⁾.

Wiegiers gibt 1928¹⁶⁾ eine Zusammenstellung von Mineralien, Versteinerungen, Schnecken und Muschelschalen aus dem Mittelmeer in paläolithischen Stationen vorwiegend des Magdalenien in Süddeutschland und der Schweiz. Die nördlichste Magdalenienstation mit Mittelmeermuscheln dürfte bisher die Döbritzer Kniegrotte in Thüringen sein¹⁷⁾.

Nicht nur Versteinerungen, sondern auch Schnecken und Muscheln haben demnach „dem Diluvialmenschen offenbar Freude gemacht, und er hat sie aus diesem Grunde von seinen Jagdzügen und Wanderungen mitgebracht“¹⁸⁾. Allerdings nennt Wiegiers keine Tritoniumschale in seiner Aufstellung.

Im nordwestdeutschen Magdalenien und Mesolithikum wie auch im Mesolithikum Mitteldeutschlands sind bisher keine Fundstücke bekannt, die mit der Tritonschnecke vom Osel in Beziehung zu bringen sind. So spricht recht wenig dafür, den Oselfund in die vorneolithische Zeit zu setzen.

Im mitteleuropäischen Frühneolithikum finden sich zahlreiche Mittelmeer-Conchylien in der Bandkeramik. Es handelt sich im wesentlichen um Tridacna- und Spondylusschalen, die zu Geräten und Schmuck verarbeitet worden sind¹⁹⁾, während Hinweise auf Tritoniumgehäuse bisher fehlen. Nur 15 km vom Osel entfernt ist bei Veltheim am Fallstein eine Pectunculusschale mit Schlißspuren gefunden worden. Einige dieser Muschelfunde stammen aus Gräbern, andere sind mit einiger Wahrscheinlichkeit als Depotfunde anzusprechen, wie der von Bernburg²⁰⁾ oder aus Bayern²¹⁾. Unser besonderes Interesse beansprucht ein Fund von Muschelringen, einem Feuersteingerät und drei Abschlügen, davon zwei „mit minimaler Retusche“, aus Ostbulgarien²²⁾, der mit dem Oselfund gewisse Parallelen in Fundort und Zusammensetzung aufweist, obgleich es sich auch hier nicht um eine Tritoniumschale handelt. Man kann wohl auch in diesem Falle einen Weihefund annehmen. Es sei darauf hingewiesen, daß wir in der Bandkeramik recht zahlreiche Depotfunde, meistens von Felsgestein- und selten von Feuerstein-geräten kennen, die zum Teil als Weihefunde gedeutet werden²³⁾.

Wenn auch in der Bandkeramik bisher anscheinend kein Fund eines Tritoniumgehäuses bekannt geworden ist, so darf man doch wohl den Tritoniumfund vom

Osel zu den frühneolithischen Funden von Conchylienschalen aus südlichen Meeren stellen und ihn als bandkeramisch ansprechen.

Es bliebe noch zu untersuchen, wozu das Tritonhorn vom Osel verwendet sein kann und wie der gesamte Fund zu deuten ist.

Tritongehäuse spielen bis in die Neuzeit im Mittelmeergebiet und im Stillen Ozean als Blasinstrumente eine Rolle. Ihr Gebrauch scheint hier uralte zu sein²⁴⁾. „Ebenso rief bei den alten Indern und Japanern die Schnecken- oder Tritontrompete die Krieger zum Streite und die Gläubigen zum Opfer. Ja, die Schnecke genoß selber göttliche Verehrung und wurde nach besonderem Ritus angebetet“²⁵⁾. In Mitteleuropa ist im Bodenseepfahlbau Bodman II (Schachenhorn) mit neolithischem, bronze- und hallstattzeitlichem Fundmaterial ein Tritonshorn gefunden worden, das als Trompete gedeutet wird²⁶⁾, während auf Kreta in der Bronzezeit derartige Schneckenschalen ein wichtiges Kultgerät gewesen sind²⁷⁾.

Wir dürfen wohl annehmen, daß auch das Tritonshorn vom Osel als Blasinstrument gedient hat²⁸⁾, wie es schon H. A. Schultz vermutet.

In dem Tritonfund vom Osel darf man wohl mit Haake einen Depotfund, und zwar einen Weihefund sehen. Dafür sprechen 1. Parallelfunde aus dem bandkeramischen Kulturgebiet, 2. die Fundstelle außerhalb einer Siedlung auf einem Berg, der sich heute wie ein Horst aus seiner Umgebung heraushebt, 3. die Zusammensetzung aus einem wahrscheinlich in neolithischer Zeit sehr kostbaren Schnecken- oder Tritongehäuse, das vielleicht bei kultischen Handlungen als Blasinstrument Verwendung gefunden hat oder sogar selbst irgendwie verehrt worden ist, und aus Feuerstein-geräten und -abschlägen von einem Werkstück, 4. die eigenartige Lage der Feuersteine in der Schnecke und in ihrer nächsten Umgebung.

Die Mittelmeerschnecke vom Osel, die an der Nordgrenze des bandkeramischen Kulturgebietes gefunden worden ist, gibt uns einen wichtigen Hinweis auf die weitreichenden Handelsverbindungen der Bandkeramiker in frühneolithischer Zeit, die, wie bereits Virchow^{4, 5, 29)} erkannt hat, „vom Adriatischen Meer her durch Ungarn und Mähren bis zu uns herauf“ bestanden haben.

Anmerkungen:

- 1) Briefentwurf aus dem Nachlaß Haake im Landesmus. Braunschweig.
- 2) Die Hinweise auf Abbildungen beziehen sich auf eine Zeichnung, die leider nicht im Nachlaß Haake vorhanden ist.
- 3) Haake hat wohl sein Vorhaben nicht ausgeführt. Denn ich habe weder in der mir zugänglichen archäolog. noch in der zoolog. Literatur einen Aufsatz aus seiner Feder gefunden. Haake hat wohl auch, da er etwas sprachbehindert und aus diesem Grunde sehr zurückhaltend gewesen ist, auf keiner wissenschaftlichen Versammlung über seinen einzigartigen Fund gesprochen.
- 4) Virchow, R.: Sur un dépôt des temps néolithiques, formé d'une coquille de Tritonium remplie d'éclats de silex taillés.
Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Comte rendu de la dixième session. Paris 1900, 295—97.
Die Bestimmung als Tritonium nodiferum dam. stammt demnach von Haake. Virchows Hoffnung, daß der Oselfund gewertet würde als „ein unbestreitbares Beleg für das hohe Alter von Handelsbeziehungen zwischen den Völkern“, hat sich bisher leider nicht erfüllt.
- 5) Virchow, R.: Der Fund einer mit geschlagenen Feuersteinen gefüllten Meermuschel bei Braunschweig (Correspondenzblatt der Dtsch. Ges. f. Anthropol., Ethnol. u. Urgesch.

31, 1900. 129—130). Virchow gibt den Fundbericht ungenau wieder und spricht z. B. von einem Dr. Hahn.

Er behandelt den Fund ziemlich eingehend, von dem er in Erinnerung an die 29. erfolgreich verlaufene allgemeine Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Braunschweig scherzhaft meint: „ich denke, Sie werden mit Vergnügen sehen, wie Braunschweig auf dem Wege der Entdeckungen immer weiter geht...“, ... „sie muß nach dem Urteil der Zoologen und Geologen aus einem südlichen Meere, wahrscheinlich dem Roten Meere oder dem Indischen Ozean herkommen... Der berühmte Sir Sohn Evans, der in Paris war, erklärte, es sei gar nicht daran zu denken, daß es ein fossiles Stück sei... Ich habe die Muschel kurzweg ein Portemonnaie genannt, da es wertvolle Stücke enthält. Die Frage, ob es ein Depot war, oder was sonst, mag offenbleiben...“

⁸⁾ Prähist. Zeitschr. 13—14, 1921—22, 204.

⁷⁾ Krone, O.: Vorgeschichte des Landes Braunschweig, 1931, 36.

⁸⁾ Daß die Schnecke 0,50 m tief anstatt 0,15 m gelegen hat, ist wohl ein Druckfehler.

⁹⁾ Schultz, H.-A.: Der Osel, eine alte Siedlungsstätte. Wissenschaft und Unterricht. Beil. z. Schulbl. f. Brschwg. u. Anh. 1932, 130—136. (Mit denselben Abbildungen wie Krone 1931.)

¹⁰⁾ Herrn Prof. Boettger danke ich verbindlichst für Literaturhinweise und besonders für die zoologische Bestimmung des Oselfundes.

Prof. Boettger schreibt dann über die Verwendung von Tritonshörnern:

„Diese eigentlichen Tritonshörner sind im Gebiet ihres Vorkommens offenbar seit langer Zeit als Blasinstrumente verwendet worden; das ist bei primitiven Völkern auch jetzt noch zu beobachten. Im Mediterrangebiet wurden die Tritonshörner ebenfalls frühzeitig verwandt und sind zweifellos nicht erst durch die Römer, sondern bereits in früherer Zeit von den Völkern der Gestade des Mittelländischen Meeres nordwärts mitgenommen oder dorthin als Handelsware eingetauscht worden. Das ist auch bei weiteren Schnecken- und Muschelschalen der Fall, die in Zusammenhang mit einer praktischen oder kultischen Verwendung Bedeutung für den Menschen hatten. Es fanden sich sogar nicht allein Schneckenschalen mediterraner Herkunft, sondern auch solche aus dem Indischen Ozean in europäischen Ablagerungen.“

^{10 a)} Auf den Zeichnungen liegt der Bulbus, soweit erkennbar, oben.

^{11 a)} Schneider, O.: Muschelgeld-Studien. Bearb. von K. Ribbe, 1905, 116 (Hinweis auf Virchow, Korrespond. Bl. 1900, 129—130).

^{b)} Brühl, B.: Molluskenschalen als Schmuck und Gerät (unter Ausschluß von Perlmutter und Perlen) in: Die Rohstoffe des Tierreichs, herausgeg. v. Pax, F., und Arndt, W., Bd. 2, 1929, Kap. 12, I, 161—263. (167 Hinweis auf Schneider, 1905, 116.)

¹²⁾ Schwabedissen, H.: Die Federmesser-Gruppen des nordwesteuropäischen Flachlandes. Zur Ausbreitung des Spät-Magdaliens, 1954, bes. Taf. 57.

„Was das schaberartige Werkzeug vom Osel angeht, so läßt sich typologisch leider nichts anfangen.“ (Briefl. Mitteil. von Prof. Schwabedissen.)

¹³⁾ Schwabedissen, H.: Die mittlere Steinzeit im westlichen Norddeutschland, 1941, 68.

^{13 a)} Anm. 13, Taf. 44, 1.

¹⁴⁾ Butschkow, H.: Die bandkeramischen Stilarten Mitteldeutschlands. Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs./thür. Länder 23, Halle 1935, 78.

¹⁵⁾ Anm. 11 b), 166.

¹⁶⁾ Wiegers, F.: Diluviale Vorgeschichte des Menschen, 1928. Mineralien und Versteinerungen als Schmuckgegenstände, 129—150.

¹⁷⁾ Richter, M.: Die Kniegrotte bei Döbritz. Bericht über die bisherigen Ausgrabungsergebnisse in einer neu entdeckten Magdalenien-Siedlung. Mannus, Zeitschr. f. Vorgesch. 25, 1933, 75—84, Abb. 5.

— — Die Kniegrotte bei Döbritz im Orlagau, eine bedeutende Kulturstätte der Altsteinzeit (Paläolithikum) im Thüringer Lande. Das Thüringer Fährlein 3, 1934, 220—230.

- ¹⁸⁾ Anm. 16, 147—148.
- ¹⁹⁾ a) Buttler, W.: Der donauländische und der westische Kulturkreis der jüngeren Steinzeit, 1938, 34—37.
 b) Marburger Studien, 1938, 26—33.
 — — Beiträge zur Frage des jungsteinzeitlichen Handels.
 c) Zur Frage der Herkunft der Conchylien: Wahle, E.: Eberts-Reallexikon 5, 1926, Handel, bes. 51, mit weiteren Literaturangaben.
 Anm. 14, 72.
- ²⁰⁾ Anm. 14, 97.
 Virchow, R.: Fund von Muschelschmuck bei Bernburg. Zeitschr. f. Ethnolog. 16, 1884, 398.
- ²¹⁾ Frickhinger, E.: Ein neuer Spondylus-Muschelschmuck. Germania 10, 1926, 70—71.
- ²²⁾ Gellert, I. F., und Garscha, F.: Prähistorisches aus dem östlichen Deutschland, Prähist. besondere Muschelringe. Präh. Zeitschr. 21, 1930, 269—271.
- ²³⁾ Anm. 14, 73. Anm. 19 a, 21, 55—56.
 a) Schumacher, K.: Neolithische Depotfunde im westlichen Deutschland, Prähist. Zeitschr. 6, 1914, 29—56.
 b) Geschwendt, F.: Ein steinzeitlicher Depotfund aus Northeim. North. Heimatbl. 1954, 20—22.
- ²⁴⁾ Anm. 11 b. Musikinstrumente, 243—250.
 a) Locard, A.: Histoire des Mollusques dans l'antiquité. Mém. de l'académie de Lyon, Classe des sciences, 27, 1885, 75—312.
 b) Simroth, H.: Mollusca in H. G. Bronns Klassen und Ordnungen des Tierreiches. II Gastropoda prosobranchia, 1896—07. Oekonomische Verwendung, 993—1011.
 c) v. Martens, E.: Über verschiedene Verwendung von Conchylien. Zeitschr. f. Ethnolog. 4, 1872, 21—36, 65—87. Verwendung als Trompete, 33—44 „... Zu diesem Behuf wird die obere Spitze abgebrochen und die so entstehende Öffnung dient als Trompete... Beide [Theokrit und Properz] versetzen die Sitte in das heroische Zeitalter als Alarmsignal.“
 d) Jakson, I. W.: Shells as Evidence of the Migrations of early Culture. Manchester 1917.
 Bes. Kap. II: Shell-Trumpets and their distribution in the Old and New World, S. 31—69.
- ²⁵⁾ Anm. 24 a, 996.
- ²⁶⁾ Anm. 11 a, 243.
 v. Tröltzsch, E.: Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes, 1902, 102—103, Abb. 117.
 „Da dieselbe hinten mit einer künstlichen Öffnung versehen ist, so liegt der Gedanke nahe, daß dieses Exemplar als eine Alarntrompete von den Pfahlbauern benutzt worden ist.“ S. 103.
- ²⁷⁾ Karo, G.: Kreta. Eberts Reallexikon 7, 1926, bes. 76.
 — — Religion, ägäischer Kreis, ebenda 11, 1927/28, bes. 93.
- ²⁸⁾ Es ist wohl kaum noch zu entscheiden, ob die Spitze des Schneckengehäuses durch längere Lagerung und Bewegung im Wasser abgebrochen und abgeschliffen oder ob die Spitze künstlich als Mundstück hergerichtet worden ist. Das dürfte jedoch für die spätere Verwendung ohne Bedeutung sein.
- ²⁹⁾ Anm. 5. Anm. 19, a, b.
 Reinecke, P.: Ein neuer spiralkeramischer Kreis an der Nordküste der Adria. Germania, 23, 1939, 213—220.

Spuren einer frühen Stadtmauer in Braunschweig auf dem Grundstück der ehemaligen Martinsschule

Von H.-A. Schultz

Die in den letzten Monaten vollzogenen Umbauten auf den Grundstücken Ziegenmarkt 4 (ass. 464) und Bankplatz 1 (ass. 465), der ehemaligen Martinsschule, haben uns erneut einige wesentliche Ergebnisse im Boden dieser Gebäude erbracht, die es notwendig machen, sie in Zusammenhang mit den Erkenntnissen aus der Grabung 1954/55 (Grabung des Landesmuseums für Geschichte und Volkstum vom 18. 12. 1954 — 25. 4. 1955) einmal ausführlicher darzulegen. Wenn es auch noch nicht möglich ist, aus ihnen den gesamten Verlauf einer frühen Stadtmauer um die Altstadt zu erkennen, so geben sie doch sehr wichtige Hinweise auf ein Teilstück. Die Braunschweiger Stadtkernforschung ist durch sie ein gutes Stück vorwärtsgekommen.

O. Stelzer¹⁾ wies in „Lage und Ausdehnung der Marksiedlung Braunschweigs im 11. Jahrhundert“ auf die Bedeutung dieser Stelle hin. Bei Erörterung der Befestigung stellte er als wichtigen Anhaltspunkt eine „noch in ganzer Höhe verhältnismäßig erhaltene Mauer aus Rogenstein“ heraus, an die sich das Haus von Dolffs u. Helle (ass. 285) anschloß.

Zur Klärung dieser Mauer wurden die Untersuchungen des Landesmuseums begonnen, und zwar, wie erwähnt, am Ende des Jahres 1954, d. h. noch zu einer Zeit, als hier lediglich Enttrümmerungsarbeiten stattgefunden hatten. Die Gebäude Ziegenmarkt 4, die Grundmauern von Bankplatz 1 und der ehemaligen Martinsschule standen noch. Heute sind diese abgerissen worden, um einem Neubau zu weichen.

Die Beschreibung der Mauerzüge, die die Untersuchungen ergaben, muß demzufolge etwas ausführlicher erfolgen, als es bei Bestand der Gebäude nötig wäre.

In 10,10 m Abstand von der inneren, rechtwinklig zu dieser Rogensteinmauer verlaufenden Hofseite der Grundstücksmauer wies diese eine deutlich erkennbare senkrechte Trennungsfuge und eine zweite in einem weiteren Abstände von

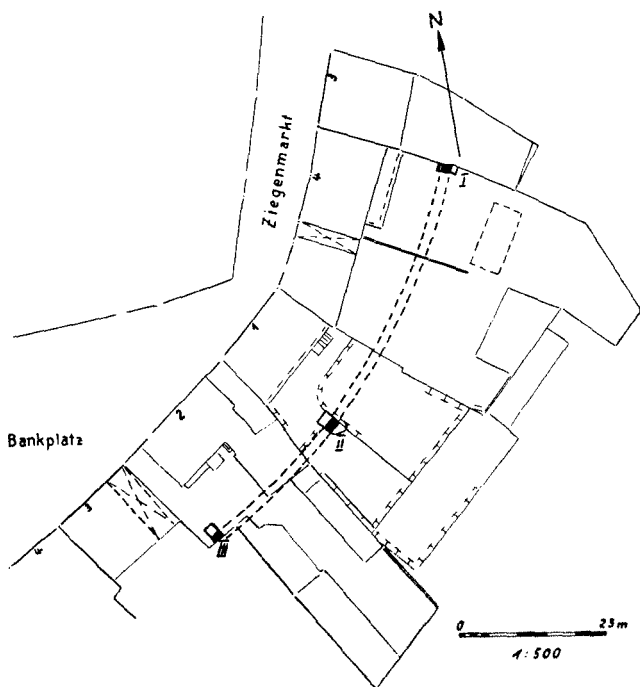


Abb. 1: Lageplan mit Eintragung der Stellen (I, II und III), an denen die frühe Stadtmauer nachgewiesen werden konnte. Die gestrichelte Linie zeigt den Verlauf der Mauer an.

1,30 m hinter der ersten auf. Der zwischen den Trennungsfugen liegende Mauerteil verlief nicht in der allgemeinen Richtung der Rogensteinmauer, sondern setzte mit einem kleinen Knick ab, wie es Plan 1 zeigt. Schon überirdisch war so zu erkennen, daß dieser Mauerzug nur einheitlich zwischen dem Grundstück Ziegenmarkt 4 und der ersten Trennungsfuge bis in den Garten hinein in Richtung auf den Okerarm des ehemaligen Burgmühlengrabens verlief und daß dieses Zwischenstück etwas Fremdes war.

In Gesamtheit zeigte die Rogensteinmauer weiterhin auf Grund verschiedener Ein- und Umbauten, daß sie zu verschiedenen Zeiten und auch in vermutlich verschiedener Bauart sowohl in ihrer Länge wie in ihrer Breite erweitert war.

Schnitt A-B

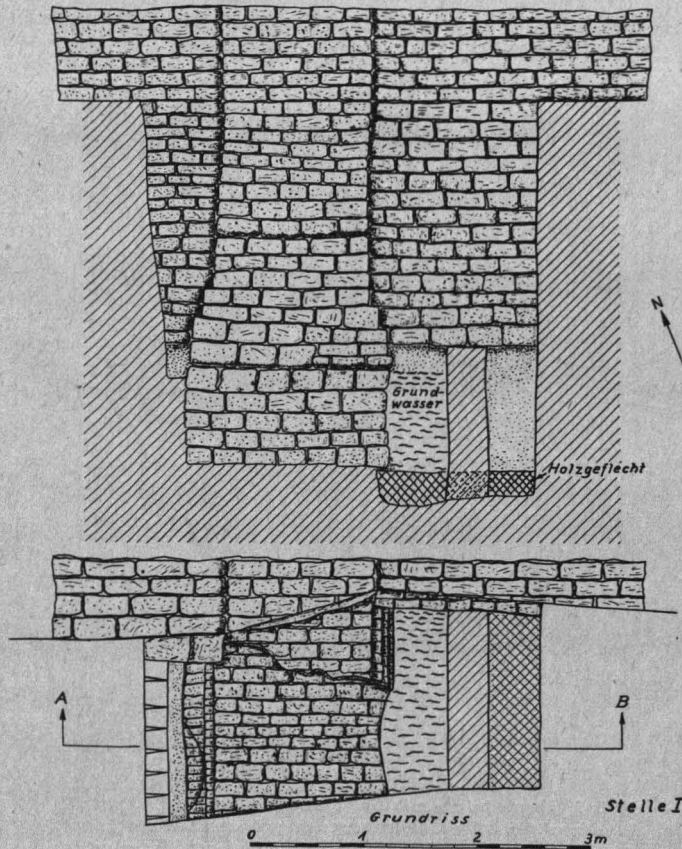


Abb. 2: Erweiterter Graben I

Ausschnitt und Grundriß. Jener „Zwischenbau“ birgt im Fundament die frühe Stadtmauer.

Graben I (s. Plan) wurde an der ersten Trennungsfuge als Versuchsschnitt in einer Breite von 1,20 m und in einer Länge von 1,80 m unmittelbar am Mauerwerk hinuntergeführt. Der Zweck war, festzustellen, ob sich die Trennungslinie auch nach unten zu im Fundament fortsetzte. Andererseits sollte dieser erste Aufschluß einen Blick in den Boden geben, um zu erkennen, ob hier ein ungestörter Schichtverband vorläge oder aber mit welchen Störungen gerechnet werden müßte. Schon nach Abhub der ersten Schichten zeigte sich in 1,60 m Tiefe, daß die Trennfugen sich auch in den Boden hinein deutlich abhoben, ja, daß sich nun in den Fundamentbauten der Rogensteinmauer und des Zwischenstückes wesentliche Unterschiede in der Bauart ergaben. Erst bei 3,20 m Tiefe war die unterste Schicht dieses

Fundamentes erreicht. Aufschlußreich war der Befund, daß der zwischen den Trennungsfugen liegende Mauerteil sich als eine besondere Mauer herausstellte, die sich rechtwinklig von der längsseitigen Rogensteinmauer absetzte, daß die Trennungsfugen je mehr der Tiefe zu desto breiter wurden, daß sie in den untersten vier Schichten gar keine Verbindung zu den anschließenden Steinen der Rogenstein-

mauer aufwiesen und daß dieses Fundament des Zwischenmauerstückes unmittelbar auf gewachsenem Boden (etwa noch 0,75 m tiefer als die unterste Schicht der Rogensteinmauer) aufgesetzt und in den untersten Schichten ohne Mörtelzugabe einfach verpackt war. Damit erwies sich eindeutig, daß dieser überirdisch so merkwürdig und unklar anmutende Zwischenbau lediglich der Querschnitt einer rechtwinklig verlaufenden ganz anders gearteten Mauer war. An seiner Bauart war zu erkennen, daß er älter als die anderen Mauerteile sein mußte, die erst später nach Ausweis der Befunde an ihn angesetzt waren. Dieser Zwischenbau ergab sich als ein Mauerstumpf, der von oben her bis auf sieben Schichten abgetragen war und sich noch bis in eine Tiefe von 3,20 m nachweisen ließ.

Es ist verständlich, daß, nachdem dieser Befund vorlag, nun der Schnitt I nach allen Seiten hin erweitert wurde, so daß flächenmäßig Schicht für Schicht an der Rogensteinmauer auf einer Länge von 5 m und einer Breite von 4,80 m abgehoben war. Am Mauersockel wurden die Arbeiten leider durch das ständig eindringende Grundwasser erschwert.

Das Ergebnis war, bis auf sieben Schichten war der untere Fundamentbau dieses Mauerwerks erhalten. Die unterste Schicht begann bei 3,20 m unter der Oberfläche; bei 1,85 m zeigte sich ein erster etwa 12 cm breiter Absatz; bei 1,60 m ein zweiter, und zwar nicht genau regelmäßig an beiden Seiten. Die Vermörtelung fehlte gänzlich in den untersten drei Schichten. Ab Schicht 4 trat ein schmutzig-grauer Mörtel auf. In dieser Tiefe fanden sich an der Seite,



Abb. 3

die dem Burgmühlengraben zu liegt, einige Scherben, die Ähnlichkeit in Aussehen und Zusammensetzung mit denen von der Jacobskirche aufweisen. Sie sind ebenfalls graubraun und stark mit Quarz gemagert. Zeitlich gehören sie in die letzten zwei Jahrhunderte des ersten Jahrtausends n. Chr. Eine nähere Bestimmung läßt sich leider heute nicht ermöglichen.

Die Abtragung der obersten Schichten muß schon zu jener Zeit erfolgt sein, als die anderen Mauerteile der „Rogensteinmauer“ aufgeführt wurden. Dieses ergab sich aus dem Befund des Maueraufbaues. Bei Untersuchung des Mörtels dieser Mauer trat inmitten einer Fuge ein blaugrauer Scherben des 12.—13. Jahrhunderts auf. Mit gewisser Vorsicht darf gefolgert werden, daß der Abbruch der älteren Mauer und der Aufbau der Rogensteinmauer etwa zu dieser Zeit erfolgt sind. Als Material für den älteren Teil war ausschließlich Rogenstein verwendet worden, desgl. auch für die Grundstücksmauer.

Ein weiteres sehr wichtiges Ergebnis war: Dieser alte Mauerkern, wenn auch nur in sieben Schichten erhalten, zeigte doch deutlich an, daß er Bestandteil einer wesentlich längeren Mauer war, die parallel zu der Straße Ziegenmarkt-Bankplatz verlief. Leider jedoch war nur dieses geringe Stück erhalten. Alle Ansatzstücke waren beim Abbruch entfernt worden. So war es fraglich, ob diese alte Mauer

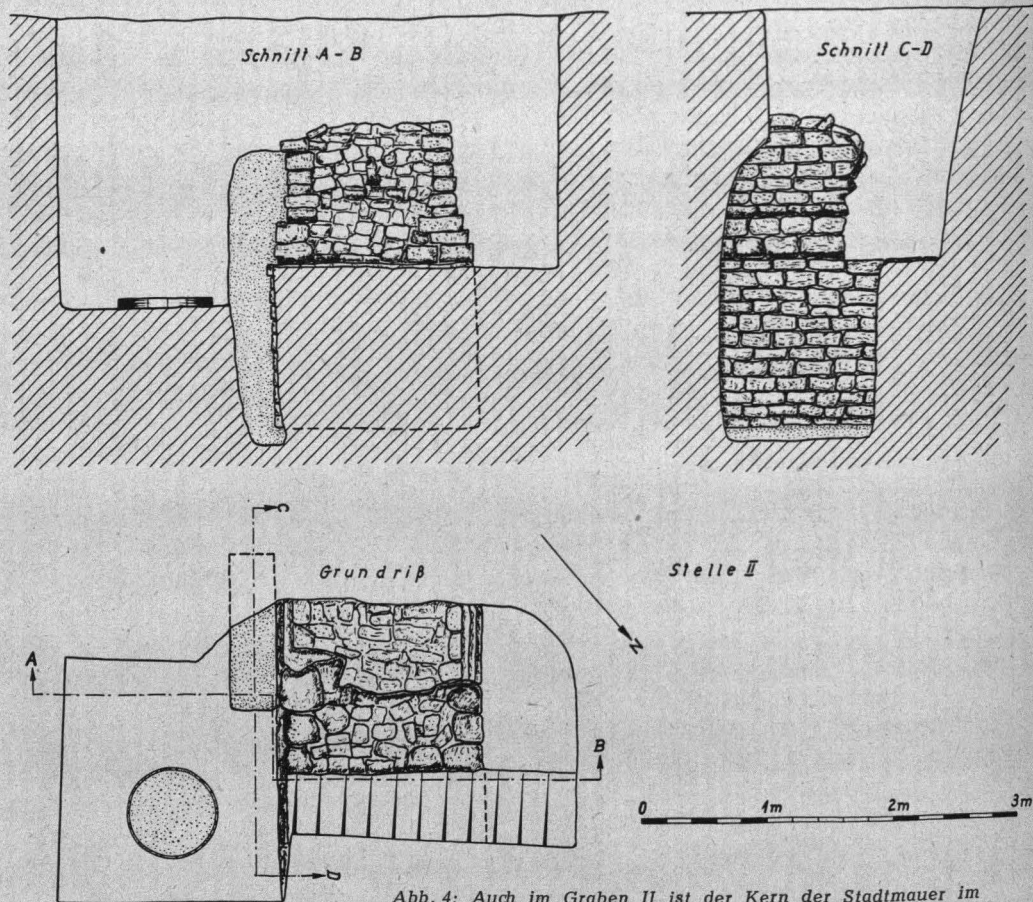


Abb. 4: Auch im Graben II ist der Kern der Stadtmauer im Grundriß in zwei Längsschnitten zu erkennen

nicht in etwa 10—12 m Abstand von unserer Untersuchungsstelle in Richtung Ziegenmarkt auf den so auffälligen Engpaß dieser Straße abbog. Genau so war es möglich, daß sie weiterhin in westlicher Richtung verlief und dann einen Teil dieses Altstadtkernes umschloß. Um dieses zu ergründen, wurden weitere verschiedene Gräben in regelmäßigen Abständen gezogen, immer mit dem Zweck, wieder auf diese ältere Mauer zu stoßen und damit ihren Verlauf festzustellen. Erst die Gräben II und III gaben eindeutige Ergebnisse.

Graben II liegt auf dem Grundstück Bankplatz 1 unmittelbar neben der ehemaligen Längsmauer der Martinsschule. In diesem Schnitt, der bis 3,25 m tief angelegt wurde, kam tatsächlich ein weiterer recht gut erhaltener Teil dieser Mauer zum Vorschein. Auch sie wurde, soweit es die räumlichen Verhältnisse zuließen, sowohl in der Breite wie in der Tiefe völlig freigelegt. Die oberste Kante, d. h. die Grenze der obersten Schicht, lag bei 1,03 m unter der Oberfläche. Sie war sehr uneben und zeigte noch alle Merkmale eines Abbruches. Als Material war zugeschlagener Rogenstein verwendet worden. In 2,24 m Tiefe lagen größere regelmäßig übereinander geschichtete Rogensteinblöcke. Es entstand der Eindruck, daß man beim Bau dieser Mauer zunächst sowohl die Innen- wie Außenseite auf-

geschichtet hatte und daß man erst später das Innere mit kleineren Rogensteinen ausgefüllt hatte. Unter diesem sehr regelmäßigen Aufbau fanden sich wieder jene vier Schichten, die, wie in Graben I an ihrer Lagerung zeigten, daß sie einfach auf den sehr feuchten gewachsenen Boden ohne irgendeinen Mörtelverband aufgepackt waren. Die Breite des unteren Fundaments betrug 1,68 m, des mittleren durch Verjüngung durch zwei Absätze 1,47 m. An der Außenseite dieses Mauerblockes fanden sich in einer schwärzlichen Schlammschicht Reste eines größeren tonnenartigen Gefäßes und in einer Tiefe von 2,20 m einige rotbraun getönte, stark gemagerte Scherben von derselben Art wie in Graben I. An der Innenseite lagen ebenfalls in 1,30 m Tiefe Scherben, aber in 0,75 m Abstand von dem Mauerkerne, so daß sie für eine zeitliche Einsetzung des Mauerstückes, soweit es überhaupt unter diesen Gegebenheiten möglich ist, nicht in Frage kamen.

Somit war diese alte Mauer eindeutig auf dem Grundstück Ziegenmarkt 4 und Bankplatz 1 nachgewiesen. Es bestand kein Zweifel, daß auf Grund derselben Struktur, desselben Baumaterials und ähnlicher Scherben beide Stücke zu ein und derselben Mauer gehören mußten. Um dieses Erkenntnis zu vervollkommen und noch genauer beweisen zu können, wurden weitere Gräben, soweit es das Gelände zuließ, gezogen.

Graben III auf dem Grundstück Bankplatz 2 wurde auf dessen Hof unmittelbar vor der Werkstatt gezogen, da für diese Stelle die Richtung der bisher erkannten älteren Mauer einige Fingerzeige bot. Tatsächlich konnte sie auch hier wieder mit denselben Ergebnissen einwandfrei freigelegt werden. Da der Befund an allen Einzelheiten derselbe ist, erübrigt es sich, ihn noch einmal darzulegen.



Abb. 5: Die Fundamentschichten der Stadtmauer im Graben II

Diese Untersuchungen fanden ihre unfreiwillige Fortsetzung bei dem Abbruch des Wohnhauses Ziegenmarkt 4 und bei den weiteren Ausschachtungsarbeiten, die ab Dezember 1955 an dieser Stelle als Vorbereitung für einen Neubau durchgeführt wurden. Noch einmal wurde die Mauer berührt und dieses Mal recht unsanft durch die Greifer eines Baggers zerstört. Eine schnelle Freilegung ergab dieselben Erkenntnisse wie in den Gräben I—III. Bei diesen Abbrucharbeiten zeigte sich auch, daß die eingangs erwähnte Rogensteinmauer unmittelbar mit der Grundstücksmauer abschloß, ja, daß in den untersten Fundamentschichten die einzelnen Schichten überhaupt bündig durchliefen.

Ferner kam bei den Baggerarbeiten ein weiteres Bruchstück einer Mauer zutage, das senkrecht zu der älteren Mauer steht, leider aber durch spätere Einbauten sehr stark gestört worden ist. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß sich dieses besser zu erkennen gibt, wenn die Westseite der Vick-Passage im Laufe dieses Jahres erbaut wird. Dann wird sich erweisen, ob dieses Mauerstück ebenfalls zu der

älteren Mauer gehört und ob es vielleicht Hinweise für einen schon lange vermuteten „Torbau“ in dem Engpaß des Ziegenmarktes gibt.

Ohne Frage war durch diese Untersuchungen eine Mauer an drei verschiedenen Stellen angeschnitten und freigelegt, die ehemals eine Stadtmauer gewesen ist und diesen Teil der Altstadt nach dem Südosten zu abschloß. Sie ist etwa in der Zeit um 1000 einzuordnen. Deutliche Unterschiede zeigte sie zu jener bekannten Mauer, die ehemals an der Südstraße hinter den Wohnhäusern 13—14 verlief. Auch dort wurden gleichzeitig mit den Untersuchungen am Bankplatz Mauerteile freigelegt, die diese Verschiedenartigkeit in Bauart, Vermörtelung und Scherben als Ergebnis hatten.

Ein Blick auf den Stadtplan, auf dem die Fundstellen dieser erstmals erkannten alten Stadtmauer eingetragen sind, zeigt, daß ihr Verlauf keineswegs in den der Südstraßen-Mauer einmündet, sondern daß sie bereits schon vorher in nordwestlicher Richtung abbiegt und ehemals sicherlich unter der jetzigen Hypothekenbank hindurchgezogen ist.

¹⁾ In: Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte und Sprachkunde Bd. 15 der Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 1954, S. 74—90.

Das Rathaus der Altstadt zu Braunschweig im 13. Jahrhundert

Von Rudolf Fricke

Der vor zwei Jahren in Angriff genommene Wiederausbau des 1944 ausgebrannten Altstadtrathauses geht weiter voran. Vor kurzem war dort anläßlich der hundertsten Wiederkehr des Todestages Karl Friedrich Gauß' und Weihe einer ihm gewidmeten Gedenkstätte in der Halle des Erdgeschosses letztere erstmalig einem Teil der Öffentlichkeit wieder zugänglich. Der Raum entspricht in seiner Grundfläche fast vollständig der des im 13. Jahrhundert bereits vorhandenen Rathauses des Weichbildes Altstadt und wird auch heute noch an drei Seiten von dessen ursprünglichem, wenn auch vielfach verändertem Mauerwerk umschlossen. Drei dort hofseitig eingefügte, erneuerte Fenster geben einen Begriff von der einstigen baukünstlerischen Gliederung des ältesten Hauses städtischer Selbstverwaltung im hansischen Brunswiek, dessen im heutigen Gebäude noch vorhandenen Bestandteile erst in unseren Tagen wieder erkannt worden sind.

Obgleich die Verfasser aller früheren wesentlichen Veröffentlichungen über das Rathaus der Braunschweiger Altstadt dessen eheste Erwähnungen im 13. Jahrhundert sämtlich auf den westlichen Flügel seines Winkelbaues beziehen, so ist dennoch von keinem die Frage gestellt worden, ob an jener Stelle sich nicht noch Spuren des ältesten Rathauses befinden könnten. Vielleicht erschien das Forschen danach angesichts des durch An- und Umbauten zernarbten, weithin durch Putzschichten verdeckten Gemäuers von vornherein ein fruchtloses Bemühen. Man beschränkte sich auf die ohne Zweifel dankbarere Erfassung urkundlicher Nachrichten oder die kunstgeschichtliche Wertung der sich markt- und straßenseitig augenfällig darbietenden Architektur.

So ist es erklärlich, daß bis zum Beginn von Arbeiten, die ab 1938 der Weiterführung bereits 1925 steckengebliebener Bauvorhaben am Altstadtrathause dienen sollten, im Erdgeschoß der (hofseitigen) Westwand ein innen offen daliegender,

doppelter Fenstersturz mit genasten Kleeblattbögen stets übersehen worden war. (Allerdings befand er sich in der dunklen Bedürfnisecke der früher im Altstadt-rathaus befindlichen Weinhandlung.) Bei der Bereinigung des Gemäuers von Putzschichten und entstellenden Einbauten konnte bald in etwa 2,50 m Abstand von der ersten eine zweite Fensteröffnung des 13. Jahrhunderts festgestellt werden. Leider fehlte beiden Fenstern die dazugehörige Teilungssäule. Sie wurden vorerst ohne diese (deren geschichtlich wahre Form eine spätere Entdeckung erbringen sollte), auf Veranlassung des leitenden Architekten Professor H. Brakebusch wiederhergestellt. Weitere Fensteröffnungen, vermittle derer man ein ungefähres Bild von der äußeren Gestalt des alten Rathauses hätte gewinnen können, kamen damals nicht zutage.

Dafür fanden sich an anderer Stelle des Erdgeschosses sowie im Keller bemerkenswerte Bestandteile jenes Bauwerks, das vielleicht 1204 schon vorhanden war und 1253 zuerst, wenn auch nur mittelbar, genannt wird. [Als domus Consulum wird es 1272, 1274 als domus burgensium erwähnt und heißt in der Folge dann (1302) dat rathus oder kurzweg dat hus (1325).] So ließ eine nördliche Querwand, deren Stärke in Keller und Erdgeschoß die der Außenmauern (0,85 m) um 0,65 m übertraf, im Durchbruch eine diesen Maßen entsprechende, senkrechte Fuge erkennen. Da der schwächere Wandteil offensichtlich nur als Auflage für die Gewölbe der dem alten Hauskern angefügten „Muserie“ (Rüstkammer) und des darunter befindlichen Kellers errichtet worden ist, während deren übrige Mauern die Maße der sonstigen Außenwände aufweisen, geht der Charakter der Muserie als der eines Anbaues aus diesen Verhältnissen deutlich hervor. Der stärkere Teil der „Doppelwand“ muß als deren älterer angesprochen werden. Mit vollem Recht darf man in ihm jene Nordgiebelwand des alten Rathauses vermuten, in die 1302 den Brüdern van dem Hus erlaubt wurde, „botereke“ (?) zu stecken. Obergeschoß und Giebelteil dieser Wand mußten fallen, als nach Errichtung der Muserie die „Große Dornse“ (= Festsaal) erweitert und über sie hinweggeführt wurde.

Aufschlußreiche Entdeckungen konnten auch im Keller des alten Gebäudekernes gemacht werden. Dort befanden sich außer dem noch vorhandenen Trinkkeller des 16. Jahrhunderts (und zwischen diesem und der „Doppelwand“) zwei gleichlaufende, wohl etwas jüngere Tonnengewölbe. Ihr Gesamtzustand, besonders aber eine teilweise Verjauchung forderte genaue Untersuchung, die Überraschendes ergab: Die Gewölbe verbargen etwa ein Viertel der ursprünglichen Balkendecke samt den sie tragenden Rogensteinbossen. Eine, die Gewölbe tragende (und zugleich trennende) Mittelwand umschloß noch einen der aus Bruchsteinen auf-

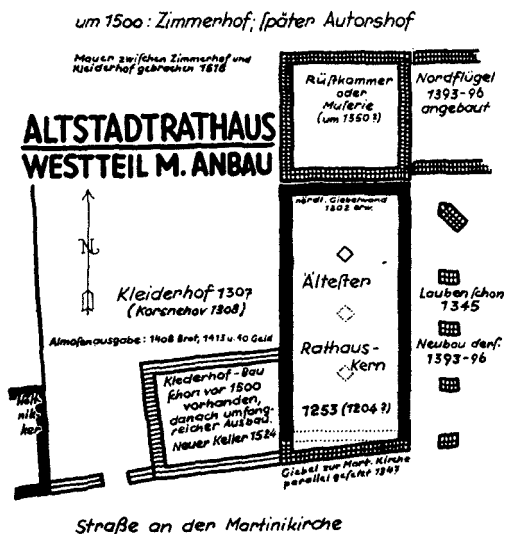


Abb. 1

gemauerten, übereck gestellten Pfeiler, der den schweren Unterzug der Balkendecke trug. Sie wurde nach Beseitigung der Tonnengewölbe durch eine darübergelegte, freitragende Betondecke entlastet und gesichert. Dank dieser Maßnahme Prof. Brakebuschs überstand das interessante Stück Altertum das Feuer des Bombenkrieges. Hinter dem Backsteingewölbe (16. Jh.) des angrenzenden Trinkkellers fanden sich die gleichen Steinblossen, wie solche die bereits freigelegte Balkendecke trugen. Aus ihrem Vorhandensein und der Stellung des freigelegten Pfeilers im Baukörper geht hervor, daß sich die Balkendecke, von insgesamt 3 Pfeilern getragen, einst über die gesamte Fläche des ursprünglichen Ratskellers erstreckte. An der südlichen Schmalseite (Giebelwand gegenüber der Martinikirche) fehlten die Rogensteinblossen, auch anderweitig ergaben sich hier Unstimmigkeiten, die erst später vermittels weiterer Entdeckungen geklärt werden konnten.

Die Ergebnisse der damaligen Untersuchungen sollten nach Beendigung der Bauarbeiten einem Gesamtbericht vorbehalten bleiben. Der Krieg verhinderte beides. Statt dessen traf ein Unmaß an Elend und Zerstörung das alte Brunswick. Auch das Rathaus wurde davon erfaßt, so daß es in Trümmer sank. Dem bald

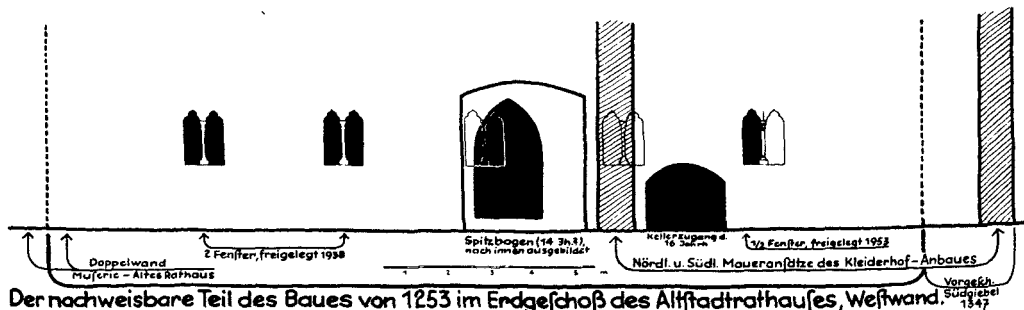
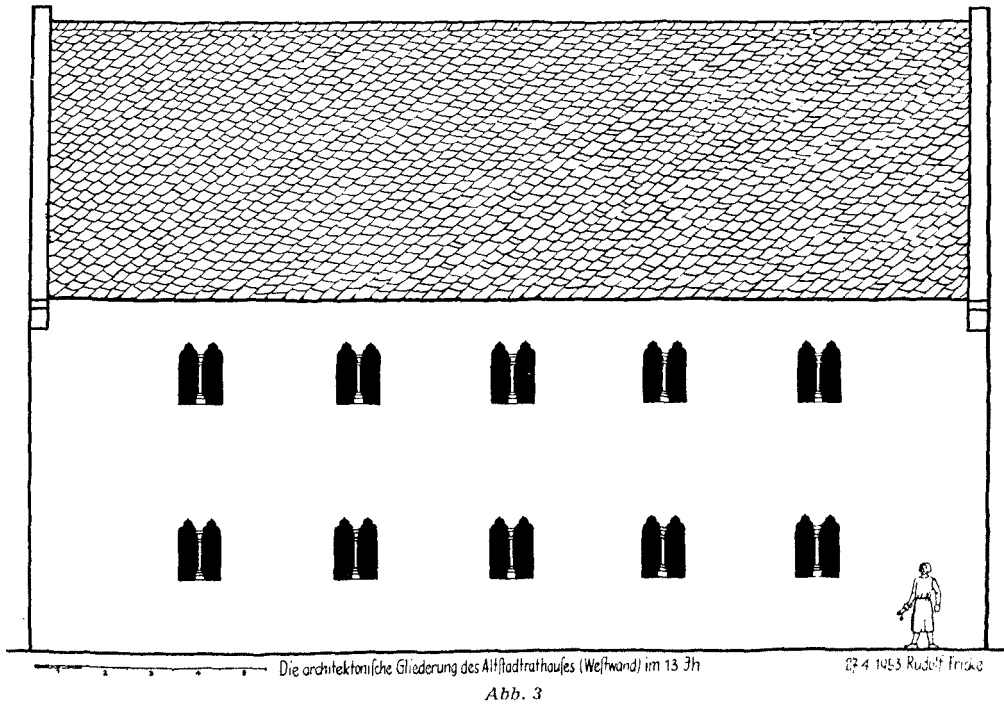


Abb. 2

gefaßten Beschluß der Stadtverwaltung zum Wiederaufbau folgte als Nötigstes zuerst die Errichtung eines neuen Daches, nach Beschaffung der erforderlichen Mittel der weitere Ausbau. In dessen Verlauf sollten neue Untersuchungen frühere Entdeckungen vervollständigen und zu einem gewissen Abschluß bringen.

Hinter dem Westteil des Altstadtrathauses befindet sich gegenüber der Martinikirche der sogenannte Kleiderhof. Dort ging schon im 14. Jahrhundert der Handel mit Altkleidern und Pelzwerk vor sich. Der Hof war durch eine Mauer von der Straße getrennt. In dem Winkel, den diese mit der Hofwand des Rathauses bildet, fügten spätere Zeiten unter Einbeziehung von Mauer und Rathauswand einen Anbau, dessen straßenseitig noch vorhandene Fenster zurückhaltend verwendete Zierformen der Mitte des 16. Jahrhunderts zeigen. Wo dieses „Kleiderhof“-Gebäude an die Westwand des Rathauses anschließt, gab abbröckelnder Lehmputz im Frühjahr 1953 einen bedeutsamen Architekturrest frei. Es war der Sturz eines dritten Kleeblattbogenfensters der bereits früher festgestellten Art, und dieses Mal mit, wenn auch beschädigter Teilungssäule! Dieser Fund ermöglichte durch die Maße seines Abstandes zu den erstentdeckten Fensteröffnungen, deren Verhältnis zueinander und zur Gesamtlänge des alten Kern-Rathauses die zeichnerische Festlegung der diesem ursprünglich eigenen architektonischen Gliederung. Fünf Fensterachsen mit doppeltem, genastem Kleeblattbogensturz und Teilungs-

säule stellen den ersten Kommunalbau der jungen Hansestadt in die Reihe ihrer (über Kemenatengröße hinausgehenden) größeren Steinhäuser des 13. Jahrhunderts. Gleich diesen, in der Regel durchweg zweigeschossigen Bauten, besaß es sicherlich ein — vielleicht etwas höheres — Obergeschoß, wie es z. B. auch das Rathaus des Hagens ohne Zweifel aufwies. Auf einer im Städtischen Museum befindlichen Abbildung des nördlichen Hagenmarktes ist auch die Rückseite des Opernhauses dargestellt. Links ist das alte Hagengewandhaus noch als selbständiger Baukörper zu erkennen, rechts daneben aber, von den jüngeren Wänden des Theaters umschlossen, zeichnet sich der Nordgiebel des ehemaligen Hagenrathauses deutlich ab. Seine architektonische Aufteilung berechtigt ohne weiteres



zu der vorherbeschriebenen Meinung. So ergibt sich für die rückwärtige Längswand des Altstadtrathauses ein verhältnismäßig klares Bild. Anders liegen die Dinge bezüglich der Marktfront. Gewiß bestimmten die festgestellten fünf Achsen weitgehend auch ihr Aussehen, aber die Möglichkeiten, ein klares Bild zu schaffen, fehlen. Außer einem, bei Umbauten als „Altmaterial“ wiederverwendeten, liegend eingemauerten Fenstersturz der bekannten Form enthielt diese östliche Wand keinerlei Spuren des 13. Jahrhunderts. Das ist um so bedauerlicher, als Türen und Freitreppe (?) sich marktseitig befunden haben werden. Möglicherweise waren sie schon seit Anbeginn mit den 1345 erwähnten älteren Lauben (U. B. I., Huldigungsordnung) architektonisch zusammengefaßt. Von diesen, in kunst- und baugeschichtlichen Abhandlungen bisher nicht vermerkten Lauben ist keine Spur vorhanden. Sie im Unterbau der 1393/96 errichteten Doppellauben zu suchen erscheint abwegig, da eine Fluchtlinienberichtigung der Südmauern des Rathaus-

komplexes sie arg beeinträchtigt und zu ihrem völligen Neubau beigetragen haben wird. Diese Fluchtlinienberichtigung machte sich zuerst durch Unstimmigkeiten bemerkbar, die bei Untersuchungen über die Ausdehnung des alten Rathauses in Keller und Erdgeschoß der südlichen Giebelseite auftraten. Sie wiederholten sich bei der zeichnerischen Festlegung der vorbeschriebenen Fensterreihe der Westseite an deren südlichem Ende. Der spitze Winkel der hier zusammenstoßenden Wände erwies sich als nicht ursprünglich, der Südgiebel bis in die Grundmauern hinein nicht dem 13. Jahrhundert angehörend. Er muß einst (nach Beseitigung des älteren und unter Verlängerung der Westwand) errichtet worden sein, als nach Vollendung des nördlichen Hallenbaues an der Martinikirche über das Querschiff hinaus eine architektonische Angleichung des Rathauses durch Parallelstellung seines Südgiebels zu den neuen Wänden des Gotteshauses aus städtebaulichen Gründen geboten schien. C. Schiller las am Südgiebel noch die — heute nicht mehr vorhandene — Datierung 1347, P. J. Meier legte die Entstehung der gegenüber befindlichen Kirchenarchitektur in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Diese zeitliche Übereinstimmung kann als Bestätigung der vermuteten baulichen Geschehnisse gelten. Vor Inangriffnahme des Giebelneubaus von 1347 war also das alte Rathaus ein völlig rechtwinkliges Gebäude. Mit den lichten Maßen seiner Grundfläche (9,50 x 20 m) überschritt es die Größe der bekannten Kemenaten, jener frühen bürgerlichen „Kleinstwohnhäuser“ aus Stein, um das 1½fache. Architektonisch steht es in seinen wesentlichsten Schmuckteilen, den gekoppelten Fenstern mit Teilungssäulen, jenen und den andern Steinhäusern völlig gleich. Die Kapitäle der Säulen zeigen Kelchform mit einfachen Eckblättern, eine verhältnismäßig „junge“, besser gesagt gewiß modernste Form jener Zeit um 1253, wo dem Rathaus erste mittelbare Erwähnung geschieht. Die gleiche Einschätzung gebührt sicherlich auch den in Braunschweig so sparsam verwendeten genasten Kleeblattbögen der Fensterstürze. Sie konnten außer am Altstadtrathause auch in dessen nächster Nachbarschaft, nämlich an den Kemenaten Holtnikker (westl.) und van dem Hus (nördl.) sowie in den Türmen der Petri- und Michaeliskirche, außerhalb des Weichbildes Altstadt aber nur im Hagen (Fallersleber Straße 8, ass. 1619 mit irreführender, im 19. Jahrhundert hinzugefügter Jahreszahl) festgestellt werden. Diese bürgerlichen Architekturformen romanisch-gotischen Mischstils wurden dann, anscheinend fast ohne weiteren Übergang und schon vor 1300, vom klar ausgeprägten Spitzbogen einfachster Fassung abgelöst, unter dessen Herrschaft bei wieder zunehmendem Formenreichtum dann das Altstadtrathaus durch seine Doppellauben zu dem prunkvollen Bauwerk emporstieg, das von der einstigen Schlichtheit kaum noch etwas ahnen ließ.

Literatur und Quellen:

- Hänselmann, L. u. Mack, H.: Urkundenbuch der Stadt Braunschweig. Bd. I—IV, Braunschweig 1873 ff.
- Meier, P. J. u. Steinacker, K.: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig. 2. Aufl. Braunschweig 1926.
- Sack, C. W.: Altertümer der Stadt Braunschweig II. Braunschweig 1852.
- Schiller, C.: Die mittelalterliche Architektur Braunschweigs. Braunschweig 1852.

Der Künstler des Kaisergrabes im Dom zu Königsutter

Von Wilhelm Schrader

Die Abtswürde des Klosterstifts zu Königsutter ist seit dem 30jährigen Kriege bis zum Jahre 1809 stets einem Professor der Theologie der Landesuniversität Helmstedt übertragen worden. Es war von 1635—1656 Georg Calixt, ihm folgte bis 1701 sein Sohn Friedrich Ulrich Calixt. Von 1701—1729 war Professor Johann Fabricius, von 1730—1758 Christoph Timotheus Seidel, von 1759—1803 der berühmte Joh. Benedikt Carpzow und anschließend dessen Schwiegersohn Heinr. Phil. Conrad Henke bis zu seinem Tode im Jahre 1809 neben dem Helmstedter Lehramt noch Abt zu Königsutter. Mit der Verleihung der Abtswürde, stets durch den Landesfürsten, waren erhebliche Einkünfte verbunden, die das Amt eines Professors der Theologie in Helmstedt erst begehrenswert machten.

Besondere Pflichten waren mit der Abtswürde kaum verbunden. Es waren die Kirchen- und Klosterrechnungen zu prüfen und gegenzuzeichnen, für Instandhaltung der Stiftskirche und der Abteigebäude zu sorgen, und die Besetzung der Predigerstellen vorzunehmen.

Von der Tätigkeit des Abtes Georg Calixt für Königsutter ist wenig bekannt oder Bemerkenswertes zu sagen. Sein Sohn und Nachfolger hat während seiner 45jährigen Amtszeit als Abt einiges geleistet. Als im Jahre 1690 die flache Holzdecke des Langschiffes der Stiftskirche (d. i. der Kaiserdom) einstürzte und das Kaisergrabdenkmal mit seinen drei liegenden Relieffiguren zerstörte, ließ Abt und Professor Friedrich Ulrich Calixt 1695 durch den Königsutter'schen Maurermeister Friedrich Wendt eine spitzbogige Decke, die von Wandpfeilern getragen wird, herstellen. Um das zerstörte und eingestürzte Kaisergrab-Denkmal kümmerte er sich nicht, und sein Tod im Jahre 1701 enthob ihn aller Sorge darum. Aber, er bestimmte, daß ihm nach seinem Tode eine Grabstelle im Abtsgewölbe des Kaiserdomes bereitet wird. Sein gewaltiger Steinsarg steht noch heute im Kreuzgang der Kirche, während sich sein Vater und Amtsvorgänger, der Abt Georg Calixt, 1656 im Chor der St. Stephanikirche in Helmstedt begraben lassen hatte.

Erst der dritte Abt aus der Reihe der Helmstedter Professoren, Johann Fabricius, hat sich um die Erneuerung des Kaisergrabes bleibendes Verdienst erworben.

In diesem Grab ruhen seit dem 31. Dezember 1137 der Erbauer des Kaiserdomes, Kaiser Lothar II., einst Graf von Süplingenburg, seit Ende Oktober 1139 sein Schwiegersohn Heinrich der Stolze, Herzog zu Bayern und Sachsen, und endlich seit 1141 seine Witwe, die Kaiserin Richenza von Haldensleben. — Das erste Grabmal aus der Zeit um 1150 ist bezüglich seines Aussehens unbekannt, scheint aber auch schon die Relieffiguren der hier ruhenden drei Toten gezeigt zu haben.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war das über 400 Jahre alte Langhaus der Kirche ziemlich verfallen, so daß „der gute Lothar nicht mehr trocken in seiner Ruhestätte liegen konnte“. Der damalige Abt Gehardus Coci ließ die Dächer mit einem neuen Dachstuhl versehen und auch das Grabmal „mit seinen drei Relieffiguren“ vollständig erneuern. Hundert Jahre später war wieder alles verfallen, und die Äbte Calixt d. J. und Fabricius ließen, wie schon gesagt, Dach und Grabmal abermals erneuern.

Das Grabmal war seit 1690 wohl derartig zerstört, daß eine Renovierung unmöglich war. Abt Fabricius erteilte deshalb dem in Helmstedt ansässigen „Sculpteur“ Michael Helwig den Auftrag, ein vollständig neues Grabmal zu erstellen. Durch einen glücklichen Zufall wurde vor etwa Jahresfrist im Niedersächsischen Staatsarchiv zu Wolfenbüttel eine Niederschrift des Vertrages entdeckt, den Abt Fabricius im Jahre 1708 mit dem Bildhauer Michael Helwig geschlossen hat. Nach Auslassung einiger unwesentlichen Längen lautet dieses Dokument:

„Demnach vor geraumen Jahren das in der Königsalterschen Stifts-Kirche vorhandene Uhralt Kayserl. Monumentum von dem dazumal herabfallenen Kirch-Gewölbe ... totaliter ruiniret worden, nun aber, nachdem zuvorderst durch Gottes Hilfe ... und vermittelt großer Kosten, Mühe und Arbeit gedachtes zerfallenes Kirch-Gewölbe ... neu wieder aufgeführt, hiernächst das Stift Königsalters aus erheblichen Ursachen einmütig beschlossen, sothanes vorerwehntes maßen zerschmettertes Kayserl. Uhralt Monumentum gleichfalls wieder reparieren und im guten Zustand bringen zu lassen, so ist heute zwischen dem Stift Königsalters und Herrn Michael Helwig, Bildhauer in Helmstedt, nach geschehener Besichtigung ... folgender Contract abgeredet, beschlossen und vollzogen worden.

Es will gedachter Bildhauer das Kayserl. Monument ... nach dem Vor-Riß der 3 Bilder, die ihm dero behuf alsofort zugestellet sind, von Alabaster-Stein, so gut und rein selbiger zu Kleinen Vahlberg zu bekommen, wie immer möglich ohntadelhaft verfertigen, dergestalt, daß die 2 Bilder von beiden Seiten jedes 6 Fuß und das mittelste Bild 6½ Fuß lang, das ganze Monumentum aber insgesamt 10 Fuß lang und 8 Fuß breit sein soll, jedoch also, damit die Länge mit der Breite sich in einer rechten Proportion präsentieren mögen, wobei Herr Helwig nicht allein die Bilder und andere dazu gehörige Arbeit wohl und sauber zu machen, sondern auch auf Michaelis 1708 damit fertig zu sein sich anheischig gemacht.

Hiergegen verspricht das Stift Königsalters, für obgedachte Bildhauer-Arbeit, imgleichen zu Anschaffung der diesfalls benötigten Materialien ihm, Herrn Helwichen eins für alles einhundertfünfundvierzig Reichstaler in 3 Terminen, als den ersten auf bevorstehender Braunschweiger Messen, den andern auf Pfingsten, den dritten auf Michaelis 1708, wann nemlich das ganze Monumentum an den Ort ist, da es sein soll, bar zu erlegen, wobei schließlich noch abgeredet und verwilliget worden, daß das Closter die Bilder und deren Zubehörung, wenn alles fertig ist, von Helmstedt anhero langen, imgleichen die benötigten Maurer und Handlanger lohnen, auch endlich den Bildhauer bei hiesiger Arbeit entweder speisen oder billiges und gewöhnliches Kostgeld geben lassen will.

Urkundlich ist dieser Contract in dublo ausgefertigt, davon einer unter des Herrn Abts eigenhändiger Unterschrift und Abtei-Siegel dem Herrn Bildhauer zugestellet, der andere aber, nachdem derselbe von Herrn Helwichen unterschrieben und gesiegelt, ans Kloster genommen.

So geschehen auf dem Stifft Königsalters, den 3. Januaris Anno 1708.“

Mit diesem Vertrag, mag er in seiner Wortfolge auch umständlich und langatmig erscheinen, war alles gesagt und geschehen, so daß der Helmstedter Künstler sofort mit den Arbeiten beginnen konnte. Während im Dom zu Königsalters das Fundament der Grabstelle neu ausgemauert und durch eine große schwarze Marmorplatte abgedeckt wurde, entstanden unter den geschickten Händen Michael Helwig's in seiner Werkstatt in Helmstedt die drei lebensgroßen Figuren. Das Material dazu, ein durchscheinender Kalksinter, war aus den Gipsbrüchen bei Klein Vahlberg am Elm herbeigeschafft. Pünktlich war die Arbeit fertiggestellt, und im September 1708 wurden die „Alabaster-Figuren“ von Helmstedt nach Königsalters gebracht. — Seitdem ist am Kaisergrab nichts mehr verändert, abgesehen von der schmiedeeisernen Einfriedigung, die erst vor etwa 60 Jahren angebracht wurde. —

Michael Helwigs Lebenslauf

Die wenigen bislang veröffentlichten Angaben zur Person des Holzschnitzers und Bildhauers Michael Helwig sind unzulänglich und ungenau (s. Quellenangaben am Schluß dieser Abhandlung). Ein eingehendes Studium der Helmstedter Kirchenbücher, Haus-Verkäufe, Schoßregister und Bürgerrollen hat ergeben, daß Helwig am 24. April 1663 zu Flemmingen bei Altenburg in Thüringen als Sohn des Pachtinhabers Wolfgang H. geboren ist. Wo er das Bildhauerhandwerk erlernt hat, ist nicht festgestellt worden. Um die Mitte des Jahres 1704 kam Helwig nach Helmstedt und bezog hier das heute noch stehende Haus Kybitzstraße 25, das damals dem Professor Dr. jur. Joh. Eisenhart gehörte. Am 16. 10. 1704 hat Michael Helwig das Bürgergeld bezahlt und am gleichen Tage „die Brauergilde gewonnen“.

Knapp drei Wochen später, am 4. 11. 1704, wurde H. in der St. Stephanikirche mit der Witwe des am 20. 3. 1703 hier begrabenen Peruquiers Günther Math. Holte, Dorothea Margr. geb. Glunke, kopuliert. Diese starb nach 27jähriger kinderloser Ehe am 1. 4. 1731 im Alter von 67 Jahren 14 Tagen. Kaum ein Jahr darauf, am 19. 2. 1732, heiratete der 69jährige Bildhauer, wiederum in St. Stephani, die Witwe des Bürgers und Schustermeisters zu Lautenthal am Harz Joh. Thomas Wendemuth, Anna Dorothea geb. Carwehl. Beide lebten dann noch 6 Jahre in kinderloser Ehe. Am 11. Mai 1738 ist schließlich Michael Helwig in seinem Hause Kybitzstraße 25, das er 1707 von der Witwe des Professors Eisenhart käuflich erworben, aber 1726 an die sehr begüterte Jungfer Catharina Tieck bereits verkauft hatte, gestorben. Auf dem Kirchhof der St. Walpurgiskirche fand H. seine letzte Ruhestätte, doch erinnern heute weder Grab noch Grabstein daran. Seine Witwe muß dann Helmstedt verlassen haben; ihr Ableben ist hier nicht verzeichnet.

Michael Helwigs Werke

a) Holzschnitzarbeiten

- 1692 Falkenberg i. d. Altmark. Altar, Reste im Stendaler Museum.
- 1693 Schnarsleben, Kr. Wolmirstedt. Altar, lt. Dehio.
- 1694 Schnarsleben, Kr. Wolmirstedt. Kanzel, lt. Dehio.
- 1708 Langenweddingen, Kr. Wanzleben. Kanzel und Prieche, lt. Rechnungen.
- 1711 Wormsdorf, Kr. Haldensleben. Altar, lt. Dehio.
- 1712 Egehn. Stadtkirche, Altar, signiert.
- 1713 Bahrdorf, Kr. Helmstedt. Altar, lt. Gräbke.
- 1718 Sommersdorf, Kr. Haldensleben. Kanzelaltar, lt. Dehio.
Esbeck, Kr. Helmstedt. Altarwand, lt. Pastor W. Schröder.
Gr. Rottmersleben, Kr. Haldensleben, Schnitzwerk an Altar lt. Gräbke.
Kl. Biewende, Kr. Wolfenbüttel, Kanzelaltar, lt. Dehio-Gall.
Alleringersleben, Kr. Haldensleben. Altar u. Kanzel, lt. Dehio.
Hakenstedt, Kr. Haldensleben. Altar, lt. Dehio.
- 1721 Ferchlipp, Kr. Osterburg. Altar und Kanzel, signiert.
- 1722 Morsleben, Kr. Haldensleben. Kanzelaltar, lt. Dehio.
Wobeck, Kr. Helmstedt. Altar und Kanzel, lt. Gräbke.
- 1724 Helmstedt. Kirche St. Marienberg. Holz-Epitaph für Catharina Cuno, lt. Gräbke.
- 1726 Kl. Dahlum, Kr. Wolfenbüttel. Altarwand, lt. Rechnung.

b) Grabmale, Epitaphe

- 1700 Erxleben. Schloßkirche. Epitaph v. Alvensleben, lt. Gräbke.
- 1705 Helmstedt, ehem. Collegienkirche. Schwarzes Marmor-Epitaph für stud. J. C. Winkler, lt. P. J. Meier.
- 1708 Königsutter. Dom. Kaisergrab, signiert.
- 1709 Eichenbarleben, Kr. Wolmirstedt, Epitaph v. Alvensleben, signiert. Gr. Rottmersleben, Kr. Haldensleben. Epitaph v. Veltheim, signiert.
- 1711 Helmstedt. St. Marienberg, Epitaph Marie Elis. Köhler, lt. Gräbke.
- 1714 Helmstedt. St. Stephani. Epitaph Prof. Dr. jur. Andr. Homburg, lt. Gräbke.
- 1716 Bahrndorf, Kr. Helmstedt. Epitaph Eleonore Cath. Lamprecht, lt. Gräbke.
- 1720 Emden, Kr. Haldensleben. Epitaph F. W. v. d. Schulenburg, signiert.

Aus zwei der Gegenwart überkommenden Rechnungen ist ersichtlich, was Helwig für seine Arbeiten erhalten hat. Die eine befindet sich in Langenweddingen, in der es 1708 heißt: Dem Bildhauer aus Helmstedt Herrn Helwigen vor das Schnitzwerk an der Prieche 110 Taler. — Die andere befindet sich im Corpus Bonorum der Kirche zu Klein-Dahlum, wonach der Bildhauer Michael Helwig 1726 für die die Kanzel enthaltende Altarwand 102 Taler 24 Ggr. erhalten hat.

Beides sind Holzschnitzarbeiten. Wenn ihm nun Abt Fabricius 1708 für die drei großen Alabasterfiguren im Dom zu Königsutter einschl. des Steinmaterials aus Kl. Vahlberg 145 Taler bewilligte, so ist das gewiß keine hohe Honorierung.

Helwigs Holz- und Steinbildhauereien, wie Arabesken, Blumen, Ranken, Engel und sonstige Figuren sind reine Barockarbeiten. Seine Epitaphe sind dekorativ, auf Wirkung abgestellt. Hier heben sich die alabasternen Figuren und Ornamente, sowie der stets reichliche Text, hell von dem dunklen Untergrund, meist schwarzer Marmor, wirkungsvoll ab. Wenn er auch den ihm gestellten Aufgaben über das Handwerksmäßige hinaus nachgekommen ist, so kann man Helwig doch nicht als bedeutsamen Künstler mit persönlicher Note ansprechen. Immerhin bezeugen die vielen ihm erteilten Aufträge, daß er den Geschmack seiner Auftraggeber getroffen hat.

Aber, die Aufgabe, das Grabdenkmal Lothar's wieder herzustellen, hat seine Fähigkeiten überstiegen. Andererseits hatte Helwig sich an das mittelalterliche Vorbild zu halten, und der Zwang, sich „nach dem Vor-Riß der 3 Bilder, die ihm dero behuf zugestellet sind“, zu richten, machte ihn befangen. Man erkennt aus dem barocken Charakter noch gotische Formen heraus. Ein größerer Künstler hätte aber auch ein größeres Honorar verlangt. —

Alle Schnitzereien und Bildhauereien hat Helwig mit seinen Gehilfen in seiner Helmstedter Werkstatt, die sich auf dem Hofe seines Grundstücks befand, angefertigt. Dann sind sie an den Bestimmungsort gefahren und dort aufgestellt, wobei örtliche Maurer und Zimmerleute mit tätig waren.

Seine letzte Arbeit scheint 1726 die große und beachtenswerte Altarwand für die Kirche zu Klein-Dahlum (nach Pastor W. Schröder-Esbeck eine genaue Nachbildung aus der Esbecker Kirche) gewesen zu sein, was sich mit dem Verkauf seines Helmstedter Grundstücks im selben Jahre deckte. Helwig ist aber in dem Hause als Mieter bis zu seinem Tode wohnen geblieben.

Quellen

- Akten des Klosters Königslutter, vol. 65, Nieders. St.-A. Wolfenbüttel.
Kirchenbücher St. Stephani, Schoßregister, Bürgerrollen, Stadtarchiv Helmstedt.
Meier, P. J. Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. Wolfenbüttel 1896.
Meier, P. J. u. Steinacker, Karl. Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wolfenbüttel. Band III. 2. Teil. Wolfenbüttel 1906.
Lüders, A. Geschichte von Königslutter. Königslutter 1909, S. 152 ff.
Thieme-Becker. Künstler-Lexikon. Bd. 16 S. 361. Leipzig 1923.
Gräbke, H. A. Ein Helmstedter Bildhauer des 18. Jhd. Zeitschrift Alt-Helmstedt. 1924 No. 5—7.
Görges, Spehr, Fuhse. Vaterländische Geschichten, Bd. I S. 252 ff. Braunschweig 1925.
Dehio, Georg. Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. 5. Berlin 1928.
Dehio-Gall: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. München 1949, Band I.
Schrader, Wilhelm, Prof. Eisenharts Haus Kybitzstraße 25. Helmstedter Allgemeine Ztg. vom 6. 5. 1953.

Das Lied der Heimat im Werke Hoffmanns von Fallersleben

Von Gerhard Schridde

Von den vielen Wanderungen und Studienfahrten, die ich im Laufe der letzten Jahrzehnte mit Herrn Dr. Willke in unsere schöne Braunschweiger Heimat unternehmen durfte, blieben mir besonders die Tage im Gedächtnis haften, an denen neben den Schönheiten der Landschaft und ihrer Natur auch der niedersächsische Mensch mit seiner Kultur und Dichtung zu Worte kam. Für Herrn Dr. Willke war es immer eine besondere Freude, auf den von ihm geführten Wanderungen auch Dichter unserer Heimat sprechen zu lassen. Deshalb soll heute von einem Mann berichtet werden, der der Stadt Braunschweig eng verbunden war und der volkstümlichste Sänger unserer ostfälischen Landschaft geworden ist.

Kein schöner Land als Heimat,
Und meine Heimat nur!
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wies' und Flur!

Der Dichter Hoffmann wußte immer von dem eigenartigen Zauber, der uns das Bild der Landschaft verklärt, in die wir hineingeboren wurden. Mit jedem Bach, mit jedem Waldstück verbinden sich ganz bestimmte Erinnerungen an die glückliche Zeit, in der wir als Kinder sorgenfrei in der uns umgebenden Welt der Heimat aufwuchsen und in den Tieren und Pflanzen der Gärten, Felder und Wälder Spielgefährten sahen. Um alles unseren kindlichen Sinnen Ungewöhnliche in der Natur oder im alten Gemäuer sammelte sich ein geheimnisvoller Kranz von Sagen und Geschichten, die, zum Teil schon durch Generationen erzählt, für das Erlebnis der Heimatlandschaft von größter Bedeutung sind. Es gibt wohl nur wenige deutsche Dichter, die mit der Landschaft ihrer engeren Heimat so innig vertraut waren wie der Sänger des Deutschlandliedes.

Schon dem Konfirmanden, der Fallersleben verlassen mußte, um in Helmstedt die höhere Schule zu besuchen, wurde bitteres Heimweh Anlaß zu dichterischen Versuchen. Diese Sehnsucht nach der geliebten Heimat blieb Hoffmann ein getreuer Begleiter auf seinen verschlungenen Lebenspfaden, die ihn weit von

Fallersleben fortführten. Auf die Helmstedter Zeit folgten zwei Jahre, in denen er das Katharineum in Braunschweig besuchte. Er wohnte damals in einem Fachwerkhause hinter der Katharinenkirche, das zum hundertsten Geburtstage des Deutschlandliedes mit einer Erinnerungstafel geschmückt wurde. Leider fiel diese Hoffmannstätte einem Kriegsbrande zum Opfer.

In Braunschweig erlebte der junge Dichter die große Trauer der Bevölkerung, die durch die Botschaft vom Tode Friedrich Wilhelms bei Quatre-bras ausgelöst wurde. Auf den Heldentod des schwarzen Herzogs verfaßte er ein langes Gedicht. In Braunschweig erschienen damals bei Johann Heinrich Meyer unter dem Titel: „Deutsche Lieder“ Hoffmanns erste Verse im Druck. Dann führte ihn sein Weg zur Universität Göttingen. Unbefriedigt vom Studium der Theologie und verärgert über die königlich-großbritannisch-hannoverschen Hofräte, die dem Streben der deutschen Jugend nach Erneuerung ihres Vaterlandes verständnislos gegenüberstanden, wechselte Hoffmann Studiengebiet und Hochschule, um in Bonn Germanistik zu studieren. Der Rhein mit seiner Landschaft und seinen Menschen nahm den Dichter bald gefangen, doch seine Heide konnte er nicht vergessen.

Nennet schön der Reben Dülfe,
Wunderschön des Rheines Welle —
Seligsüß' Erinnerung trink' ich
Nur aus meiner Heimat Quelle;

Hauch' ich aus der Heide Blüten,
Lausch' ich aus der Fichte Sausen,
Aus des Frühlings Sang und Summen,
Und der Wälder stillem Grausen.

Weh' herüber, wo der Wildhirt
Mit dem Speer die Saaten schützet,
Wo der Schäfer brennt die Heide,
Daß der Himmel rötlich blitzet --

Weh' herüber, Frühlingslüftchen,
Glockentöne meinen Ohren!
Frühlingslüftchen, weh' herüber!
Und ich werde neu geboren.

Vom Rhein führten Studienfahrten nach Holland. Noch heute sehen die Niederländer in unserem Hoffmann einen der bedeutendsten Begründer ihrer Sprachforschung. Die Universität Leiden ehrte seine Verdienste durch die Ernennung zum Ehrendoktor. Aber trotz aller Freude an diesen Studien klingt auch aus Holland der Ruf an die Heimat:

O halle bald, du süßer Ton
Der lieben Heimatglocken!
O sah' ich aus der Ferne schon
Den himmelblauen Brocken!

Dann legt' ich nieder meinen Stab,
Um einzig dir zu leben,
Und könntst auch du nichts als ein Grab
Dem müden Wanderer geben!

Auch in andere europäische Länder führten seine wissenschaftlichen Reisen und wertvolle literarische Funde brachte er heim. Doch die Fremde konnte ihn nicht fesseln.

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald,
Da wachsen unsre Reben.
Grüß' mir mein Lieb am grünen Rhein,
Grüß' mir meinen kühlen Wein!
Nur in Deutschland,
Da will ich ewig leben.

Fern in fremden Landen war ich auch,
Bald bin ich heimgegangen:
Heiße Luft und Durst dabei,
Qual und Sorgen mancherlei —
Nur nach Deutschland
Tät' heiß mein Herz verlangen.

Ist ein Land, es heißt Italia,
Blühn Orangen und Zitronen.
Singe! sprach die Römerin,
Und ich sang zum Norden hin:
„Nur in Deutschland,
Da muß mein Schätzlein wohnen.“

Als ich sah die Alpen wieder glühn
Hell in der Morgensonne:
Grüß' mein Liebchen, goldner Schein,
Grüß' mir meinen grünen Rhein!
Nur in Deutschland,
Da wohnt Freud' und Wonne.

Noch heute wird dieses Lied von den Studenten gern gesungen.

Nach seinem Studium und den ersten Forschungsfahrten fand Hoffmann in Breslau eine Stellung als Bibliothekar und später auch als Professor an der Universität. Dem Niedersachsen fiel es nicht leicht, mit dem schlesischen Lande und seinen Bewohnern vertraut zu werden. Als Germanist leistete er den Schlesiern durch die Sammlung ihrer Volkslieder einen unvergeßlichen Dienst. In den Ferien trieb ihn sein Forschungsdrang immer wieder über die Grenzen des Vaterlandes hinaus und stets war die Sehnsucht nach Deutschland sein treuer Begleiter. Zwischen Saône und Rhone entstand das Lied:

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinem Schatten, deinem Sonnenschein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und Lieder,
Nach deutscher Freud' und Lust, nach deutschem Wein!
Könnst' ich den Wolken meine Hände reichen,
Ich flöge windesschnell zu dir hinein;
Könnst' ich dem Adler und dem Lichtstrahl gleichen,
Wie ein Gedanke wollt' ich bei dir sein!
Die Fremde macht mich still und ernst und traurig;
Verkümmern muß mein frisches junges Herz.
Das Leben hier, wie ist es bang und schaurig,
Und was es beut, ist nur der Sehnsucht Schmerz.
O Vaterland, und wenn ich nichts mehr habe,
Begleitet treu noch diese Sehnsucht mich;
Und würde selbst die Fremde mir zum Grabe,
Gern sterb' ich; denn ich lebte nur für dich.

Noch aus demselben Jahre stammt aus Gent das Lied: Heimkehr aus Frankreich.

Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei begrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes, heitres Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!

Wieder in Breslau, dichtete Hoffmann:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin, und was ich habe,
Dank' ich dir mein Vaterland.

Im Geburtsjahr des Deutschlandliedes entstand Bismarcks Lieblingslied, dessen erste Worte auch auf des Dichters Grabstein in Corvey stehen:

Wie könnt' ich dein vergessen!	Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,	Dein denk ich allezeit;
Wenn auch die Welt ihr Liebstes	Ich bin mit dir verbunden,
Und Bestes bald vergißt.	Mit dir in Freud' und Leid.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:	Ich will für dich im Kampfe stehn,
Mein Vaterland ist meine Braut!	Und soll es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen!	Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.	Dein denk' ich allezeit.
Wie könnt' ich dein vergessen!	
Ich weiß, was du mir bist,	
Solang ein Hauch von Liebe	
Und Leben in mir ist.	
Ich suche nichts als dich allein,	
Als deiner Liebe wert zu sein.	
Wie könnt' ich dein vergessen!	
Ich weiß, was du mir bist.	

Aus Hannover gebürtig mußte Hoffmann sein Heimatland verlassen, weil die politischen Zustände für ihn unerträglich waren. Er studierte im Rheinland und wurde als Breslauer Professor preußischer Beamter. Aber auch über diese Stellung wuchs er hinaus, indem er sich über alle Grenzen hinwegsetzend dem Volke das Vorbild eines deutschen Mannes wurde. Er nahm sich das Recht der Kritik an den politischen und sozialen Zuständen seiner Zeit. In seinen „Unpolitischen Liedern“ kämpfte er als Romantiker mit der Waffe der Poesie gegen Zopf und Philisterei. Da er eine scharfe Klinge zu führen wußte, fiel er unangenehm auf. Man versuchte den Kämpfer für „Einigkeit und Recht und Freiheit“ zum Anarchisten zu stempeln. Um sich von diesen ständigen Spannungen zu erholen, ging Hoffmann nach der Insel Helgoland, über der damals noch die englische Flagge wehte. Er schreibt: „... ich freute mich, daß ich nach den unruhigen Tagen wieder einmal auch mir gehören durfte. Wenn ich dann so wandelte einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zumute, ich mußte dichten, und wenn ich es auch nicht gewollt hätte.“ So entstand am 26. August das Lied: Deutschland, Deutschland über alles! als ein Bekenntnis des Dichters, allen Gewalten zum Trotz auf dem Wege fortzuschreiten, der zu einem einigen, freien Deutschland, das damals nur ein Wunschtraum war, führen sollte. Bald darauf wurde der Breslauer Professor Hoffmann aus seinem Amt entlassen. Er suchte Zuflucht in Fallersleben. In seiner Heimat hoffte er, Ruhe zu finden. Von dem Ende dieser Tage lesen wir in seiner Lebensbeschreibung: „In der Dämmerung schleichen die Landdragoner ums Haus herum und spät abends bewachen sie es aus der Nachbarschaft. Da scheint es mir denn doch geraten, abzureisen. Ich bitte meinen Vetter, auf der Ziegelei einen Wagen für mich bereitzuhalten, ich würde mich baldigst einfinden. Um kein Aufsehen zu erregen, gehe ich mit meinem Schwager in den Kuhstall, wir erweitern eine Öffnung in der Wand und kriechen durch. Aus des Nachbars Garten dringen wir weiter durch Hecken und Stakete, und endlich sind wir im Freien. Der Mond scheint hell auf den frisch gefallenen Schnee, ringsum Totenstille, während eben noch im Hause meine Nichten, um die Landdragoner zu täuschen, die lustigsten Stücke gespielt und gesungen hatten. Der Wagen wartet schon, ich steige ein, und in einer Viertelstunde bin ich jenseits der hannoverschen Grenze und um 3 Uhr morgens zu Braunschweig im „Deutschen Hause.“

Im Liede klingt dies Erlebnis nach:

Und wieder hatt' es mich getrieben
Dahin, wo ich gewandert aus:
Ich kehrte heim zu meinen Lieben,
Froh trat ich ein ins Vaterhaus.

Es zogen alte Kläng' und Lieder
Beseligend durch meine Brust:
Ich war in meiner Heimat wieder,
Im Reiche meiner Jugendlust.

Da wollt' ich unter Blütenbäumen
Die alten stillen Tag' erneu'n,
Und meine Kindheit wieder träumen,
Und mich wie Kinder wieder freu'n.

Da wollt' ich voller Sehnsucht warten,
Gelehnt auf meinen Wanderstab,
Bis in dem öden Friedhofsgarten
Grün würde meiner Mutter Grab. —

Doch nein — ich soll den Frühling sehen
Nur fern vom väterlichen Haus:
Ich bin verbannt — so muß ich gehen
In eine fremde Welt hinaus.

Wenige Wochen später heißt es schmerzvoll:

Ich steh' auf dem sonnigen Hügel	O Nachtigall, trag die Botschaft
Und schau' in die Ferne hinein:	Zu meinen Lieben hin!
O könnt' ich bei meinen Lieben	Sag allen, daß in der Ferne
Dort hinter den Wäldern doch sein!	Ich immer bei ihnen noch bin.
O könnt' ich die Tage der Kindheit	Trag meinen Sang hinüber
Erneuern in meiner Brust!	Und grüße mein Heimatland!
Mit euch noch einmal träumen	O Nachtigall, laß dich bitten —
Des Frühlings selige Lust!	Du bist ja nicht verbannt.

Es folgten nun viele Jahre ruheloser Wanderschaft. Auch über Braunschweig führt wiederholt der Weg. Die Bürgerschaft grüßte hier den Dichter, indem die Gesangsvereine ihm seine Lieder vortrugen. Die erbetene Anstellung als Bibliothekar in Wolfenbüttel wurde ihm versagt. In unserer Martini-Kirche fand Hoffmanns Trauung mit der Bothfelder Pastorentochter Ida zum Berge statt. Als die ständige Wanderschaft kein Ende nehmen wollte, schenkten ihm Freunde ein Besitztum im fernen Texas. Vorübergehend spielte der Dichter wohl auch mit dem Gedanken, sich in der Fremde ein ruhigeres Leben aufzubauen. Es entstanden seine Lieder aus Texas. Aber bald heißt es wieder:

Ich bleib' in meinem Vaterlande,
Sein Los soll auch das meine sein,
Sein Leid und seine Schmach und Schande
Sowie sein Ruhm und Glück ist mein.
In meinem Vaterlande will ich bleiben,
Und keine Macht der Welt soll mich vertreiben.

Nach fast zwanzigjährigen Schikanen durfte Hoffmann auch wieder nach Fallersleben zurückkehren.

Gelichtet ist der Wald und kahl das Feld,
Wie alt geworden ist die junge Welt!
Geebnet sind der Gräber lange Reihn,
Neu sind die Häuser, neu von Holz und Stein,
Sogar der Bach verließ den alten Zug —
Die Glocke nur, sie schlägt noch, wie sie schlug.

Die Jahre der Verbannung haben auch das Bild der Heimat verändert. Sie ist anders, ärmer geworden. Auch in Fallersleben hat die Verkoppelung gewütet. In des Dichters Herzen lebt aber noch die alte Heimat fort. Die Heimat seiner Kindzeit, die ihm die Kraft gegeben hat, trotz harter Schicksalsschläge sein Leben zu meistern. Die Heimat, die ihn auch in der Fremde nie verlassen hat.

Wenn der Sonne goldner Strahl	Ach, vor meinen Blicken liegt
Scheidend grüßt das grüne Feld,	Dann der Kindheit goldnes Land,
Aus dem mild umglänzten Tal	Drin mich Liebe hat gewiegt,
Eine Weidenflöte gellt —	Dran mich Liebe hält gebannt.

Die Heimat als der Kindheit goldnes Land hat Hoffmann ein Glück beschert, von dessen Überfluß er vielen Kindern abgeben konnte in seinen zahlreichen, köstlichen Kinderliedern, die heute noch von unseren Kleinen mit Begeisterung gesungen werden und die die Sänger über die Liebe zu Pflanzen und Tieren auch zur Liebe zur Heimat führen, damit sie in ihrer Geborgenheit die Kraft kennen lernen, die den beglückt, der sich mit der engeren Heimat und darüber hinaus mit dem größeren Vaterland verbunden weiß.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Fünfunddreißig Jahre Kampf um Schutz und Erhaltung des Teichgebietes Riddagshausen und der Buchhorst

Von Otto Willke

Vor 100 Jahren — im Jahre 1850 — hatte die Stadt Braunschweig 40 000 Einwohner und reichte nur bis zu den Umflutgräben der Oker. Jenseits der Okerbrücken standen die Stadttore, aus mächtigen Steinquadern zu vier Säulen errichtet, durch Eisengitter verbunden; in der Mitte ein Durchlaß für Wagen und zu beiden Seiten ein Durchlaß für Fußgänger. An beiden Seiten des Stadttors stand ein Wachhäuschen, gelb gestrichen, mit runden weißen Säulen, von Peter Joseph Krahe am Anfang des vorigen Jahrhunderts im klassizistischen Stil (sogenannter Schinkel-Stil) erbaut. Die Straße, mit hohen Pappeln eingefast, führte weiter zum nächsten Ort.

Wollte man nach Riddagshausen, so konnte man nicht die heutige Jasper-Allee gehen; gab es doch damals hier weder ein Hoftheater noch überhaupt eine Straße, die nach Osten führte, sondern das Gebiet östlich hinter dem heutigen Staatstheater war der herzogliche Küchengarten. Man mußte vielmehr durch das Fallersleber Tor wandern und kam durch eine freie Landschaft in ländlicher Stille durch das Hagenbruch mit schönen seltenen Pflanzen zum Fasanenhölzchen und über den großen Exerzierplatz zum Nußberg. Wenn man dann auf seine östliche Anhöhe stieg, so bot sich ein liebliches Idyll: Vom Nußberg konnte der Blick schweifen über das Dorf Riddagshausen und das Klostergut mit der Zisterzienserkirche, über die Wasserflächen von 16 Teichen und die Buchhorst und weiter über fruchtbare, von Menschen nur wenig veränderte Gefilde bis hin zu den blauen Bergen des Elms am Horizont, und über dem ganzen ein blauer Himmel mit weißen silbergeränderten Wolken.

In den letzten Jahrzehnten war die Großstadt mit ihren hohen Häuserreihen und Menschenmassen und ihrem Lärm näher herangerückt. Da faßte ich 1914 den Entschluß, jenes schöne Landschaftsbild zu erhalten, das sich dem Beschauer unvergeßlich eingeprägt hat. Meine Bemühungen fanden bei der Bevölkerung verständige Aufnahme; aber die Sicherung des Gebiets war unmöglich, weil damals rechtliche Grundlagen, eine Landschaft unter staatlichen Schutz zu stellen, vollkommen fehlten¹⁾. Da entstand vor zwei Jahrzehnten eine neue große Gefahr für das Riddagshäuser Teichgebiet: Der damalige Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig, Dr. Wilhelm Hesse, hatte, um die Einnahmen der Stadt zu heben und die Schulden zu senken, den Plan gefaßt, das Riddagshäuser Teichgebiet zu verkaufen und als Baugelände freizugeben, wodurch es aus öffentlichem Besitz endgültig in Privatbesitz übergegangen wäre. Eine moderne Villa an einem großen Teich mit schönem weitem Blick über Teiche und Waldungen und einer Bootanlegestelle dicht am Hause und Gelegenheit zum Angeln, Baden und Rudern im Sommer und Schlittschuhlaufen im Winter — eine solche Gelegenheit hätte

manchen Geldmann verlockt, sich einen Bauplatz am Ufer eines der Teiche zu verschaffen. Das Gelände hätte reißend Absatz gefunden; es wären hohe Preise gezahlt; die Stadt hätte große Einnahmen erzielt, aber — sie hätte ein Kleinod unwiederbringlich verloren. Das Teichgebiet wäre schnell mit Villen und Garagen besetzt; und wenn dann Naturfreunde oder erholungsbedürftige Großstadtbewohner zu den Teichen wollten, so wäre der Zugang zu den Teichen und Teichdämmen versperrt worden durch Häuser, Mauern, Zäune und Stacheldraht. Bald wären in der Nähe Autoreparatur-Werkstätten und Tankstellen entstanden mit den Nebenerscheinungen. An manchen größeren Teichen und Seen in Deutschland haben wir bereits einen solchen unerfreulichen Zustand, z. B. auch am Steinhuder Meer.



Im Naturschutzgebiet Riddagshausen

Um dieses Unheil für Braunschweig zu verhüten, setzte ich meinen Kampf um Riddagshausen in Wort und Schrift in verstärktem Maße fort. Da kam das Reichs-Naturschutzgesetz vom 26. Juni 1935 (RGBl. I, S. 821) in der Fassung der Gesetze vom 29. September 1935 (RGBl. I, S. 1191), vom 1. Dezember 1936 (RGBl. I, S. 1001) und vom 20. Januar 1938 (RGBl. I, S. 36) mit der Verordnung zu seiner Durchführung (DVO.), vom 31. Oktober 1935 (RGBl. I, S. 1275) in der Fassung der Ergänzungs-Verordnung vom 16. September 1938 (RGBl. I, S. 1184). Dem Gesetz entsprechend wurden überall im Reiche Naturschutz-Behörden geschaffen. Nun wurde von mir eine große Eingabe mit eingehender Begründung verfaßt und an die zuständige Naturschutz-Behörde eingereicht. Daraufhin wurde — auf Grund des Reichs-Naturschutzgesetzes — die Verordnung über das „Naturschutzgebiet Riddagshausen“ vom 26. November 1936 erlassen und veröffentlicht im Amtsblatt der Braunschwg. Staatsverwaltung, 15. Jg. 1936, Stück 24

(vgl. Aufsatz „Naturschutzgebiet Riddagshausen“ in den Braunschweiger Blättern 1937, 1. Folge, S. 16—19).

1948 wurde von mir eine „Arbeitsgemeinschaft für Naturschutz und Landschaftspflege im Verwaltungsbezirk Braunschweig“ ins Leben gerufen. Dann wurde ein von Dr. Willke und Dr. Flechsig ausgearbeitetes Schreiben vom 25. Februar 1949 eingereicht und mit einem Antrag auf Bildung eines Landschaftsschutzgebietes Buchhorst mit eingehender Begründung. Diesem Antrage wurde von der Höheren Naturschutzbehörde entsprochen. Unter dem Aktenzeichen J. I.a/192/49 erließ der Präsident des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig — Abt. f. Inneres — am 18. Juli 1949 im Mitteilungsblatt für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig (Amtsblatt für Niedersachsen 1949, S. 305) eine Verordnung zum Schutze von Landschaftsteilen in der Stadt Braunschweig und im Landkreis Braunschweig, wodurch der südliche Teil der Staatsforst Buchhorst mit dem angrenzenden Landschaftsteil und der Teiche südöstlich von Weddel unter Landschaftsschutz gestellt wurden unter der Bezeichnung „Landschafts-Schutzgebiet Buchhorst“ (vgl. Aufsatz „Naturschutzgebiet Riddagshausen und Landschafts-Schutzgebiet Buchhorst“ in der Braunschweig. Heimat 1951, 37. Jahrg., Heft 1, S. 24—28).

Mein Kampf um das Teichgebiet Riddagshausen und die Buchhorst hat somit gedauert von 1914—1949, also insgesamt 35 Jahre!

Die Größenverhältnisse sind folgende:

Gesamte Teichfläche	95 ha = 380 Morgen
Kreuzteich	15 ha = 60 "
Mittelteich	10 ha = 40 "
Schapenbruchteich	63 ha = 252 "
Weddeler Teich	16 ha = 64 "
Naturschutzgebiet Riddagshausen	474 ha = 1896 Morgen
Landschafts-Schutzgebiet Buchhorst	213 ha = 852 "
Landschafts-Schutzgebiet Weddeler Teich	16 ha = 64 "
zusammen: 703 ha = 2812 Morgen ²⁾	

In dem gesamten Gebiet sind von mir in 50jähriger mühevoller Beobachtung zu jeder Tages- und Jahreszeit 161 Vogelarten als Brutvögel im Teichgebiet und in der näheren Umgebung und als Wintergäste und Durchzügler nachgewiesen. Dr. Erhard Fröde, Assistent am Botanischen Institut der Technischen Hochschule Braunschweig hat das Riddagshäuser Teichgebiet pflanzensoziologisch durchforscht und kartographiert und über 700 Pflanzenarten festgestellt.

Durch die Unterschutzstellung des Teichgebiets Riddagshausen ist verhütet, daß das gesamte Teichgebiet in Privatbesitz überführt wurde und der Bevölkerung von Braunschweig für immer verloren ging.

Es ist erreicht:

1. Daß das gesamte Teichgebiet Riddagshausen mit Umgebung (Buchhorst und Weddeler Teich) der Bevölkerung als ein Gebiet zur Erholung und naturkundlichen Belehrung gesichert wurde;
2. das schöne Landschaftsbild des Teichgebietes mit seiner reichen Tier- und Pflanzenwelt erhalten blieb;
3. der Wissenschaft ein großes Gelände mit verschiedenen Landschaftsformationen und einer reichen Tier- und Pflanzenwelt als ein natürliches Forschungsgebiet

bewahrt blieb. Dieses ist besonders hervorzuheben, da der größte Teil des Landes in Kultur genommen ist und die „Kultursteppe“ mit Rüben-, Kartoffeln- und Kohlfeldern und den Gräben an den Landstraßen Objekte für wissenschaftliche Untersuchungen nicht mehr bieten kann.

Um Riddagshausen gab es vor 100 Jahren 16 Teiche. Heute sind es nur noch 9 Teiche. Das Landschaftsbild ist seitdem erheblich verändert. Die Natur wird dauernd von Verkehr, Technik und Kapital bedroht. Dem Schutzgebiet Riddagshausen drohen dauernd Gefahren! Weiter: Die Stadtplanung und Landesplanung ist im Anzuge.



Im Naturschutzgebiet Riddagshausen

Mögen die Regierung und die Braunschweiger Stadtverwaltung immer wachsam sein und dafür sorgen, daß die Verordnungen über das Naturschutzgebiet Riddagshausen und das Landschafts-Schutzgebiet Buchhorst von allen Instanzen beachtet werden und daß das Naturschutzgebiet Riddagshausen und das Landschafts-Schutzgebiet Buchhorst in seinem jetzigen Bestande der Stadt und dem Lande Braunschweig für alle Zeiten erhalten bleiben.

¹⁾ Es war zwar ein Anfang gemacht mit dem Gesetz gegen die Verunstaltung von Stadt und Land Braunschweig vom 1. Febr. 1911 (Ges.- u. Verordnungs-Sammlung f. d. Herzogl. Braunschweig. Lande Nr. 11 v. 12. Febr. 1911) und Bekanntmachung des Herzogl. Staatsministeriums zur Ausführung des Gesetzes gegen die Verunstaltung von Stadt und Land Braunschweig vom 10. Juni 1911 (Ges.- u. Verordnungs-Sammlung f. d. Herzogl. Braunschweig. Lande Nr. 54 v. 24. Juni 1911).

²⁾ Die Eilenriede bei Hannover umfaßt 728 ha = 2912 Morgen.

Wirtschaft und Landschaftspflege

Von Otto Willke

Wir rühmen uns gern unserer Kultur! Wir leben im Zeitalter der Technik, doch in Wahrheit im Zeitalter des inneren Verarmungsprozesses, in dem sich das höchste Ideal staats- und privatkapitalistischer Zielsetzung offenbart. Die Technik wurde zum Lebensinhalt, statt Form zu bedeuten, und die Wirtschaft, angeblich die einzige Realität, in Wirklichkeit ziellose Expansion und Selbstzweck; Natur das, was überwunden werden muß. Der Boden ist nicht mehr heilige Scholle, sondern mehr und mehr Spekulationsobjekt geworden. In den letzten zwei Jahrhunderten hat der Mensch erhebliche Angriffe und Eingriffe in die Natur ausgeführt: u. a. Verkoppelungen und Anlage von Eisenbahnen, Kanälen (Mittellandkanal), Starkstromleitungen und Autobahnen. Nichts aber hat die deutsche Landschaft so verändert, wie die Separation, Verkoppelung, Umlegung, Feldregulierung und Flurbereinigung. In den Ländern, wo der kleine Grundbesitz vorherrschte, bestand meist eine Zerstückelung des Grundbesitzes. Die Bewirtschaftung eines solchen Besitzes war erheblich erschwert und zeitigte viele Nachteile: Zeitverlust, erschwerte Beaufsichtigung, Abhängigkeit vom Nachbarn, übergroße Zahl von Grenzfurchen, Grenzstreitigkeiten, leichte Gelegenheit zu Diebstählen und mehr. Eine Änderung dieses Zustandes wurde angestrebt; aber die alten Rechtsanschauungen mit der strengen Lehre von der Unverletzlichkeit des Eigentums machten derartige Kulturverbesserungen nur dann möglich, wenn alle Eigentümer der Flurgemarkung übereinstimmten. Schließlich veranlaßten Landwirte und Behörden, die Separation auf gesetzlichem Wege vornehmen zu lassen. Im Lande Braunschweig geschah dieses 1755, 1823 und 1839. Die Umlegung geschah in der Weise, daß die Feldstücke von den Grundeigentümern in die Gemeinschaft eingeworfen und für diese dann größere und zusammenhängende Pläne ausgeworfen wurden. Mit solchen Umwälzungen wurden gleichzeitig alle in der Flur erforderlichen Meliorationen vorgenommen: Bewässerungen, Entwässerungen, Ausfüllung von Höhlungen, Abholzung von Büschen und Bäumen, Anlegung von gradlinigen Feldwegen und Gradelegung der Wasserläufe. Die Umlegung der Feldmark ist heute noch nicht in allen Teilen Deutschlands durchgeführt. Überall haben gut ausgeführte Separationen großen Segen verbreitet und oft arme Gemeinden wohlhabend gemacht. Aber der ländlichen Flur war die Natürlichkeit für immer genommen.

Im Zuge der sogenannten Melioration (= Verbesserung) wurden auch eingreifende Entwässerungen vorgenommen, die zur Austrocknung der Landschaft führten und die Gefahr einer allmählichen Versteppung Deutschlands näherrücken: Die Moore, die natürlichen Wasserspeicher der Natur und Seen wurden trockengelegt, Dorfteiche wurden in Land verwandelt. In diesem Sinne wurden auch der Drömling und das Große Bruch zwischen Hornburg und Oschersleben entwässert. Diese Eingriffe in den Wasserhaushalt der Landschaft haben dazu geführt, daß auch im Großen Bruch bereits Steppenpflanzen eingezogen sind!

In den alten Kulturländern der Erde haben die Erträge der Land- und Forstwirtschaft trotz intensiverer Bewirtschaftung der Anbauflächen eher ab- als zugenommen! Heute — leider sehr spät — ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß die künstlichen Veränderungen, die der Mensch der Natur zugefügt hat, sich nur zu

seinem eigenen Nachteil auswirken. Spät kommt die Forderung nach „Landschaftsschutz“, der sich vor allem auf die Gebiete des Waldes, der Bach- und Flußtäler erstreckt. Der Wald ist es, der die Niederschlagswasser zurückhält und deren rasches Abfließen auf der Erdoberfläche verhindert. Der vollgesogene Waldboden gibt das überschüssige Wasser nur nach und nach an die Bäche als Zubringer der Flüsse ab. Solange die Wasserläufe, unberührt von den Eingriffen der Technik, durch Täler und Ebenen den Meeren zuströmten, verharrte ihr Wasser lange Zeit im Lande. Seit aber die Wasserbautechnik die Flüsse reguliert hat, ist es anders geworden: Flußregulierungen bewirken ein rasches Abfließen des Wassers, und Hochwasserwellen erreichen schnell ihren Höhepunkt; er liegt bedeutend höher als in zurückliegenden Jahrhunderten, wo noch ausgedehnte Waldgebiete große Niederschlagsmengen zurückhielten. Die heute von Kahlschlägen zu Tal stürzenden Wassermengen erhöhen die Wildbachgefahren und führen in Flüssen zu Hochwasserschäden. Das wertvolle Naß gelangt rasch außerhalb des Landes, so daß eine Anreicherung des Grundwassers nur mangelhaft erfolgen kann und sich wieder auf die Ergiebigkeit der Quellen abträglich auswirkt.

Wenn dieses auf eine Landschaft zutrifft, die infolge von Industrie und dichter Bevölkerung eine große Menge an Trink- und Nutzwasser braucht, ist in den niederschlagsarmen Monaten mit Wassermangel zu rechnen. Bei Städten mit 50 000 Einwohnern und viel Industrie stellt sich der Verbrauch an Trink- und Nutzwasser monatlich auf rund 300 000 cbm. Durch das sich allerorten bemerkbar machende Sinken des Grundwasserspiegels verringert sich die für Trink- und Nutzwasser zur Verfügung stehende Wassermenge derart, daß sich Großstädte mit erheblichen Kosten Wasserzuschüsse aus entlegenen Gebieten sichern müssen.

Der Mensch hat durch seine Eingriffe nicht nur ein ständiges Sinken des Grundwasserspiegels und eine Wasserverarmung herbeigeführt, sondern auch durch seine Abwässer eine Verunreinigung unserer Gewässer, so daß an manchen Stellen von Verschmutzung, ja von Verjauchung der Flüsse gesprochen wird, so daß das Flußwasser nicht einmal von der Industrie als Brauchwasser verwendet werden kann! Die Verunreinigung der Flüsse beeinflusst auch das Grundwasser! Diese Gefahren kann „gechlortes Trinkwasser“ für die Großstädte nicht ausgleichen. Der Fischereirat Dr. Trahms vom Landwirtschaftsministerium Nordrhein-Westfalen hat festgestellt: Durch die katastrophale Verseuchung deutscher Gewässer gleicht Deutschlands schönster Strom, der Rhein, mehr einem Abwässerpfuhl als einem fließenden, natürlichen Gewässer. Das hat solche Formen angenommen, daß man jetzt für den Regierungsbezirk Düsseldorf ein striktes Badeverbot im Rhein in Erwägung zieht. Der Gewässerschutz ist eine der hervorragendsten Aufgaben des Naturschutzes.

Die ernsteste Folge unsachgemäßer Bodenbearbeitung ist die Erosion, d. h. die Abtragung der obersten Schichten des „Mutterbodens“ durch Wasser und Wind. Sie führt zu einem endgültigen Verlust der Bodensubstanz und wurde in jüngster Zeit zu einer Weltgefahr, nachdem der Mensch durch Unwissenheit, Gedankenlosigkeit und Habgier schon einen Teil des kulturfähigen Bodens der Erde zerstört hat. Da der Boden die Grundlage für die Ernährung der Menschheit ist, hängt es von seiner Menge, Ausdehnung und Güte ab, wie viele Menschen die Erde ernähren kann.

Bodenabtragung und Bodenbildung sind natürliche Vorgänge, die überall dort, wo eine Pflanzendecke vorhanden ist, in einem Gleichgewicht stehen, meist sogar zu einem Überwiegen der Bodenbildung führen, so daß die Bodensubstanz zunimmt und tiefgründiger wird. In dieses Geschehen griff der Mensch zerstörend ein, indem er die gewachsene Vegetation beseitigte und den Boden mit dem Pflug aufriß. Es ist hoch an der Zeit, die Eingriffe der Technik in die freie Natur künftig so zu gestalten, daß die daraus gewonnenen Vorteile nicht von den Nachteilen überflügelt werden, die uns dann unlösbare Probleme aufzuerlegen drohen. Naturschutz ist eine staatspolitische Notwendigkeit. Darum „Naturschutz und Landschaftspflege!“

Die Aufstellung von Orientierungstafeln

Von Heinz Mollenhauer

Es dürfte ohne weiteres einleuchtend sein, daß es die Erschließung einer Gegend für den Fremdenverkehr sehr wesentlich fördert, wenn dem Publikum eine Übersicht über alle Besonderheiten geboten wird. Prospekte, Stadtpläne, gute Wege- und Wanderkarten sowie gedruckte Führer sind dabei von größtem Werte. Noch eindrucksvoller und zugleich mit keinerlei Kosten für die Benutzer verbunden sind Orientierungstafeln, die an geeigneten Stellen aufgestellt werden, um bis in letzte Einzelheiten der Unterrichtung der Besucher zu dienen. So kann nicht nur einem eiligen Reisenden eine schnelle Übersicht geboten, sondern auch dem besonders interessierten Betrachter mancher wertvolle Hinweis gegeben werden, den er anderwärts nicht so anschaulich erhalten könnte.

Man kann in der Entwicklungsgeschichte des Fremdenverkehrs sowie des Natur- und Heimatschutzes ganz deutlich verfolgen, daß die Aufstellung von Orientierungstafeln immer ernsthafter betrieben wurde. Gleichzeitig entwickelte sich in den letzten Jahrzehnten eine immer feinere Technik der Darstellung. Von den ersten tastenden Versuchen bis zu erstklassigen Leistungen waren genau so wie auf anderen Gebieten der menschlichen Kultur mancherlei Erfahrungen zu sammeln und zu berücksichtigen. Erfreulicherweise darf man feststellen, daß sich immer mehr eine künstlerische Gestaltung bemerkbar macht. Der Einfluß von Werkkunstschulen ist unverkennbar.

Orientierungstafeln sind für verschiedene Zwecke in Gebrauch gekommen. So hat sich von jeher bei Ausstellungen ein Bedürfnis nach ihnen gezeigt. Da solche Tafeln mit besonderen Zielen der Werbung verbunden sind, sollen sie an dieser Stelle nicht weiter berücksichtigt werden. Für die Allgemeinheit wichtiger ist eine Orientierung innerhalb von Ortschaften und deren Umgebung, ferner für Wander- und Naturschutzgebiete sowie schließlich für Naturpfade. Dies sind solche Wege, an deren Seiten alle vorkommenden bemerkenswerten Sehenswürdigkeiten aus dem Leben der Natur mit Hinweisschildern gekennzeichnet sind. (Bäume, Sträucher, Pflanzen, Spuren des Tierlebens, geologische Aufschlüsse usw.) Eine Besonderheit stellt endlich die Orientierung auf Aussichtspunkten dar.

In Anbetracht der Bedeutung von Übersichtstafeln und etwaigen damit in Zusammenhang stehenden Wegweisern und sonstigen Geländemarkierungen liegt es im Interesse des Natur- und Heimatschutzes sowie des Fremdenverkehrs, einmal auf Grund der gemachten Erfahrungen alle Gesichtspunkte zusammenzufassen, die heutzutage in Frage kommen. Dies muß um so mehr gelten, als die bisher

erstellten Tafeln noch längst nicht überall bestmögliche Lösungen darstellen, ferner auch sonst noch Lücken vorhanden sind.

1. Von vornherein ist hervorzuheben, daß die Aufstellung von Orientierungstafeln eine große Sachkunde voraussetzt. Das gilt nicht nur für die äußere technische Gestaltung, sondern ebenso für den Inhalt der Darstellung. Das Wirken von Dilettanten oder mäßiges handwerkliches Können vermögen kaum die gewünschten Erfolge hervorzubringen. Man muß sich doch vor Augen halten, daß allein schon die Auswahl der Besonderheiten einer Gegend genaue heimat- und naturkundliche, wirtschaftliche, geschichtliche, kunsthistorische, soziologische und andere Kenntnisse voraussetzt. Es dürfte sich daher empfehlen, möglichst weitgehend berufene Sachkenner in Anspruch zu nehmen. Auch kann es nur von Vorteil sein, wenn die mit der Aufstellung betreuten Stellen eine Vorstellung davon haben, welche Erfahrungen bereits an anderen Orten gesammelt werden konnten. Weiter ist die Hinzuziehung von Werbefachleuten vorteilhaft, ferner eine Zusammenarbeit mit Kartographen, da gerade diese sowohl hinsichtlich des Inhalts wie der Durchführung wertvolle Spezialkenntnisse besitzen, dazu über die technischen Hilfsmittel verfügen (Bildwerfer, Projektionsapparate usw.).

2. Die Aufstellung von Tafeln in geschlossenen Räumen wie Bahnhöfen, Wartehallen sowie innerhalb von Aussichtstürmen bietet den Vorteil, daß jene vor Witterungseinflüssen weitgehend geschützt sind. Da nach alter Erfahrung damit zu rechnen ist, daß die Schaubilder mit den Fingern betastet werden und dadurch oft unkenntlich werden, ist ein Schutz durch Glas oder Cellophan zu erwägen. Müssen die Tafeln im Freien aufgestellt werden, so bleibt die Auswahl des Materials zu prüfen. In der Regel werden Holz oder Metall benutzt. Zum Schutze gegen die Unbilden von Wind und Wetter wird empfohlen, Holz zunächst mit Xylamon zu imprägnieren. Die Verwendung von Ölfarben und ungefärbten Lacken gewährt sowohl dem Metall wie Holz nicht geringen Schutz. Vielfach verwendet man auch sog. „magere“ Ölfarben. Das sind normale Farben mit einem Zusatz von einem Drittel Terpentin.

Wenn vielleicht auch mit einer Haltbarkeit von durchschnittlich 3—5 Jahren gerechnet werden kann, so ist eine Dauer-Überwachung dennoch geboten. Schon wenn die Tafeln unansehnlich werden sollten, ist eine Erneuerung der besseren Wirkung wegen geboten. Hinzu kommt, daß ständig nachgeprüft werden muß, ob der Inhalt der Tafeln noch zeitgemäß ist. Leider muß man immer wieder feststellen, daß gegen diesen Grundsatz oft verstoßen wird.

3. Außer den Materialfragen spielt eine nicht geringe Rolle, welche Größe die Tafeln am vorteilhaftesten haben, ferner ob nicht auch die Rückseite ausgenutzt werden kann. Es bedarf keiner Ausführungen, daß die Lesbarkeit einer Tafel von etwa zwei Meter Höhe ab schwächer wird, während die Breite keine Schwierigkeiten macht. Wenn man die Einzelheiten wegen zu großer Entfernung vom Auge nicht mehr erkennen kann, brauchen diese erst gar nicht verzeichnet zu werden.

Überaus wünschenswert ist es, wenn auch die Rückseiten benutzt werden können. Es gibt in der Regel so viel Stoff zur Mitteilung, daß man jeden nur irgendwie geeigneten Platz voll ausfüllen möge. Dadurch wird zugleich die Anlage im wirtschaftlichen Sinne besser verwertet. Man kann z. B. die Vorderseite in der Weise nutzen, daß eine Generalübersicht geboten wird. Die Rückseite kann

aber zur Darstellung von Besonderheiten dienen, so von Wandervorschlägen in stilisierter Form. In Naturschutzgebieten kann man zugleich Abbildungen von den Hauptvertretern aus der Tier- und Pflanzenwelt bringen. Wo es nötig sein sollte, ist auch ein Abdruck von einigen gesetzlichen Schutzbestimmungen in einprägsamer Form angebracht.

4. Einen großen Vorteil bedeutet es, wenn eine Tafel so aufgestellt werden kann, daß der Betrachter eine Gegend ihrer natürlichen Lage nach in derselben Richtung sieht, wie sie abgebildet worden ist. Nichts ist störender, als wenn ein Leser erst umdenken, also etwa die auf der linken Seite der Tafel befindlichen Einzelheiten auf die rechte Seite der vor ihm liegenden Gegend übertragen muß.

Eine unerläßliche Mindestforderung besteht darin, daß jede Tafel mit einer sogenannten Windrose versehen wird. Sind die Himmelsrichtungen nicht zu erkennen, so ist eine Orientierung so gut wie unmöglich.

5. Nicht ganz einfach ist das Problem des richtigen Maßstabes zu lösen. Ganz abgesehen davon, daß er als solcher natürlich angegeben sein muß, wird sich der Betrachter wünschen, daß er möglichst groß ist. Nur so ist die Gewähr geboten, daß besonders viele Angaben mit hinreichender Deutlichkeit gemacht werden können. Freilich muß der Umfang des zu behandelnden Gebietes dem auf einer Tafel zur Verfügung stehenden Raum angepaßt sein. Im allgemeinen ist ein Maßstab 1 : 5000 oder 1 : 10 000 erstrebenswert. Alle mit den Größenverhältnissen zusammenhängenden Probleme machen zugleich deutlich, wie wichtig es sein kann, wenn auch die Rückseite einer Tafel zur Verfügung steht. Einen schwerwiegenden Fehler stellt es dar, wenn ein Maßstab nicht einheitlich durchgeführt wird, wenn also z. B. etwa die Straßen einer Stadt 1 : 5000 und die mitverzeichnete Umgebung 1 : 200 000 angegeben werden. So wird in dem Leser der Eindruck erweckt, als ob er Örtlichkeiten, die in Wirklichkeit viele Kilometer entfernt liegen, in wenigen Minuten erreichen könne. Will man daher nicht darauf verzichten, neben der eingehenden Darstellung eines beschränkten Teiles der Landschaft auch Glanzpunkte der weiteren Umgebung anzudeuten, so muß man zwangsläufig Sonderzeichnungen wählen, für die am besten auch hier wieder Rückseiten geeignet sein würden.

6. Eine technische Frage besonderer Art ist die, welche Farbgebung man auf einer Tafel wählen soll. Es ist in der Praxis oft ganz erstaunlich, wie wenig eine gewisse Psychologie berücksichtigt wird. Ganz abgesehen davon, daß man immer wieder auf knallige und sich gegenseitig „beißende“ Farben stößt, wird offensichtlich verkannt, daß ein ganz bestimmtes, wohl ausgewogenes Verhältnis bestehen muß. So ist es z. B. falsch, wenn die Wege mit so dicken braunen Linien eingezeichnet werden, daß daneben die mit schwächeren Farben angegebenen Sehenswürdigkeiten verschwinden. Zu vermeiden ist auch jeglicher Primitivismus. So weist die Tafel eines hiesigen Naturschutzgebietes Tiere wie Fische, Vögel und Hirsche einheitlich in weißen Farben auf. Wälder hat man — gleichgültig ob Laub- oder Nadelbäume die Bestände ausmachen — in dunkelgrüner Farbe wiedergegeben. Wiesen sind einheitlich knallgrün gezeichnet, einerlei, ob sie in Auen oder Mooren liegen. Gewässer stellen sich in Preußisch-Blau dar, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um Teiche, Brüche, Bäche oder Gräben handelt. Unzählige Einzelheiten fehlen, desgleichen Höhenlinien und die Namen der Hauptsehenswürdigkeiten. Dabei wäre gerade in diesem vielgegliederten Gebiete eine feinere Nuancierung möglich und nötig gewesen.

7. Die eigentliche Kernfrage ist die, welchen Inhalt eine Darstellung haben soll. Daß es z. B. in höchstem Maße unbefriedigend ist, wenn auf der soeben erwähnten Tafel, die der Erschließung eines Naturschutzgebietes dienen soll, im wesentlichen nur die umliegenden Gaststätten verzeichnet werden, bedarf keiner weiteren Begründung. Weiter ist nicht zu billigen, wenn auf einer anderen Tafel, die eine Übersicht über ein größeres Gebiet (Salzgitter) bieten soll, nur die Umrisse von Ortschaften ohne jegliche Hinweise auf die Sehenswürdigkeiten, Besonderheiten, Verkehrsverbindungen und die Entfernungen angedeutet sind. Mit einer solch oberflächlichen Darstellung ist noch nicht einmal der Wert einer schematischen Übersicht von Zugverbindungen in einem Taschenfahrplan erreicht worden.

Wenn man schon Tafeln aufstellt, so muß deren Zweck eingehend durchdacht werden. Dabei wird man in der Regel auf eine höchstmögliche Vollständigkeit in der Angabe von allen vorhandenen landschaftlichen Glanzpunkten, historischen Sehenswürdigkeiten und sonstigen Besonderheiten, von Verkehrseinrichtungen, Gaststätten, bedeutenden Unternehmungen usw. unter Mitteilung der Namen Wert zu legen haben. Wenn Platz genug vorhanden ist, wird eine Beifügung von Jahreszahlen bei altertümlichen Gebäuden sicherlich begrüßt werden. Dasselbe muß für Höhenangaben bei Bergen oder Aussichtspunkten gelten. Schließlich ist es notwendig, daß die Namen wenigstens der Hauptstraßen erkennbar sind.

Der Übersichtlichkeit halber sind vielfach die Hauptpunkte einer Landschaft numeriert und in einer Sondertabelle näher erläutert. Dies Verfahren dürfte durchaus zweckmäßig sein. Weiter ist der Gebrauch von abgekürzten Zeichen für Ruinen, vorgeschichtliche Stätten, Denkmäler, Förstereien und sonstige Punkte etwa in der Weise wie auf Meßtischblättern zu verantworten. Die Hauptsache wird immer sein, daß den Lesern die Bedeutung hinreichend klar gemacht wird. Das allein ist entscheidend.

In diesem Zusammenhange sei noch einmal auf die bereits eingangs erhobene Forderung hingewiesen, daß man sich möglichst weitgehend der Mithilfe von erfahrenen Sachverständigen bedienen möge. Das muß auch deshalb gelten, weil den einheimischen Bewohnern einer Gegend nur allzu oft der Wert von Sehenswürdigkeiten in dem abschleifenden Betriebe des gewöhnlichen Alltages gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, wenn sie überhaupt je eine Vorstellung davon hatten.

8. Sehr im Argen liegen die Orientierungsmöglichkeiten auf Aussichtspunkten, ja selbst auf eigens erstellten Türmen. Wenn man vielleicht Hinweise vorfindet, so sind einige wenige Farb- oder Metallstriche mit ganz kurzen Inschriften auf Brüstungen die Regel. Dabei scheint vorausgesetzt zu werden, daß damit auch der ortsunkundige Besucher hinreichend unterrichtet wird. In Wahrheit liegt die Sache aber so, daß im allgemeinen weder der Einheimische noch der Fremde auch nur annähernd die Bedeutung eines Panoramas ohne genaue Belehrung zu erfassen vermögen. Wohl kann man sicherlich die groben Umrisse einer Landschaft begreifen, nicht aber die Einzelheiten, auf die es meistens gleichfalls mit ankommt. Die Schwierigkeiten werden wachsen, je umfassender eine Aussicht ist. So bieten beispielsweise die Berge des Harzes, besonders im Süden, solch großartige Fernsichten, daß man schon recht erfahren sein muß, wenn man die wie auf einem Tischtuche ausgebreiteten Landstriche bis zu einer Tiefe von 100 km und darüber hinaus auch nur annähernd richtig deuten will.

Diese Überlegung zeigt, welche großen Versäumnisse zu erkennen und aufzuholen sind. Der Orientierung auf Aussichtspunkten ist der Natur der Sache nach ein ganz besonderer Wert beizulegen, um so mehr als sie dazu beiträgt, den Fremdenverkehr zu bereichern. Wenige Striche und Angaben über Himmelsrichtungen genügen gerade hier nicht. Ohne eingehende Hinweise wird man nicht zu dem gewünschten Ziel kommen, eine Gegend dem Betrachter zu erschließen. Da Türme einen Schutz vor der Witterung bieten, möge man keine Kosten und Mühe scheuen, wirklich ausreichende Tafeln im Innern aufzustellen. Es mögen auf ihnen nicht nur die Lage und die Namen der wichtigsten Örtlichkeiten zu erkennen sein, sondern auch in gebotener Kürze Mitteilungen über deren Bedeutung.

Wenn als Beispiel das Panorama von den Bergen des braunschweigischen Südharz angeführt werden darf, so würde es u. a. darauf ankommen, daß der Betrachter zu erfahren bekommt: wann, wozu und von wem das Kyffhäuserdenkmal errichtet worden ist, welche Ausdehnung die Hainleite hat, hinter welchen Bergen versteckt die nicht sichtbaren Orte wie Langensalza oder Duderstadt liegen, was es mit dem Possenturm oder der porta eichsfeldica auf sich hat, wie die Zonengrenze verläuft, wo das Land Hessen anfängt und dergleichen sehr wichtige Einzelheiten mehr.

Wenn man den Versuch macht, auf Aussichtspunkten Auskünfte von Einheimischen zu erhalten, so wird man immer wieder eine beklagenswerte Dürftigkeit der Kenntnisse feststellen. Es ist überhaupt erstaunlich, wie wenig bisher Panoramen für den Fremdenverkehr ausgenutzt sind. Hier macht sich besonders die Tatsache geltend, daß den ortseingesessenen Einwohnern nicht hinreichend zum Bewußtsein kommt, welches großartige Phänomen vorliegt. Die Fernsicht wird im Alltag als zu selbstverständlich empfunden. Aus diesem Grunde findet man auch in Prospekten keine Hinweise, zu welchen Jahreszeiten durchschnittlich die weiteste Sicht ist und welche bemerkenswerte Punkte in größter Entfernung zu erblicken sind. Dabei läßt sich doch unschwer vorstellen, daß eine große Fernsicht Veranlassung geben könnte, daß Fremde eine Gegend auch außerhalb des gewöhnlichen „Saisonbetriebes“ besuchen, so etwa im Oktober oder März.

9. Abschließend sei die Forderung erhoben, daß der Aufstellung von Orientierungstafeln mehr als bisher die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden möge. Es konnten nur die wichtigsten Grundsätze gestreift werden. Eine erste Epoche des Dilettantismus ist zu überwinden, wo noch nicht geschehen. Für eine sachkundige und künstlerisch einwandfreie Bearbeitung ist zu werben. Orientierungstafeln sind die Visitenkarte einer Gegend. Sie haben nicht nur heimatkundliche Bedeutung. Sie dienen auch in hervorragender Weise dem Fremdenverkehr. Ideale und wirtschaftliche Ziele vereinigen sich ungezwungen.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1955

Jahreshauptversammlung und Monatsversammlungen

Die Jahreshauptversammlung fand am 19. Januar 1955 um 20 Uhr im Vortragssaale des Hauses Salve Hospes in Braunschweig statt. Auf der Tagesordnung des geschäftlichen Teils standen der Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden über die Vereinsarbeit im Jahre 1954, der Kassenbericht des Schatzmeisters und Satzungsänderungen. Der Kassenbericht ergab zum ersten

Male seit mehreren Jahren einen ansehnlichen Überschuß. In dem anschließenden Bericht der Kassenprüfer wurde nicht nur die einwandfreie Buchführung des neuen Schatzmeisters Dr. Schultz festgestellt, sondern auch seine Sparsamkeit gebührend hervorgehoben. Es war daher mehr als nur eine Formsache, wenn der Vorsitzende dem Schatzmeister nach der Erteilung der Entlastung durch die versammelten Mitglieder ausdrücklich für die erfreuliche Aufwärtsentwicklung der Vereinsfinanzen seit seinem Amtsantritt im März 1954 den Dank und die Anerkennung des Vereins aussprach. Die darauf vom Vorstande beantragten und von der Versammlung einstimmig genehmigten Satzungsänderungen in den §§ 2, 9 und 10 waren notwendig geworden, um dem Verein die Anerkennung seiner Gemeinnützigkeit durch das Finanzamt zu sichern. Wichtig ist vor allem die neue Bestimmung des § 10, wonach im Falle der Auflösung des Vereins sein Vermögen dem Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum zufallen soll mit der Auflage, es im Sinne der bisherigen Vereinsziele zu verwenden. Nach dem geschäftlichen Teil trug Dr. Otto Rohkamm aus Bad Harzburg Ernstes und Heiteres aus eigenen plattdeutschen Gedichten und Erzählungen in der Mundart des Amtsbezirks Harzburg vor und gab damit einen eindrucksvollen, freudig aufgenommenen Beitrag zur Sprachpflege und Volkskunde des nordwestlichen Harzrandes.

Monatsversammlungen der Braunschweiger Vereinsmitglieder fanden am 8. Februar, 8. März, 9. Mai, 13. Juni, 11. Juli, 8. August, 12. September, 17. Oktober, 14. November und 12. Dezember zunächst im „Haus zur Hanse“, dann wechselnd in „Dannes Hotel“ und im „Pschorrbrau“ auf der Wendenstraße statt. Kurzberichte aus den verschiedenen Arbeitsgebieten der Heimatforschung und Heimatpflege gaben dabei Oberbaurat Hartwig, Dr. Flechsig, Professor O. Hahne, Notar Mollenhauer, Dr. Schultz, Dr. Tode und Dr. Willke. Behandelt wurden das Schicksal des Braunschweiger Schlosses und andere Fragen der Denkmal- und Baupflege in der Stadt Braunschweig, neue Grabungen im Stadtkern der Braunschweiger Altstadt und an der Ludgerikapelle in Helmstedt, ostfälische Fasselabend- und Weihnachtsbräuche, Ergebnisse der Bezirkstagung für Naturschutz und Landschaftspflege in Riddagshausen, heimatpflegerische Eindrücke von einer Reise durch Schleswig-Holstein, Gewässerschutz, Wandel des Landschaftsbildes um Braunschweig seit dem Mittelalter und vieles andere mehr. Pastor i. R. Hosenhien las aus seinen plattdeutschen Dichtungen in der Mundart der Magdeburger Börde. Der zu einem festen Stamm zusammengewachsene Besucherkreis dieser Monatsversammlungen beteiligte sich in angeregten Aussprachen an den behandelten Fragen und förderte die Vereinsarbeit durch manche wertvollen Anregungen für den Vorstand.

Vorträge und Studienfahrten

Am 8. Januar versammelten sich abends zahlreiche Mitglieder zu einer Autofahrt nach Bienrode, um in der Gaststätte „Lindenhof“ gemeinsam Braunkohl mit Brägenwurst zu essen. Bei diesem winterlichen Nationalgericht Ostfalens kamen jedoch nicht nur Gaumen und Magen auf ihre Kosten. Nach launigen Ausführungen von Heinz Mollenhauer über die verschiedenartigen Zubereitungsmöglichkeiten des Braunkohls und die richtige Zusammensetzung der Brägenwurst gab Rudolf Fricke in einer deftigen plattdeutschen Ansprache ein treffendes Bild der Anschauungen, Redensarten und Sprichwörter des ostfälischen Volkes über Essen und Trinken. Der gehobenen Stimmung dienten auch die von Gerhard Kalberlah den Tischgenossen aufgegebenen plattdeutschen Rätsel und ein mehrstrophiges Festlied, das Fritz Jeimke eigens zu diesem Braunkohllessen verfaßt hatte. Zum Schluß wurde zu den Klängen einer Ziehharmonika sogar ein wenig der Tanzlust gehuldigt, soweit der beschränkte Platz es zuließ.

Am 22. Februar fuhren abends rund 50 Braunschweiger Mitglieder im Autobus nach Bad Harzburg, um das von Dr. Otto Rohkamm geschaffene und einstudierte „Harzeberjer Fasselabendspeel“ mitzuerleben, das im Schützenhause erneut wie im Vorjahre für die Mitglieder des Harzklubs und die übrige Bevölkerung Harzburgs aufgeführt wurde. Das aus echten ostfälischen Fasselabendsbräuchen zusammengestellte und im urwüchsigen Platt des Amtsbezirks Harzburg vorgetragene Spiel verfehlte um so weniger eine starke Wirkung auf die Zuschauer, als die Laiendarsteller, meist Bauern, Handwerker, Waldarbeiter und deren Frauen und Kinder aus Harzburg-Schulzenrode, ihre „Rollen“ völlig unbefangen und lebenswahr spielten. Es war ein schönes Beispiel praktischer Volkstumspflege, das mit dieser Aufführung gegeben wurde. Dr. Rohkamm, der als Verfasser, Spielleiter, Bühnenbildner und Hauptdarsteller die Seele des ganzen Unternehmens war, und seine getreuen Helfer wurden am Schluß mit stürmischem Beifall

gefeiert. Danach stärkten sich Darsteller und Zuschauer gemeinsam mit Harzer Bratwurst und „Brennewienskoschale“ zum anschließenden Tanz.

Am 25. März hielt Museumskustos Dr. W. Nowothnig aus Hannover im Saale des Hauses Salve Hospes zu Braunschweig um 20 Uhr für uns einen Lichtbildervortrag über „Die Besiedlung des Harzes in vorgeschichtlicher Zeit“. Er schilderte die Ergebnisse seiner eigenen jahrelangen Nachforschungen nach vor- und frühgeschichtlichen Einzelfunden und zusammenhängenden Wege-, Wehr- und Kultanlagen im Innern des Oberharzes. Durch diese Forschungen wird die bisherige Vorstellung von der Siedlungsleere, ja Siedlungsfeindschaft des Oberharzes vor der Entstehung der mittelalterlichen Bergbausiedlungen in überraschender Weise widerlegt. Manche Spuren müssen freilich in mühevoller und zeitraubender Kleinarbeit noch weiter verfolgt werden, ehe es gelingen kann, in den unübersichtlichen Waldgebieten ein geschlossenes Bild von der Verbreitung und Tätigkeit des Menschen im Innern des Harzes während der einzelnen Abschnitte der vor- und frühgeschichtlichen Zeiten zu gewinnen. Dabei wird die Frage nach einer vormittelalterlichen Ausbeutung der Erzlagerstätten im Vordergrund des Interesses stehen.

Am 21. Mai wurde nachmittags die erste Studienfahrt mit Autobussen unternommen. Sie ging zunächst nach Neubrück, dem nördlichsten Dorfe des Landkreises Braunschweig. Nachdem man die tüchtige Zimmermannsarbeit der alten hölzernen Okerbrücke bewundert hatte, übernahm Dr. H. A. Schultz die Führung und gab auf dem Grundstück der ehemaligen herzoglichen Burg am Okerufer einen Überblick über die Geschichte dieser Burg, die aus dem Besitz der Herren von Meinersen in die der braunschweigischen Herzöge übergegangen und von diesen oft und lange als Pfandschloß an den Rat der Stadt Braunschweig abgetreten worden war. An einen Rundgang durch das Dorf, bei dem Dr. W. Flechsig auf einige niederdeutsche Hallenhäuser älterer Bauart aufmerksam machte, schloß sich unter Führung des Kreisbeauftragten für Naturschutz im Kr. Gifhorn, Dr. Ludwig Lüders aus Fallersleben, eine Wanderung in das Landschaftsschutzgebiet auf dem rechten Okerufer zwischen Neubrück und Didderse. Dort berichtete Dr. Fr. Niquet über die vorgeschichtliche Besiedelung des Landes am Unterlauf der Oker, das vor allem die Fischer und Jäger der Mittelsteinzeit und germanische Bauern der vorrömischen Eisenzeit zur Niederlassung angelockt hat. Zurückgekehrt nach Neubrück, bestiegen die Fahrtteilnehmer wieder die Autobusse zur Weiterfahrt über Didderse und Rolfsbüttel nach Hillerse, wo im Gasthaus Garms die Kaffeetafel gedeckt war. Nachdem sich hier alle gestärkt hatten, gab Bauer Jahнке aus Horst eine fesselnde Schilderung der von ihm zum Schutz gegen die Sandverwehungen angelegten und von anderen Bauern nachgeahmten Windschutzheckenpflanzungen. Was er im Saale zunächst nur theoretisch erörtert hatte, zeigte er nach kurzer Weiterfahrt an seinen Feldern zwischen Didderse und Horst in den praktischen Auswirkungen. Es entspann sich dabei eine lebhafte Aussprache über die Erfahrungen mit verschiedenen Heckenarten und mit den ebenfalls gezeigten Versuchsanlagen zur Frostschädenverhütung durch Wasserzerstäuber. Durch diesen verlängerten Aufenthalt wurde es so spät, daß auf die vorgesehene Besichtigung des ehemaligen Burgplatzes von Steinhof bei Watenbüttel auf der Rückfahrt verzichtet werden mußte. Dieser Ausfall war aber mehr als wettgemacht durch die ungewöhnlich anregenden Eindrücke von den vorbildlichen Maßnahmen einer aufbauenden Landespflege, die man am Unterlaufe der Oker kennengelernt hatte.

Über der 2. Studienfahrt waltete ein Unstern. Die ursprünglich für den 11. Juni vorgesehene Fahrt zur Asse wurde von der Geschäftsstelle kurzfristig wegen des unsicheren Wetters abgesetzt. Die danach für den 10. Juli geplante ganztägige Schienenbusfahrt nach Walkenried konnte nicht durchgeführt werden, weil die Bundesbahn keinen fahrbereiten Schienenbus stellen konnte. Als Ersatz kam noch rechtzeitig für den gleichen Tag eine ganztägige Fahrt mit der Eisenbahn nach Hildesheim zustande, aber sie wurde dadurch beeinträchtigt, daß der erbetene einheimische Sachverständige für die bauliche Entwicklung der Stadt ausblieb. So mußte Heinz Mollenhauer als Fahrtleiter selbst einspringen und die Stadtführung übernehmen. Er stellte statt baugeschichtlicher Fragen baupflegerische in den Vordergrund und verstand es, am Beispiel des Wiederaufbaues des Rathauses, des Templerhauses, des Domes und anderer bekannter Bauwerke das Interesse der Fahrtteilnehmer auf grundsätzliche Fragen der Stadtbildgestaltung zu lenken. Der Nachmittag bot dann Gelegenheit, auf einer Wanderung in die landschaftlich reizvolle Umgebung auch andere Aufgabengebiete der Heimatpflege zu erörtern.

Auch die 3. Studienfahrt am 14. August in das Braunkohlenrevier zwischen Schöningen und Helmstedt nahm einen ganzen Sonntag in Anspruch. Diesmal

klappte jedoch alles programmgemäß. Mit Autobussen ging es zunächst geradenwegs über Evessen, Schöppenstedt und Wobek nach Schöningen, wo mehrere einheimische Heimatfreunde uns am Ortseingang bei der St.-Lorenz-Kirche erwarteten. Nachdem Museumsleiter K. Rose im Auftrage des Stadtdirektors und Bürgermeisters wie als Vorsitzender des Schöninger Heimatvereins herzliche Worte der Begrüßung gesprochen hatte, führte Dr. H. A. Schultz über das Steintor zur Stelle der ehemaligen Stephanikirche an der Stephanigasse und berichtete über die von ihm bei einer Grabung des Braunschweiger Landesmuseums dort gewonnenen Erkenntnisse über diese älteste Pfarr- und Archidiakonatskirche Schöningens. Nach ihm sprach Studienrat W. Freist aus Schöningen über seine Forschungen zur frühmittelalterlichen Grundrißentwicklung seiner Stadt, über ihr ältestes Wegenetz und ihre Wehranlagen und zeigte einen gut erhaltenen Stadtmauerzug sowie eine alte Toranlage. Vom Burgplatz führte K. Rose nach einem Überblick über die Entwicklung des Schöninger Fachwerks und über die wichtigsten anderen Baudenkmale des 16. bis 18. Jahrhunderts durch die Innenstadt und vorbei am Stadtpark zur Saline. Nachdem im Gemeinschaftsraum Salinendirektor Dr. Zimmermann einen einführenden Lichtbildervortrag über die geologischen Grundlagen der Salzgewinnung und die Geschichte des Schöninger Salinenbetriebes geboten hatte, schloß sich ein in zwei Gruppen durchgeführter Rundgang durch alle Werkräume der Saline an, der bei allen Fahrtteilnehmern einen tiefen Eindruck von dem hohen Grade der technischen Vervollkommenung und dem komplizierten Fertigungsgänge hinterließ. Zum Abschied erhielt jeder ein Paket feinsten Siedesalzes und ein unterhaltsam und lehrreich zugleich geschriebenes Heft „Vom Salz“ aus der Feder unseres Heimatfreundes A. Trapp mit auf den Weg. Nun ging die Fahrt weiter nach Neu-Büddenstedt, wo in der Rathausgaststätte das gemeinsame Mittagessen eingenommen wurde. Nach dem Essen gab Bezirksplaner Dr. Hoffmann anhand mehrerer Planungskarten einen fesselnden Einblick in die von seiner Dienststelle ausgearbeiteten Wirtschafts-, Siedlungs- und Landschaftsplanungen im Braunkohlenrevier Schöningen-Helmstedt und vor allem in die künftige Richtung und Ausdehnung des Braunkohlenabbaues. Nachdem man die Weiterfahrt noch einmal kurz in Runstedt unterbrochen hatte, um unter Dr. Flechsig's Führung einen Blick auf die alten mitteldeutschen Hofanlagen dieses Dorfes zu werfen, das in absehbarer Zeit dem Bagger des Braunkohlentagebaues zum Opfer fallen wird, bekam man beim nächsten Halt in der Nähe von Trendelbusch einen gewaltigen Eindruck von den riesigen Abmessungen und den sinnreichen Abbaueinrichtungen eines solchen Tagebaues. Von hier war es nicht weit zum Südrande des Bergwaldes Eitz, wo die Wanderlustigen auf einem kurzen Spaziergange durch den hohen Buchendom von Dr. Schultz geführt wurden. Hier war man plötzlich in eine ganz andere Welt versetzt, fern vom Getrieb der neuzeitlichen Technik und Wirtschaft, versponnen in den Zauber einer sehr fernen, geheimnisumwitterten Vergangenheit. Gerade diese Waldesstille aber wurde nach den verwirrenden, geräuschvollen Eindrücken der vorhergegangenen Stunden zu einem besonderen Erlebnis. Es klang nach bei der anschließenden Kaffeetafel in der lieblich am Elmrande über Warberg gelegenen Gaststätte „Elmgarten“ und auf der Heimfahrt über die herrliche Elmautostraße.

Die 4. Studienfahrt hatte am Nachmittage des 10. September Ohrum, Kissenbrück und Oselberg zum Ziele. In Ohrum zeigte Dr. H. A. Schultz den romanischen Kirchturm, der nach seinen Untersuchungen ursprünglich ein selbständiger Wehrturm gewesen ist und vielleicht mit der Befestigung der alten Landesgrenze zwischen Braunschweig-Wolfenbüttel und dem Fürstbistum Hildesheim zusammenhängt. Auf einem kurzen Spaziergang über die Okerniederung erreichten die Fahrtteilnehmer dann die Fährmühle auf dem rechten Okerufer, wo die Mühlenbesitzerin, Frau Ruth Schmidt, geb. Schwannecke, schon bereit stand, um ihren Betrieb zu zeigen. Es gelang ihr vortrefflich, in einführendem Vortrag über die Geschichte der seit Jahrhunderten in der Hand ihrer Familie befindlichen Fährmühle das technische Wunderwerk einer modernen Großmühle ihren Zuhörern so allgemein verständlich darzustellen, daß bei dem anschließenden Rundgang durch den Betrieb in 3 Gruppen unter der Führung von Frau Schmidt und ihren Mitarbeitern das Wesentliche allen klar wurde und das Gesehene einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. Nach der Besichtigung ging es mit den Autobussen weiter nach Kissenbrück zur Kaffeetafel in der Gastwirtschaft von Schuster. Dort sprach Professor O. Hahne über die Geschichte Kissenbrücks und der Hedwigsburg. Im Anschluß daran folgte eine Wanderung auf die Kuppe des Oselberges, wo Dr. H. A. Schultz über die Ausbeutung der Steinbrüche des Osels im Mittelalter durch die Stadt Braunschweig berichtete und Dr. A. Tode die reiche vorgeschichtliche Besiedelung des Berges und seiner Umgebung

zwischen Oker und Asse schilderte. Das Erlebnis eines diesigen Sonnenunterganges und der schnell hereinbrechenden Dämmerung auf der einsamen, aller geräuschvollen Unrast des Werktages entrückten Bergeshöhe gab auch dieser Fahrt einen besonders stimmungsvollen Abschluß.

Nachdem die Betriebsbesichtigungen auf der 3. und 4. Fahrt großen Beifall gefunden hatten, wurde auch die 5. und letzte Fahrt des Jahres am Nachmittage des 8. Oktobers dem Studium neuzeitlicher Wirtschaftsverfahren gewidmet. In Anbetracht der Kürze des Herbsttages stand nur ein Punkt auf dem Programm, und zwar die Besichtigung des voll technisierten landwirtschaftlichen Betriebes auf dem Rittergut Gr. Brunsrode. Der Gutsherr, Viktor v. Bülow, erzählte zunächst auf dem Gutshofe von der Geschichte des Ortes und seines hier ansässigen Geschlechtes im Wandel der Jahrhunderte und kam dann auf die betriebstechnischen Umstellungen zu sprechen, die er nach dem letzten Kriege vorzunehmen gezwungen war, um gegenüber den Rekordlöhnen der Industrie im nahen Volkswagenwerk überhaupt noch konkurrenzfähige Löhne für landwirtschaftliche Facharbeiter zahlen zu können. Mit der Festhaltung solcher Arbeitskräfte steht und fällt im Einzugsbereich des Volkswagenwerkes die Lebensfähigkeit landwirtschaftlicher Großbetriebe. Es war ergreifend zu hören, wie die Liebe zum bauerlichen Beruf, die Treue zum Heimatboden und das Verantwortungsbewußtsein gegenüber der deutschen Ernährungswirtschaft hier über alle Sorgen und scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten des Jahrzehnts nach dem letzten Kriege obgesiegt haben. Unter größten persönlichen Einschränkungen gelang es dem Gutsherrn und seiner tapferen Lebensgefährtin, die mit der Mechanisierung des Wirtschaftsbetriebes verbundenen erheblichen baulichen Veränderungen an den Wirtschaftsgebäuden in wenigen Jahren zu bewältigen und sich einen kleinen Stamm hochwertiger landwirtschaftlicher Facharbeiter zu sichern, so daß der Betrieb jetzt krisenfest dasteht. Bei der an den Vortrag anschließenden Betriebsbesichtigung führten Herr und Frau v. Bülow die in 2 Gruppen geteilten Fahrtteilnehmer durch den Kartoffelspeicher mit seiner eigenartigen Klimaanlage, den Kornspeicher mit seinen komplizierten Gebläse-, Reinigungs- und Sortieranlagen, den Schafstall, das Hühnerhaus und die Schweinemästerei. Wenn auch die Laien unter den Besuchern die Tragweite der hier durchgeführten und von auswärtigen Fachleuten immer wieder als vorbildlich anerkannten Neuerungen zumeist nicht voll ermessen konnten, so weckte der Rundgang doch bei allen Heimatfreunden staunende Bewunderung für die hier vollbrachten Leistungen. Das zeigte sich bei der abschließenden Kaffeetafel in Gr. Brunsrode, wo nach einer Begrüßungsansprache des für die Heimatarbeit sehr aufgeschlossenen Bürgermeisters Rüschert noch zahlreiche Fragen an Herrn v. Bülow gestellt und von diesem bereitwillig beantwortet wurden. Dr. Flechsig betonte in seinen Dankesworten an den Gutsherrn, daß der Landesverein für Heimatschutz die Besichtigung eines modernen landwirtschaftlichen Betriebes in das Programm seiner Studienfahrten bewußt deshalb aufgenommen habe, um bei den Städtern unter den Heimatfreunden größeres Verständnis für die heutigen Wirtschaftsprobleme des Landvolkes zu wecken. Der Heimatschutz sei nicht einseitig auf die Erhaltung von Werten der Vergangenheit ausgerichtet, sondern bejahe auch das Werden neuer Lebens- und Wirtschaftsformen, wenn nur der in diesen Formen wirkende Mensch geistig-seelisch dem Kulturerbe der Vorfahren und seiner Heimat verpflichtet bleibe. Daß eine solche Verbindung durchaus möglich sei, habe Viktor v. Bülow bewiesen. Er stehe zwar als moderner Landwirt in der vordersten Front des technischen Fortschrittes, sei aber doch in seinem Denken und Fühlen ein ostfälischer Bauer von altem Schrot und Korn geblieben.

Unsere erste öffentliche Veranstaltung des Winterhalbjahres 1955/56 brachte einen Lichtbildervortrag von Oberbaurat G. Hartwig am 30. November um 20 Uhr im Vortragssaale des Städtischen Museums zu Braunschweig über die brennende Frage: „Soll und kann das Braunschweiger Schloß erhalten werden?“. Über die sich daran anschließende lebhaftete Aussprache und die Annahme einer an die Stadtverwaltung gerichteten Entschließung ist bereits in Heft 4/1955 unserer Zeitschrift berichtet worden. Der Wortlaut des Vortrages wurde wegen der Wichtigkeit der Sache als Flugschrift veröffentlicht.

Arbeit des Vorstandes

Der Vorstand trat im Jahre 1955 zu 14 Sitzungen zusammen, und zwar am 5. und 19. Januar, 2. Februar, 2. und 16. März, 13. und 27. April, 11. Mai, 8. Juni, 17. August, 7. September, 26. Oktober, 23. November und 14. Dezember. Es wurden dabei an geschäftlichen Dingen behandelt die Aufstellung des Haushaltsplans für die Vereinsmittel im Jahre 1955, die Neufassung der Satzung, das Veranstaltungsprogramm

für 1955, die Berichtigung und der Druck des Mitgliederverzeichnisses, der weitere Absatz des vom Verein herausgegebenen Mammutjägerbuches von Dr. Tode, die bessere Papierausstattung und reichere Bebilderung der Vereinszeitschrift, die Ehrung verdienter alter Heimatfreunde durch Geburtstagsglückwünsche, die Anschaffung eines vereinseigenen Bildwerfers für Lichtbildvorträge und die Verlegung der Geschäftsstelle vom Kalenwall 1 zur Mönchstraße 1 in das Dienstgebäude des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum. Diese Verlegung wurde dadurch notwendig, daß im Oktober 1955 die Druckerei E. Appelhans & Co. durch Verkauf in andere Hände übergang und die jahrelange Personalunion zwischen Druckereibesitzer und Geschäftsführer unseres Vereins damit gelöst wurde.

An fachlichen Dingen wurden auf den Vorstandssitzungen hauptsächlich Fragen der Baudenkmalspflege (Instandsetzung des Braunschweiger Schlosses und des Arkadenhofes im Wolfenbütteler Schloß, Schutz der Burg Steinbrück vor dem drohenden Abbruch) und Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege (Neufassung der Schutzbestimmungen für das Naturschutzgebiet Riddagshausen, Landschaftsschutz für das Mascheroder und Rauheimer Holz, Schutz des Brückenbaches und seiner Uferbäume bei Salzgitter-Drütte, Schutz des Rübker Dorfties gegen geplante Bebauung, Beeinflussung des Landschaftsbildes durch eine geplante Drahtseilbahn auf dem Wurmberg bei Braunlage).

Erörtert wurden ferner der Ausbau freundschaftlicher Beziehungen zum Niedersächsischen Heimatbund, zum Harzklub, zum Harzer Verkehrsverband, zum Verkehrsverband Elm-Lappwald und zum Verein für die Reinhaltung der Gewässer. An der Jahrestagung des letztgenannten Vereins in Braunschweig am 26. April nahmen fast alle Vorstandsmitglieder teil, an dem vom Niedersächsischen Heimatbunde veranstalteten 36. Niedersachsentage in Oldenburg vom 24. bis 26. September vertraten unseren Verein Dr. Tode und Dr. Willke. Auf der Jahrestagung des Harzer Verkehrsverbandes in Bad Grund am 13. Mai hielt H. Mollenhauer als Vertreter unseres Vereins einen Vortrag über „Heimatschutz und Verkehr im Harz“. Dieser Vortrag fand so großen Anklang, daß er gedruckt und vom Landesverein an maßgebende Stellen und Persönlichkeiten verschickt wurde. Er ist außerdem im Buchhandel zu haben. Am 18. Oktober beteiligten sich ferner die meisten Vorstandsmitglieder an der vom Verwaltungspräsidium Braunschweig als Höherer Naturschutzbehörde veranstalteten Bezirkstagung für Naturschutz und Landschaftspflege in Br.-Riddagshausen, auf der u. a. alle Kreisbeauftragten für Naturschutz aus unserem Bezirk über ihre Arbeit berichteten und Oberbaurat Scherff wichtige Angaben über die Regulierung des mittleren Okerlaufes und über die Abwasserbeseitigung machte.

Förderung der Heimatpflege auf dem Lande

Am 7. und 8. Mai unternahm der Vorstand gemeinsam eine Erkundungs- und Werbefahrt in den Kreis Gandersheim. Am 7. Mai wurden nachmittags verschiedene Punkte in der Stadt Seesen und ihrer näheren Umgebung (Haus Schildburg, Schildautal mit Fischteichen, Silberhol und Schildberg) in Augenschein genommen, um die Schutzwürdigkeit zu prüfen. Um 20 Uhr wurde von uns im Hotel „Goldener Löwe“ ein Ausspracheabend über die dringendsten Aufgaben der Heimatforschung und Heimatpflege im Amtsbezirk Seesen veranstaltet, zu der zahlreiche geladene Gäste aus Stadt und Amtsbezirk Seesen erschienen. Nachdem Oberbaurat Hartwig als Vorsitzender die Veranstaltung eröffnet, die Gäste begrüßt und den Sinn der Zusammenkunft kurz erläutert hatte, sprach Dr. Tode über „Die Aufgaben der vor- und frühgeschichtlichen Landesaufnahme im Amte Seesen“. Er rief die anwesenden Lehrer auf, sich selbst und ihre Schüler an der Aufspürung bisher unbeachteter Bodenfunde, Grabhügel und Wehranlagen zu beteiligen und so die weißen Flecke auf der Fundkarte am Westrande des Harzes ausfüllen zu helfen. Danach schilderte Dr. H. A. Schultz an Hand von Lichtbildern „Neue Wege zur Klärung der mittelalterlichen und neueren Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte“. Dabei ging er vor allem auf die Untersuchung des Mauerwerks und des Grundrisses romanischer Wehr- und Kirchtürme und auf die Auswertung der Einwohnermeldebücher der Landgemeinden für die seit 1945 eingetretenen Veränderungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung ein. Mit Lichtbildern von schönen alten Bauernmöbeln und Trachtenstücken aus Ostfalen warb Dr. W. Flechsig für eine umfassende „Bestandsaufnahme des altbäuerlichen Kulturgutes in Privatbesitz“, für die gerade im Amtsbezirk Seesen bisher noch so gut wie keine Vorarbeiten geleistet sind. Auch er rief die Landlehrer zur Mitarbeit an diesem Werke auf, das zugleich der Volkskundeforschung und der praktischen Volkstumspflege dient. Als letzter Redner machte sich Notar Mollen-

hauer zum Fürsprecher für die „Erschließung unbeachteter Naturschönheiten und Pflege des Landschaftsbildes“. Er betonte, daß auch eine mit landschaftlichen Reizen so gesegnete Landschaft wie der Amtsbezirk Seesen noch viel mehr Beachtung bei Reisenden und Wanderern verdiene und daß es Aufgabe der örtlichen Heimatfreunde sei, diese Reize durch planmäßige Förderung des Schönen und Beseitigung des Häßlichen zu steigern. An die Kurzvorträge schloß sich eine rege Aussprache, die alle Teilnehmer noch bis gegen 23 Uhr in schöner Harmonie vereinigte. Am nächsten Tage fuhr der Vorstand nach Bad Gandersheim weiter und besichtigte am Vormittage die vom Verfall bedrohte ehemalige Klosterkirche Brunshausen sowie die Domäne Clus mit ihrer romanischen Klosterkirche. Nachmittags versammelten sich im „Prinz Wilhelm“ zu Gandersheim die Mitglieder der dortigen Ortsgruppe unseres Landesvereins mit geladenen Gästen aus den Nachbarorten, um die gleichen Vorträge zu hören, wie sie am Vorabende in Seesen von den Vorstandsmitgliedern gehalten waren. Auch hier waren die Ermunterungen zur tätigen Mitarbeit an der Geschichtsforschung und an der Bestandsaufnahme vorgeschichtlicher Funde und bäuerlichen Kulturgutes nicht überflüssig, steht doch der Kreis Gandersheim trotz der jahrelangen Bemühungen eines Adolf Mühe leider in der Heimatforschung noch beträchtlich hinter anderen Teilen des Braunschweiger Landes zurück.

Auf Wunsch der Ortsgruppe Gandersheim unseres Vereins, die 1955 in gewissen Zeitabständen unter der Leitung von Pastor Dr. Kronenberg und Lehrer i. R. Fuhrmann eigene Zusammenkünfte mit Vorträgen und Aussprachen abhielt, sprach Dr. Flechsig am 20. August im „Prinz Wilhelm“ zu Bad Gandersheim über die „Aufgaben und Ziele des Landesvereins für Heimatschutz“. Er behandelte, unterstützt durch anschauliche Lichtbilder, vor allem Aufgaben der Ortsverschönerung, der Denkmal- und Baupflege. Gerade auf diesem Gebiete liege sehr vieles im argen, und es öffne sich dem einfühlungsfähigen Heimatfreunde ein weites Betätigungsfeld als Kritiker, Erzieher und tätiger Helfer, sei es nun in Fragen des Hausanstriches, der Baustoffwahl, der Grundstückseinfriedigungen, des Grünschmucks der Straßen und Plätze, der Friedhofsgestaltung oder der Reinhaltung der Flüsse und Bäche.

Am 10. und 11. November unternahmen Dr. Flechsig und Dr. H. A. Schultz abermals eine zweitägige Fahrt in den Kreis Gandersheim, um neue Mitglieder zu werben, neue Mitarbeiter für die Flurnamensammlung des Landesvereins zu gewinnen und Landschafts- und Gebäudeaufnahmen für die Farblichtbilderreihe des Vereinsarchivs zu machen. Besucht wurden dabei außer Bad Gandersheim diesmal Greene und Brunsen, Stroit, Ammensen, Varrigsen, Delligsen, Kaierde, Rittierode, Garlebsen und Bornhausen. Dabei wurden wichtige neue Verbindungen angeknüpft, Bauernmöbel und Trachtenstücke aufgespürt und auch sonst mancher Gewinn für die Heimatforschung erzielt.

Auch die erfreulich starke Ortsgruppe Essenrode unseres Vereins wurde wiederholt besucht. Am 8. Juni veranstalteten wir dort einen Heimatabend, der sehr gut besucht war. Nach einem Eingangsliede des Schulchores und Begrüßungsworten des Bürgermeisters Wiegmann sprach zunächst Dr. Tode allgemein über den Sinn eines Heimatabendes, der die unbewußt bei allen vorhandenen Empfindungen der Heimatliebe und der Verbundenheit mit den Überlieferungen der Vorfahren zu einer tätigen Teilnahme an der Pflege heimatlicher Werte anregen soll. Darauf zeigte Dr. H. A. Schultz an Stelle des erkrankten Dr. Flechsig an zahlreichen Lichtbildern „Eigenart und Wert der altbäuerlichen Bau- und Wohnkultur unserer Heimat“. Nach einer von Liedern des Schulchores eingerahmten Pause trug R. Fricke mit eindrucksvoller Gestaltungskraft Ernstes und Heiteres aus den Werken verschiedener plattdeutscher Dichter vor. Zum Schluß begeisterte Günter Luchte mit seiner Braunschweiger Volkstanz- und Fahrtengilde jung und alt durch niederdeutsche Volkstänze in altbraunschweigerischer Tracht.

Das durch diesen Heimatabend geweckte Interesse der Essenroder am heimatkundlichen Werte des Urväterhausrates zeigte sich, als Dr. Flechsig, Dr. Schultz und R. Fricke am 24. Juni erneut nach Essenrode kamen, um durch „Haussuchung“ unbeachtete Altertümer auf Böden, in Geräteschuppen und Hofwinkeln aufzustöbern und im Lichtbilde festzuhalten. Die überraschend reiche Ausbeute weniger Stunden bewies, daß trotz der im Kriege angeordneten Entrümpelung glücklicherweise noch mehr Zeugen früherer Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse in unseren Dörfern erhalten sind, als man gemeinhin ahnt. Das soll uns ein Ansporn sein, im nächsten Jahre auch an anderen Orten solche heimatsgeschichtlichen und volkskundlichen Bestandsaufnahmen zu machen.

Braunschweigische Heimat



1956

42. Jahrgang · Heft 2

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zur Frage der Versteppung im Braunschweiger Raum.	
Von Dr. E. Fröde, Leiter des Botan. Gartens, Greifswald	65
Die frühere Verbreitung des Wolfes in Ostfalen nach den Flurnamen und den Berichten über Wolfsjagden.	
Von Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	70
Vorgeschichtliche Beile als Abwehrzauber in Häusern des Stadtteils Salz- gitter-Lichtenberg.	
Von Lehrer W. Forche, Salzgitter-Lichtenberg	75
Die Särge in den Gräften des Braunschweiger Domes.	
Von Dr. H.-A. Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4 a	77
August Hermann, der ostfälische Turnvater und Mundartdichter.	
Von Studienrat Dr. W. Schlegel, Goslar, Am Kaisertor 1	83
Ut mine Kinderjahre.	
Von Pastor i. R. A. Hosenthien, Braunschweig, Hinter Liebfrauen 6	86
Ole Orrjenale in Mascherode.	
Von Maurermeister Fr. Habekost, Mascherode 63	88
Aus der Heimatpflege:	
Die Braunschweiger Volkstanz- und Fahrtengilde.	
Von Günter Luchte	93
Heimatsfremde und sinnwidrige Namen im Harze.	
Von Heinz Mollenhauer	94



DAS **Rollei** SYSTEM

Bereitschaftstasche • 10 Filter •
Nah-Vorsatzlinsen 100-31 cm •
Weichzeichner • Polarisationsfilter •
Sonnenblende • Aufsteckschacht •
Fresnellinse • Panoramakopf •
35 mm-Kinefilmeinrichtung • Plattenadapter •
Blitzlichteinrichtung • Unterwassergehäuse zur
Rolleiflex 3,5
und weiteres Zubehör

Rolleicord V
XENAR 3,5

Rolleiflex 3,5
TESSAR 3,5
XENAR 3,5

Rolleiflex 2,8
XENOTAR 2,8
PLANAR 2,8

Sämtlich mit
Synchro-Compur-
Verschluß (1/500)



FRANKE & HEIDECKE • BRAUNSCHWEIG

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

42. Jahrgang

Juni 1956

Heft 2

Zur Frage der Versteppung im Braunschweiger Raum

Von Erhard Fröde

Seit einigen Jahrzehnten erheben sich immer wieder mahnende Stimmen, die auf die drohende Austrocknung Mitteleuropas hinweisen. Berufene aus allen Teilen der Wissenschaft haben in gründlicher und ernster Untersuchung für und wider die Möglichkeit einer kommenden Wassernot gesprochen. Es sei hier nur auf die Namen Ellenberg, Engelhardt und Seifert hingewiesen. Für den Braunschweiger Raum war es besonders O. Willke, der immer wieder auf den Mangelfaktor Wasser hinwies und für jede Planung in wasserwirtschaftlicher Hinsicht sorgfältige Untersuchungen der jeweiligen Standortbedingungen der Vegetationsdecke forderte. Die Natur ist ein unabdingbarer Kraftquell für den Menschen, so daß ein Ausgleich zwischen Natur und Technik gefunden werden muß, aber nicht allein auf Kosten der Natur!

Wie verhält es sich aber mit den immer wieder gebrachten Hinweisen auf die drohende Versteppung des mitteleuropäischen Raumes? — Es ist bekannt, daß durch verfehlte Wasserwirtschaft infolge Nichterkennens klimatischer und edaphischer Gegebenheiten große Weltreiche untergingen. Bis in die jüngste Zeit haben die Berichte über die kontinentale Ausbreitung der Bodenerosion und Deflation, ausgelöst durch Gewinnsucht, Gleichgültigkeit usw., aufrüttelnd gewirkt. In unserem Gebiet sind die alljährlich auftretenden Sandstürme im Nordwesten von Braunschweig — also Verfrachtung wertvollen Mutterbodens — stets mit größter Sorge betrachtet worden. Die Bekämpfung dieses Unheils durch Anpflanzungen von Hecken ist in vollem Gange. Übergeordnet ist die sogenannte „Versteppung Deutschlands“, wie sie an Beispielen mannigfacher Art immer wieder dargelegt wird. Die wesentlichsten Argumente werden hergeleitet aus

1. der zunehmenden Entwaldung,
2. der Entwässerung von Mooren und Niederungen,
3. der Regulierung von Flüssen und kleineren Wasserläufen,
4. der Absenkung des Grundwasserspiegels durch verstärkten Verbrauch von Wasser durch Städte und Industriebetriebe.

Die damit einhergehende Klimaänderung, statistisch nachweisbar, löst eine Entwicklung der Vegetationsdecke in Richtung der Steppe aus, die schließlich mit der Verödung der Landschaft zur Vernichtung der „seelischen Werte“ führt.

Soweit die Problemstellung in aller Kürze.

Es erhebt sich nun die Frage, ob die soeben genannten Eingriffe in den Haushalt der Natur auch in unserem Raum wirksam werden oder bereits geworden sind. Welche Kriterien stehen uns zur Beurteilung dieser Frage zur Verfügung?

Die Deflation wird, wie schon gesagt, im Braunschweiger Lande mit augenscheinlichem Erfolg bekämpft. Die Bodenerosion spielt noch keine größere Rolle, was nicht ausschließen soll, unser Augenmerk stets darauf zu richten.

Die Entwaldung und damit verbundene Änderung der Wasserführung des Bodens wird dank entsprechenden Maßnahmen der Forstwirtschaft auf ein Minimum beschränkt bleiben. Allerdings sind die verheerenden Auswirkungen des letzten Krieges noch längst nicht überwunden. Die Frage der Entwässerungen ist durch das Eingreifen des Natur- und Landschaftsschutzes mit der Zielsetzung der Unterschutzstellung von Mooren, Flußniederungen, Wassereinzugsgebieten usw.



Blick vom Heeseberg über Beierstedt
Bildarchiv Br. Landesverein für Helmschutz

wirksam gesteuert. Abzuwarten bleibt die Auswirkung der Harzer Talsperren. Ein Rückgang des Ertrages der Grünländereien z. B. durch Verminderung der Schlickzufuhr, Zunahme von Schädlingen usw., wird in Kauf genommen werden müssen.

Umstritten bleibt die Frage der Klimaänderung. Ellenberg zitiert Zunker (1942), der eine Auswertung der Klimadaten von 1851—1940 veröffentlichte. Hiernach soll eine Klimaänderung meteorologisch nicht nachweisbar sein. Dagegen ergaben neuere Untersuchungen von Dammann, der die Klimadaten von 1891—1950 statistisch auswertete, daß zwar keine Abnahme, dafür aber eine zeitliche Verschiebung der Niederschlagsmengen stattgefunden hat. In NW-Deutschland hatte der Sommer im Zeitraum 1931—1950 im Mittel $6,0 \text{ mm} = 6,0 \text{ l/qm}$ weniger, der Winter $15,3 \text{ mm} = 15,3 \text{ l/qm}$ mehr Niederschlag erhalten als im Zeitraum 1891—1930. Da in Mitteleuropa die Verdunstung teilweise an sich schon mehr Wasser verbraucht, als durch den Niederschlag zugeführt wird, bedeutet die durch eine allgemeine Temperaturerhöhung gewachsene Verdunstung bei gleichzeitiger Verringerung der sommerlichen Niederschläge einen verstärkten Angriff auf den Wasservorrat des Bodens.

Es ist bekannt, daß selbst geringe Klimaänderungen sich in der Zusammensetzung der Vegetationsdecke widerspiegeln. Die Pflanzengesellschaften und ihre Komponenten eines umgrenzten Gebietes sind also wichtige Klimazeiger, ihnen kommt daher eine besondere Beweiskraft zu. Wie verhalten sich nun die Pflanzengemeinschaften in unserem Gebiet?

Das Klima des Braunschweiger Raumes (600 mm Jahresniederschlag) ist in seinen nördlichen Teilen atlantisch getönt, im südlichen dagegen bereits stark kontinental gefärbt. Ein „Klimakeil“, ausgehend vom mitteldeutschen Trockengebiet um Halle (mit der Regenlinie 550 mm als Umgrenzung) ragt bis in das Zentrum unseres Gebietes hinein. Hier finden wir charakteristische Pflanzengesellschaften der Wiesen- und Waldsteppen mit ihren z. T. schön blühenden und seltenen Komponenten wie Adonisröschen, Kuhschelle, Wiesenraute, Karthäuser-



Blick vom Jerxheimer Friedhof ins Große Bruch
Bildarchiv Br. Landesverein für Heimatschutz

Nelke, Federgras u. a. Vom Heeseberg bei Jerxheim und dem Mühlenberg bei Uhrde bis zu den Nordhängen der Asse bei Wolfenbüttel können wir die Elemente der Wiesen- und Waldsteppe verfolgen, in einzelnen Vorkommen sogar bis an die Stadtgrenze Braunschweigs (Nußberg, Rautheimer Holz, von Pawel'sches Holz). Das Auftreten dieser Charakterarten der Steppenvegetation ist seit altersher bekannt. Schon die ältesten Braunschweiger und Helmstedter Lokalfloren (15. und 16. Jahrhundert) berichten hierüber. Bis in die neueste Zeit haben die hiesigen Floristen die interessanten „Steppenheiden“ durchforscht. Veröffentlicht wurden die Ergebnisse besonders von Bertram, Kretzer und Jenner in der „Exkursionsflora des Herzogtums Braunschweig“ und ihren Nachträgen. Danach kann das Gebiet als botanisch gut durchforscht bezeichnet werden. Wenn wir aus den Angaben dieser älteren Floristen (die etwa bis zum Jahre 1914 reichen) die Verbreitung des Dänischen Traganths (*Astragalus danicus*), eines typischen Vertreters dieser Steppenheide-Pflanzen, herausgreifen, so stellen wir fest, daß die nördliche Grenze seines Vorkommens durch die Linie Hornburg-Jerxheim bestimmt ist. Seit dem Jahre 1950 wurde von mir der Dänische Traganth am Osel, einem der Asse westlich vorgelagerten kleineren Höhenzuge, an mehreren Stellen

beobachtet. Vor dieser Zeit ist der Osel von mir und auch von anderen oft untersucht worden, ohne daß dieser immerhin ziemlich auffällige Schmetterlingsblütler gefunden wurde. An dieser Stelle soll, um das Eindringen der Wiesensteppenelemente in die Kalk-Trockenrasen (Mesobrometum) aufzuzeigen, in gekürzter Form eine Analyse der Zusammensetzung der Vegetationsdecke an den Fundstellen dieser Pflanze gegeben werden.

Als Angehörige der Kalk-Trockenrasen wurden notiert:

- Stengellose Distel (*Cirsium acaule*),
- Knolliger Hahnenfuß (*Ranunculus bulbosus*)
- Kleiner Wiesenknopf (*Sanguisorba minor*)
- Dornige Hauhechel (*Ononis spinosa*)
- Gewöhnliche Eberdistel (*Carlina vulgaris*)
- Fiederzwenke (*Brachypodium pinnatum*)
- Schopfige Kreuzblume (*Polygala comosa*)
- Tauben-Skabiose (*Scabiosa columbaria*)
- Schafschwingel (*Festuca ovina* v. *trachyphylla*)
- Wiesenhafer (*Avena pratensis*)
- Zypressen-Wolfsmilch (*Euphorbia cyparissias*)
- Rötliches Fingerkraut (*Potentilla rubens*)
- Mittlerer Wegerich (*Plantago media*)
- Schlankes Schillergras (*Koeleria gracilis*)
- Weinrose (*Rosa rubiginosa*)
- Wiesen-Salbei (*Salvia pratensis*)
- Breitblättriger Ehrenpreis (*Veronica latifolia*)
- Mondraute (*Botrychium lunaria*)
- Fransen-Enzian (*Gentiana ciliata*)
- Purgier-Lein (*Linum catharticum*).

Die Wiesensteppen-Elemente:

- Dänischer Traganth (*Astragalus danicus*)
- Hügel-Schafgarbe (*Achillea millefolium* v. *collina*)
- Sichelblättriges Hasenohr (*Bupleurum falcatum*)
- Knackelbeere (*Fragaria viridis*)
- Kleine Wiesenraute (*Thalictrum minus*)
- Karthäuser-Nelke (*Dianthus carthusianorum*)
- Sichel-Luzerne (*Medicago falcata*).

Dazu einige charakteristische Moose und Flechten („Bunter Flechtenverein“) mit *Toninia coeruleo-nigricans*, *Lecidea* sp. u. a., die hier teilweise ebenfalls ihre Nordgrenze erreichen.

Sehr zu beachten ist auch das Eindringen einiger Acker- und Schuttunkräuter, wie Echter Windsbock (*Rapistrum perenne*), der seit einigen Jahren auf dem Osel beobachtet wurde. Diese Pflanze trat bisher noch nicht im Braunschweiger Raum auf, sie dürfte ebenfalls aus dem Gebiet um Halberstadt eingewandert sein. Ferner finden wir heute vorgedrungen bis Wendessen und bis zum Kahlenberg der Asse einen anderen Kreuzblütler, Lösels Rauke (*Sisymbrium loeselii*), die bis vor kurzem nur aus dem Halberstädter Raum bekannt war. Eine mächtige Ausbreitungstendenz nach Nordwesten zeigt die Glanz-Melde (*Atriplex nitens*), die seit 1918

unser Gebiet geradezu überflutete. Sie tritt z. B. auf dem Trümmerschutt Braunschweigs und auch sonst stellenweise in größter Menge auf. Vordem war sie nur von Staßfurt und Nordhausen bekannt! Ohne Zweifel haben wir es hier mit einem Vorstoß wärmeliebender Pflanzen aus dem mitteldeutschen Trockengebiet zu tun.

Wie verhalten sich nun die diesen wärmeliebenden Steppengesellschaften entgegengesetzten, im atlantischen Klimagebiet beheimateten Pflanzengesellschaften der Hoch- und Niedermoore?

Diese waren bis etwa 1930 noch vor den nördlichen Stadttoren vorhanden: Dowesee (heute durch die Anlage des Stadtschulgartens vernichtet), Kralenriede und Butterberg (ebenfalls vernichtet). Ferner die Moore bei Bechtsbüttel, die völlig verschwunden sind. Wir besitzen lediglich noch am Rande der Stadt Braunschweig den Bullenteich, ein kleines Naturschutzgebiet, dessen Tage aber durch die Wasserentnahme der Wasserwerke gezählt sein dürften. Verschwunden sind die Sonnentau-Arten, der Pillenfarn, die Glockenheide, wohl überhaupt alle atlantischen Arten der Moore und ihrer anmoorigen Ränder. Erst 30 km nördlicher, um Gifhorn, finden wir jene feuchtigkeitsliebenden atlantischen Pflanzen wieder, denen wir vor nicht allzulanger Zeit noch in nächster Nähe der Stadt Braunschweig begegneten.

Fazit: Unter Berücksichtigung aller Kautelen müssen wir die Frage nach einer Versteppung des Gebietes um Braunschweig dahin beantworten, daß eine Verschiebung in der Zusammensetzung der Vegetationsdecke im Laufe der letzten 2 Jahrzehnte stattgefunden hat. Wenn auch von einer „Versteppung“ im eigentlichen Sinne nicht gesprochen werden kann, so muß doch die nachzuweisende Klimaänderung nach der trockenen Seite hin als äußerst schwerwiegend für die zukünftige Wasserversorgung unseres heimatlichen Gebietes betrachtet werden. Es liegt auf der Hand, daß angesichts dieser Sachlage jede Maßnahme des Wasserbaues, überhaupt aller an dem Verbrauch unter Nutzung des Wassers interessierter Institutionen stets in Hinsicht auf den Mangelfaktor Wasser mit allen zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden zu treffen ist.

Schrifttum:

- Dammann, W. Sind die Niederschläge in den letzten Jahrzehnten geringer geworden? Mitt. d. DLG 68, 611—12.
- Ellenberg, H. Naturgemäße Anbauplanung, Melioration und Landespflege. 1954 Stuttgart.
- Engelhardt, W. Naturschutz. Seine wichtigsten Grundlagen und Forderungen. München 1954.
- Seifert, A. Die Versteppung Deutschlands. Deutsche Technik. Leipzig-Berlin. 1936/37.
- Seifert, A. Die Heckenlandschaft. Potsdam 1944.
- Willke, O. Natur, Mensch und Technik. (Heimatland. Zeitschrift für Heimatkunde, Naturschutz, Kulturpflege. Hannover 1955, Heft 12).
- Willke, O. Wirtschaft und Landschaftspflege. Braunschweigische Heimat 42. Jahrg. 1956 Heft 1.

Die frühere Verbreitung des Wolfes in Ostfalen nach den Flurnamen und den Berichten über Wolfsjagen

Von Werner Flechsig

Mit dem folgenden Aufsatz setze ich die Reihe meiner Untersuchungen über die wildlebenden Säugetiere in den Flurnamen Ostfalens fort, die in Heft 1 1956 dieser Zeitschrift begonnen hatte. In den späteren Heften werden nacheinander Fuchs, Dachs, Luchs und Wildkatze, Fischotter, Hase, Hirsch und Reh behandelt werden. Die Angaben über die Flurnamen sind teils den handschriftlichen Sammlungen des braunschweigischen Flurnamenarchivs¹⁾, teils mündlichen und brieflichen Mitteilungen anderer Flurnamensammler²⁾, teils älteren und neueren Veröffentlichungen über ostfälische Flurnamen³⁾ entnommen. Um Platz zu sparen, verwende ich wie in Heft 1 1956 die Abkürzungen hd. = hochdeutsch, BW. = Bestimmungswort (erstes Glied zusammengesetzter Namen), GW. = Grundwort (zweites Glied zusammengesetzter Namen), FIN. = Flur- oder Forstname, PN. = Personennamen, Kr. = Landkreis, Stdkr. = Stadtkreis, Al. = Alfeld, Bl. = Blankenburg, Br. = Braunschweig, Ga. = Gandersheim, Gi. = Gifhorn, Go. = Goslar, Gött. = Göttingen, Halb. = Halberstadt, Hald. = Haldensleben, He. = Helmstedt, Hi.-Ma. = Hildesheim-Marienburg, Ho. = Holzminden, Ma. = Magdeburg, No. = Northeim, Ost. = Osterode, Sa. = Salzgitter, Wa. = Wanzleben, We. = Wernigerode, Wolf. = Wolfenbüttel und Wolm. = Wolmirstedt.

Leichter als die Spuren des Bären sind die des Wolfes in unseren FIN. zu verfolgen. Die mit dem BW. *Wulf* gebildeten Geländenamen sind nicht nur ungleich zahlreicher, sondern auch eindeutiger. Außer dem ostfälischen Namen des Wolfes gibt es meines Wissens kein Appellativum im ostfälischen Wortschatz, auf das man die mit *Wulwes*- zusammengesetzten FIN. unserer Heimat beziehen könnte. Neben dem Raubtiere selbst kommt nur der gleichlautende PN. in Betracht, der Ende des 16. Jahrhunderts in 36 von 494 Orten des Fürstentums Calenberg-Göttingen vorkam⁴⁾, Anfang des 17. Jahrhunderts in Goslar sechsmal⁵⁾ und um 1671 in Braunschweig elfmal⁶⁾ bezeugt ist. Die Deutung des BW.s *Wulf* als PN. verbietet sich aber in Verbindung mit bestimmten Grundwörtern auch hier wie beim Bären von selbst.

Da sind zunächst die Stellen, wo man Wölfe früher in Fallgruben fing. Sie hießen *Wulweskulen* (hd. *Wolfskühlen* oder *-gruben*), wenn sie zum Töten der Wölfe bestimmt waren, und bestanden nach W. Lüders aus schachbrettförmig hintereinander angeordneten trichterförmigen Gruben, die mit Reisig getarnt waren. Trat ein Wolf darauf, so stürzte er hinab und spießte sich auf einem zugespitzten Pfahle selbst auf, der senkrecht in die Grubensohle eingerammt war. Die schachbrettförmige Anordnung nannten die Jäger „Lilie“ nach der Ähnlichkeit mit dieser Blume, wie es schon die alten Römer zu Caesars Zeiten und nachher die mittelalterlichen Festungsbauer getan hatten⁷⁾. Eine solche *wulwes lilligen* wird 1548 über der Okerquelle am Bruchberge im Harz erwähnt; auf sie weist noch heute der *Liliekopf* unterhalb der *Wolfsware*. *Wulweskulen* (*Wolfskühlen*) heißen Forstorte bei Barleben und Hohenwarsleben, Kr. Wolm., bei Gr. Germersleben, Hadersleben und Tarthun, Kr. Wanz., bei Schwanefeld, Kr. Hald., im Forstrevier Danndorf, bei Grafhorst, Vorsfelde und Schöningen, Kr. He., bei Fallersleben und im Forstrevier Malloh, Kr. Gi., bei Abbenrode, Meerdorf, Vallstedt und Wendeburg, Kr. Br., bei Wienrode, Kr. Bl. und Reddeber, Kr. We., bei Ampleben, Bad Harzburg, Harlingerode (1666 *uf der Wolfes-Kühlen an der Hegge*)

und Leinde (*große und kleine W.*), Kr. Wolf., bei Dörnten, Kr. Gos., bei Lutter, im Forstamtsbezirk Seesen II (1677 *Wolffeskuhle*) und Gittelde, Kr. Ga., bei Lenne und Lobach, Kr. Ho., Düderode (*-grube*), Kr. Ost., Wüstung Holtensen, Kr. No., Potzen, Scharbeck und Weesen, Kr. Celle. Die Holtenser Wolfskuhle, im *Wolfswinkel* gelegen, ist noch jetzt in ihrer Anlage klar zu erkennen; nach A. Philipps ist sie kreisrund und trichterförmig, hat einen Durchmesser von 10—11 Meter und eine Tiefe von 2,50—3,50 Meter⁸⁾.

Nicht zum Töten, sondern zum Fangen lebender Wölfe für fürstliche Hetzjagden dienten die mit Pallisaden umschlossenen Wolfsgärten, auch Wolfsskammer, Wolfsstall, Wolfshof oder Wolfszaun genannt. Ihre Einrichtung beschreibt Wieries⁹⁾. Der Name *Wulwesgåren* (hd. *Wolfsgarten*) ist außer bei Mascherode, Kr. Br. nur im Harze und an seinen Rändern überliefert, und zwar bei Veckenstedt (1540) und Wernigerode (1543), Kr. We., in den Forstamtsbezirken Hasselfelde I und II, Kr. Bl., bei Bettingerode (1548) und Harlingerode (1663), Kr. Wolf., bei Langelsheim (1678) und Seesen, Kr. Ga., und bei Herzberg, Kr. Ost. Eine *Wolfskammer* gibt es bei Gerzen, Kr. Al., einen *Wolfsstall* bei der Wüstung Göttingerode (1711, 1759) im Amtsbezirk Harzburg, einen *Wolfshof* bei Meinkot, Kr. He., Bad Harzburg (1548 *Wolfeshof*, 1666 *Wulfhof*), Kr. Wolf., bei Goslar (1460 *Wulffhoff* ausdrücklich als Fangplatz für Wölfe genannt)¹⁰⁾ und Kniestedt (*Wulfhof*), Stkr. Sa., einen *Wulfe stun* bei Barlissen, Kr. Münden. Von dem Verbot, „*Wolffs Zeune*“ zu zerstören, handelt ein Wernigeröder Grafengedinge des Jahres 1638¹¹⁾. Vielleicht erinnert auch das *Wolfs thor* bei Rittierode (1758), Kr. Ga. an den Eingang zu einem solchen Wolfsgehege.

Da das GW. *-hagen* ursprünglich wie *-garden* eine eingezäunte Fläche bezeichnete, wird Wieries wohl Recht haben, wenn er den FlN. Wolfshagen mit Wolfsgarten gleichsetzt¹²⁾. Man hat zwar die Siedlungen namens Wolfshagen bisher zumeist als Gründungen eines Mannes namens Wulf angesehen, weil die Ortsnamen auf *-hagen* zum großen Teil mit einem PN. als BW. gebildet sind. Eine solche Erklärung stößt aber bei den gleichnamigen Flur- und Waldstücken auf Schwierigkeiten, wo bisher weder Urkunden noch Bodenfunde Anhaltspunkte für eine wüstgewordene Siedlung erbracht haben. Es liegt deshalb näher, daß nicht nur diese Plätze, sondern auch die gleichnamigen echten Siedlungen ursprünglich Fangplätze für Wölfe gewesen sind. *Wulweshågen* oder *Wolfshagen* gibt es bei Egenstedt, Kr. Wanz., bei Bergfeld, Velpke und im Forstrevier Vorsfelde, Kr. He., bei Ehmén (1744 im *Wulffhagen*) und Hattorf (1575, 1669, 1748 *Wulffhagen*), Kr. Gi., Hondelage (*Wulfhagen*) und Kl. Stöckheim (1172 *Wolfshage*, ein Stück Landes), Kr. Br., bei Dohnsen und Kemnade (*Wulfhagen*), Kr. Ho. sowie bei Brunstein, Kr. No., dazu das noch bestehende Dorf Wolfshagen, Kr. Ga. (1316 *Wulffshagen*), die Wüstung zwischen Braunschweig und Mascherode (1300 *Wulveshagen*) und die Wüstung bei Lutter, Kr. Ga. (1316 eine Kapelle erwähnt).

Noch zahlreicher als die eindeutigen oder mutmaßlichen Namen für ehemalige Wolfsfangplätze sind im ganzen die recht mannigfaltigen anderen Zusammensetzungen des BW. *Wulwes-* mit anderen Grundwörtern. Ich nenne ohne Anspruch auf Vollständigkeit hier folgende: *Wulwescharch* (hd. *Wolfsberg*) bei Colbitz, Kr. Wolm., Altenweddingen, Kr. Wanz., Druxberge, Kr. Hald., Büddenstedt und Königslutter, Kr. He., Wernigerode (1799 so benannt, seitdem hier ein Wolf erlegt

war), Hohegeiß (1268 *Wulfesberg*), Kr. Bl., Sehlen, Kr. Al., Scharfoldendorf, Kr. Ho. und Dassensen, Kr. Einbeck; *Wulwesbrauk* (hd. *Wolfsbruch*) bei Hattorf, Kr. Gi. und Wernigerode; *Wulwesbraie* (hd. *Wolfsbreite*) bei Schermke und Wolmirsleben, Kr. Wanz. und bei Stapelburg, Kr. We., Börnecke und im Forstrevier Stiege (Acker eines Besitzers namens Wolf), Kr. Bl.; *Wolfsbrink* bei Oldenrode, Kr. Ost.; *Wolfsbünn* im Forstrevier Mariental, Kr. Hr.; *Wolfsbusch* bei Gittelde und Seesen (1677), Kr. Ga.; *Wulwesdarm* (hd. *Wolfsdarm*) bei Hohenwarsleben, Kr. Wolm., Erkerode, Kr. Br. und Orxhausen, Kr. Ga.; *Wolfsfeld* bei Harderode, Kr. Ho.; *Wolfsgrund* im Forstrevier Blankenburg und bei Seesen (Fo. 1677); *Wolfschau* bei Wernigerode (Fo. 1738); *Wulwesholt* (hd. *Wolfsholz*) bei Schwanefeld, Kr. Hald. und Wernigerode (1428 *dat Wulfsholt*); *Wulweshörn* bei Bornum (1671), Kr. He. und Altenrode (1364 *Wulfeshorne*), Stkr. Sa.; *Wulweskamp* (hd. *Wolfskamp*) bei Braunschweig (Feldmark der Altstadt), Sichte und Bettmar, Kr. Br., Bansleben und Schlewecke, Kr. Wolf., Bornhausen, Kr. Ga., Hehlen, Kr. Ho. und Moringen, Kr. No.; *Wolfsklippe* bei Rübeland (Fo.), Kr. Bl.; *Wolfskopf* im Solling über Eschershausen, Kr. No.; *Wolfslake* bei Nigripp, Kr. Wolm.; *Wulfeslänge* bei Winzenburg, Kr. Al.; *Wulfslechte* bei Harsleben (1478), Kr. Halb.; *Wolfsleithe* am Kleinen Brocken im Harz; *Wulwesrēpe* bei Bredelem, Kr. Gos. und Flachstöckheim, Stkr. Sa.; *Wolfschlippe* bei Haieshausen, Kr. Ga.; *Wolfschlucht* bei Brunkensen, Kr. Ho.; *Wulfesstiek* bei Flechtorf, Kr. Br., Meimerhausen und Segeste, Kr. Al.; *Wolfsspitze* bei Hasselfelde, Kr. Bl.; *Wulwesstain* (hd. *Wolfsstein*) bei Wernigerode (1407 ff. *Wulfessteine*) und Bad Harzburg (1666 *Wulfesstein*); *Wulwesstīch* (hd. *Wolfsstieg* oder *-steig*) bei Tarthun (1687), Kr. Wanz., bei Benzingerode, Kr. Bl. (1427 *Wulfesstich*), bei Altgandersheim, Kr. Ga., Grafelde, Kr. Al. und Moringen, Kr. No.; *Wolfsstrauch* bei Cramme, Kr. Wolf.; *Wolfsstal* bei Lehre, Kr. Br., Stiege und Wieda, Kr. Bl.; *Wolfswerder* bei Hildesheim (1259); *Wulweswinkel* (hd. *Wolfswinkel*) bei Cracau (1709) und Kreuzhorst (1673), Stkr. Ma., bei Hadmersleben und Osterweddingen, Kr. Wanz., bei Oschersleben, bei Destedt, Schandelah und Lamme, Kr. Br., bei Olper, Stkr. Br., Berel (1490), Kr. Wolf., bei Salzgitter, bei Hornsen, Kr. Al., Amelungsborn, Holenberg und Stadtoldendorf, Kr. Ho. sowie bei Holtensen, Kr. Gött.; *Wolfswiese* bei Bienrode, Kr. Br., Gr. Vahlberg und Schlewecke (1666), Kr. Wolf.

Angesichts der Tatsache, daß neben *Bärenwinkel* auch die Form *Bärwinkel* vorkommt, halte ich die *Wullwinkel* bei Alleringersleben, Kl. Bartensleben und Schwanefeld, Kr. Hald., Sunstedt, Kr. He. und Lutter, Kr. Ga. für entstellte *Wulfwinkel* und stelle sie als unflektierte Nebenformen zu *Wulweswinkel*. Das ist sinnvoller als 'Wollwinkel'. Überdies sind FIN. mit unflektiertem *Wulf* als BW. im Wechsel mit flektiertem *Wulwes-* auch sonst zu belegen, wie die Beispiele für *Wulfhagen* und *Wulfhof* zeigen.

Manche der hier aufgeführten zahlreichen FIN. mit dem BW. *Wulf* mögen ihre Entstehung einem Manne namens *Wulf* verdanken, der das betreffende Flurstück einmal besessen oder dort etwas Besonderes erlebt hat. Nachweisbar ist ein solches Besitzverhältnis zufällig bei der *Wolfsbreite* im Stieger Revier, und wahrscheinlich ist es auch bei den anderen *Wolfsbreiten*, den *Wolfskämpfen* und *Wolfswiesen*, also bei landwirtschaftlich genutzten Flurstücken, bei denen eine Benennung nach den Eigentümern nicht selten vorkam. Wegen der Grundwörter

-*slippe* = ‚Schürze, Schoß‘ und -*rēpe* = ‚Flachsraufe‘ dürften auch die *Wolfsschlippe* und die beiden *Wolfsreepen* mit einem PN. gebildet sein. Im übrigen aber weisen die Grundwörter der aufgeführten FIN. auf Landschaftsteile, die als Allmende oder Wald im allgemeinen nicht Einzelbesitz waren und daher auch nur selten oder nie in Verbindung mit PN. erscheinen, so Bezeichnungen für feuchte Niederungen wie *Brauk*, *Sik* und *Lake*, für Wald wie *Busch*, *Häu*, *Holt*, *Strauch*, für steinige Höhen wie *Brink*, *Kopf*, *Klippe*, *Stein*, für enge Senken wie *Grund* und *Schludt*. Auch zusammenhängende größere Geländestücke wie *Berg* und *Tal* wurden, selbst wenn man sie landwirtschaftlich nutzte, in der Regel nicht nach Personen benannt. Es bleibt also eine beträchtliche Zahl von FIN. mit dem BW. Wulf übrig, die als Zeugnisse der früheren Anwesenheit von Wölfen gewertet werden können. Ganz sicher erscheint mir das bei dem FIN. *Wulwessich*, der doch wohl nur als Pfad gedeutet werden kann, der von Wölfen als Wechsel benutzt wurde. Die *Wulweswinkel* (*Wullwinkel*) halte ich für abgelegene Orte, an denen sich die Wölfe mit Vorliebe aufhielten oder nach Meinung des Volkes sich verbargen. Es gibt zwar einige Zusammensetzungen des GW.s -*winkel* mit PN., viel häufiger sind aber Zusammensetzungen mit Tiernamen wie *Bärenwinkel*, *Foßwinkel*, *Hasenwinkel*, *Luchswinkel*, *Suwinkel*, *Dubenwinkel* und *Ulenwinkel*.

Daß man früher so oft Flur- und Waldstücke nach dem Wolf benannt hat, erklärt sich einmal aus der Furcht der Bevölkerung vor diesem Raubtiere, das nicht nur dem Vieh, sondern auch dem Menschen nachstellte und im Volksglauben (Werwolf) eine besondere dämonische Rolle spielte. Die Aufmerksamkeit des Landvolkes wurde aber außerdem dadurch immer wieder auf den Wolf gelenkt, daß die Behörden jahrhundertlang die Bevölkerung zu Hilfeleistungen bei ihren umständlichen Anstalten zur Verfolgung und Ausrottung der Wölfe herangezogen haben. Bei den von den fürstlichen Ämtern in Ostfalen veranstalteten Treibjagden auf Wölfe wurden regelmäßig die waffenfähigen Einwohner der um das Jagdgebiet liegenden Dörfer mit Piken, Äxten und Büchsen, soweit solche vorhanden waren, aufgeboten. Die Vernachlässigung dieser Dienstpflichten wurde mit verhältnismäßig hohen Geldstrafen geahndet. So mußte 1577 die Dorfschaft Salder Strafe zahlen, weil sie sich an einer „wulffsjagt zum lichtenberge“, die ihr angekündigt war, „mudtwilliger weise“ nicht beteiligt hatte¹³⁾. Über die Verfolgung der Wölfe im Amte Seesen während des 17. und 18. Jahrhunderts hat Fr. Tenner 1927 berichtet und dabei auch den Bau von Wolfsgruben und Wolfsgärten nach den Angaben in alten Akten eingehend geschildert¹⁴⁾. Die letzte Wolfsjagd im Seesener Revier, über die wir Näheres wissen, fand 1719 statt. Im Amtsbezirk Gandersheim gab es nach der handschriftlichen Amtsbeschreibung vom Jahre 1580 damals ebenfalls noch viele Wölfe¹⁵⁾. Aus dem nördlich angrenzenden Amte Winzenburg kennen wir Wolfsjagden von 1666, 1690 und 1693¹⁶⁾. Von den letzten Wolfsjagden im Elm gab K. Rose eine eingehende Schilderung nach den Akten aus den Jahren 1647, 1663, 1667, 1671, 1673 und 1676¹⁷⁾. Länger als im Elm hielten sich Wölfe in den entlegeneren Bergwäldern des Weserberglandes, so z. B. im Vogler bei Breitenkamp, Kr. Ho., wo sie noch 1753 ihr Unwesen trieben¹⁸⁾. Aber auch im Amber-Gau richtete ein Wolf 1760 bei Störy noch Schaden an¹⁹⁾. Der vorletzte Wolf des Harzes wurde 1759 zwischen Zorge und Tanne im Kr. Bl. erlegt, der letzte, wie schon erwähnt, 1799 bei Wernigerode am Wolfsberg. Im Kreise Gifhorn wurde nach brieflicher Mitteilung von Dr. Ludwig Lüders, Fallersleben,

1744 und 1777 Vieh bei Osloß von Wölfen gerissen, ebenso 1776 bei Wassensdorf im Amt Obisfelde. Die letzten Nachrichten über Wolfsjagden in den waldreichen Ämtern Sommerschenburg und Bortensleben des heutigen Kr. Hald. stammen von 1640 und 1663, aber noch 1796 machten sich die gefürchteten Raubtiere in der Umgebung von Magdeburg bemerkbar²⁰⁾. Erst dann hört die Wolfsplage in Ostfalen endgültig auf. Von den nach dem 2. Weltkriege vereinzelt über die Elbe in die Lüneburger Heide eingedrungenen Tieren, über deren Erlegung in den Tageszeitungen der letzten Jahre berichtet wurde, braucht in diesem Zusammenhange nicht mehr gesprochen zu werden, weil sie zum Bilde des einheimischen Raubwildbestands nichts mehr beizutragen vermögen.

- ¹⁾ Braunschweigisches Flurnamenarchiv des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz in der Geschäftsstelle des Vereins, Braunschweig, Mönchstr. 1.
- ²⁾ Mündliche Auskünfte von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstr. 28, aus seiner umfangreichen Sammlung braunschweigischer FIN. — Schriftliche Auskünfte von Tierarzt Dr. Albert Hansen, Eilsleben, aus seiner noch unveröffentlichten Sammlung der FIN. des Kr. Haldensleben. — Schriftliche Auskünfte aus der noch ungedruckten Dissertation über die Flurnamen des Stadtkr. Magdeburg und des Kr. Wanzleben von Werner Burghardt in Magdeburg. Diesen drei Forschern sei für ihre selbstlose und bereitwillige Hilfe auch hier noch einmal herzlichst gedankt.
- ³⁾ a) Grosse, Walther: Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen, Wernigerode 1929.
b) Lüders, Ludwig: Die Bach-, Flur-, Forst- und Wegenamen des Amtsbezirks Fallersleben (in: Unsere Heimat. Wöchentliche Beilage zur Allerzeitung 1932—1934)
c) Wieries, Richard: Geschichte des Amtes Harzburg nach seinen Forst-, Flur- und Straßennamen. 2. Aufl. Braunschweig 1937.
d) Alpers, Paul und Barnscheer, Friedrich: Celler Flurnamenbuch. Celle 1952.
- ⁴⁾ Burchard, Max: Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1935. S. 442.
- ⁵⁾ Goslarer Bürgerbuch, 1600—1647, hrsg. v. Friedr. Bonhoff. Hamburg 1925. S. 86.
- ⁶⁾ Braunschweigisches Bürger- und Gewerbeverzeichnis für das Jahr 1671. Hrsg. v. W. Spieß. Braunschweig 1942. S. 70.
- ⁷⁾ Lüders, Wilhelm: Zur Deutung der Bergnamen Lilie, Lilierkopf und Lilienberg im Gebiete des Harzes. (in: Zeitschrift des Harzvereins f. Geschichte u. Altertumskunde 65. Jahrg., 1932. S. 31—36).
- ⁸⁾ Philipps, A: Flurnamen des Forstortes Holtensen (in Northeimer Heimatblätter. Jahrg. 11, 1935. S. 28 f).
- ⁹⁾ a. a. O. wie 3 c); hier S. 122 f.)
- ¹⁰⁾ Zeitschrift des Harzvereins f. Gesch. u. Altertumskunde. 42 Jahrg., 1909, S. 138.
- ¹¹⁾ a. a. O. wie 3 a); hier S. 150.
- ¹²⁾ a. a. O. wie 3 c); hier S. 123.
- ¹³⁾ Simm, Carl: Das Amt Salder einst und jetzt. 1. Lieferung Wolfenbüttel 1896. S. 59.
- ¹⁴⁾ Tenner, Friedrich: Die Ausrottung der Wölfe im fürstlichen Amte Seesen (in: Die Spinnstube. 4. Jahrg., 1927. S. 21, 215—218).
- ¹⁵⁾ nach Käthe Mühe in ihrer handschriftlichen Flurnamensammlung von Altgandersheim im Braunschweigischen Flurnamenarchiv.
- ¹⁶⁾ Günther, Fr.: Der Harz. Hannover 1888. S. 585.
- ¹⁷⁾ Rose, Karl: Wolfsjagden im Elm (in: Elm-Zeitung vom 12. Juni 1953).
- ¹⁸⁾ nach K. Strote in der handschriftlichen Flurnamensammlung von Hohenberg im Braunschweigischen Flurnamenarchiv.
- ¹⁹⁾ a. a. O. wie 16).
- ²⁰⁾ Hecht, Richard: Die letzten Wölfe in der Heimat (in: Heimatblatt für das Land um obere Aller und Ohre vom 26. April 1935).

Vorgeschichtliche Beile als Abwehrzauber in Häusern des Stadtteils Salzgitter-Lichtenberg

Von Wolfram Forche

Im Heft 3 des Jahrganges 1936 der Braunschweigischen Heimat teilte W. Flechsig die Auffindung einer Steinaxt in einer Mauer des Viewegschen Verlagshauses in Braunschweig mit und ging dabei auf die besondere magische Bedeutung dieses Fundes ein. Wenn ich hier einige ähnliche Funde von Salzgitter-Lichtenberg bekanntgebe, so kann ich mir unter Hinweis auf jenen älteren Bericht grundsätzliche Erörterungen über Bauopfer ersparen und gleich mit der Darstellung der Fundumstände der Lichtenberger Beile beginnen. Ich danke bei dieser Gelegenheit noch einmal den Herren Dr.-Ing. K u m m e r und Landwirt P a p e n d o r f in Salzgitter-Lichtenberg dafür, daß sie die in ihrem Besitz befindlichen Beile für meine Untersuchung zur Verfügung gestellt haben.

Bei der Untersuchung einer Kellergrube auf dem Grundstück von Dr. A. Wiswedel im Winter 1952/53, über die ich in Heft 3/1955 dieser Zeitschrift eingehend berichtet habe, fand Dr.-Ing. Kummer ein unsymmetrisches Beil aus schwarzem Felsgestein (Abb. 1 b). Es lag im Schutt eines abgebrannten mittelalterlichen Hauses aus dem 13. Jh.¹⁾ Vermutlich befand es sich an irgendeiner Stelle zwischen den Dachbalken. Mit Eisen ist es in Berührung gekommen, da an einer Stelle Rost haftet.

Um gerade dieses Beil richtig beurteilen zu können, müssen wir nochmals die im vorigen Heft schon erwähnten Gefäße²⁾ und die Aschenbänder betrachten³⁾. Das Haus des 13. Jh. ist nach meiner Auffassung gemäß der Vorstellung bzw. dem Glauben seiner Bewohner auf das sorgfältigste gegen böse Kräfte in der Erde und oberhalb der Erde gesichert worden. Schon der Inhalt des Gropens und des Kugeltopfes ist bezeichnend. Feiner Sand, Kalk- und Ziegelteilchen und Holz (Holzkohle) sind die Baustoffe des Hauses. Aus dem anstehenden Baugrunde wurde etwas Kalkschlamm genommen (Schneckengehäuse), alles andere wurde dazugegan und sorgfältig vermischt, um es vermutlich als Opfer den Erdgeistern zu weihen. Von der fein verteilten Holzkohle rührt die graue Färbung der Gefäßinhalte. Die Holzkohle wurde wohl dem Herdfeuer entnommen. Sie hatte offensichtlich besondere magische Bedeutung, da sie auch zu Aschen-schüttungen verwendet wurde.

An dieser Stelle muß an den Kugeltopf im 1. Hause erinnert werden⁴⁾. Die Niederlegung von Scherben unter einem Tuffsteinblock ist auffällig. Noch mehr

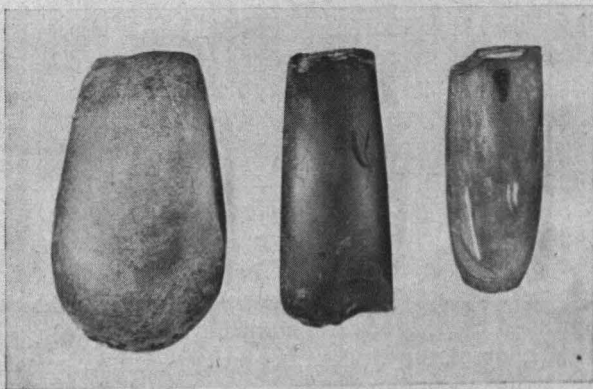


Abb. 1 a

1 b

1 c

setzt in Erstaunen, daß auch hier Holzkohle an einem bestimmten Platze vorkommt, nämlich in dem Hohlraum, den die Scherben — von Menschenhand so angeordnet — umschließen. Ohne nun Bauopfer oder magische Beziehungen konstruieren zu wollen, sei aber doch auf diese angetroffenen Verhältnisse in aller Deutlichkeit hingewiesen. Wir heutigen Menschen machen uns oft in unserem „aufgeklärten“ Zeitalter zu wenig Gedanken um die innigeren Bindungen unserer Vorfahren zur Erde und zu den Dingen überhaupt. Wir dürfen derartige Funde nicht immer nur archäologisch betrachten. Ich halte jedenfalls die Mitteilung von einwandfreien Beobachtungen für wesentlich.

Kommen wir nun zu den Aschenbändern. Die Verwendung von Asche, ihre beobachtete Ausstreuung und ihre Zuordnung zu den niedergelegten Gefäßen lassen einige Mutmaßungen zu. Ich halte es für möglich, daß die Ausstreuung von Asche, genommen von der unseren Vorfahren heiligen Herdstätte⁵⁾, die Abschirmung des Hauses nach unten zu, d. h. die Schaffung einer Bannzone gegen böse Geister, die der Erde innewohnen, bedeutete. Offenbar konnten nur der Herdasche Abwehrkräfte zugetraut werden. Es mag dabei die Vorstellung von der reinigenden Kraft des Feuers ausschlaggebend gewesen sein. An allem, was die Herdflamme gebrannt hatte, haftete kein Fluch mehr. Alle den Dingen innewohnenden bösen Kräfte waren abgetötet. Damit die Erdgeister an den Topf und den Inhalt herankonten, stellte man den Gropen unter die Aschenschicht. Als dann das Haus abbrannte, mußte das Opfer erneuert werden. Aus diesem Grunde wurde die Lehmziele aufgegraben und der Kugeltopf über den Gropen gestellt. Ein Aschenband verschloß die Eingrabung und zwei zugerichtete Kalksteine (E 4) schirmten die Stelle nebst der alten Herdasche (E 1) nach Osten ab.

Die Bedeutung des erwähnten neolithischen Beiles aus dem Brandschutt tritt erst jetzt richtig in Erscheinung. Zum Schutze des Hauses gegen Blitzschlag wurde es niedergelegt. Damit hatten sich die Bewohner — wie sie glaubten — auch gegen überirdische Mächte geschützt.

Schon W. Flechsig wies bei seinem Fund darauf hin, wie sehr überkommene Vorstellungen bis in die Neuzeit wirksam sind. So konnte ich im Hause des Landwirts K. Papendorf, Kornstraße 2, ein weiteres neolithisches Beil feststellen, dessen magische Bedeutung gut nachzuweisen ist (Abb. 1 a). Das Beil lag etwa bis 1930 in der Fensterbank des westlichen Giebelfensters, also an der Wetterseite, auf dem Boden. Die Befragung des Herrn Papendorf hatte folgendes Ergebnis: 1907/08 wohnte ein Herr Hache im Hause. Er tröstete die Kinder bei heranahendem Gewitter, indem er sagte: „Jungens, habt keine Angst, wir haben ja einen „Donnerkeil“ im Hause!“ Auf neugierige Fragen der Kinder antwortete er kurz und bestimmt, daß der „Donnerkeil“ bei Gewitter im Hause umginge, um es so vor Unbilden zu schützen. Der Herr Hache verstarb um 1910 in Lichtenberg. Bis dahin hatten die Kinder den „Donnerkeil“ noch nicht zu Gesicht bekommen. Er wurde erst um 1930 von Herrn Papendorf an der bezeichneten Stelle gefunden.

Ein drittes neolithisches Beil fand ich während des Umbaus des Hauses von Tischlermeister W. Bode, Kornstraße 18 (Abb. 1 c). Es lag im Bruchsteinfundament an der Ostseite des Hauses, unmittelbar unter dem Schwellbalken. Ebenso wie die Axt aus Braunschweig muß es in einem Hohlraum gelegen haben, da kein Mörtel anhaftete. Das Haus wurde um 1850 gebaut, nachdem man das alte Haus niedergerissen hatte. Vielleicht wurde damals das Beil im alten Hause gefunden und in das neue Haus übernommen.

Alle beschriebenen Fundgegenstände, auch die vom Grundstück des Dr. A. Wiswedel, traten an der Kornstraße auf. Es mag dies ein Zufall sein, vielleicht aber auch nicht. Entlang der Kornstraße befindet sich ein ausgedehnter Quellhorizont⁶⁾ mit zahlreichen verlandeten Teichen. Hoher Grundwasserstand zieht leicht den Blitz an. Die Sorge um den Bestand des Hauses ist dort zweifellos größer, wo schon oft der Blitz Schaden anrichtete. So mag die Häufung von Funden mit magischer Bedeutung in der Kornstraße auf diese Verhältnisse mit zurückzuführen sein. Abschließend sei bemerkt, daß die neolithischen Beile als solche uns auch etwas aussagen über die Besiedlung der Lichtenberge in der Jungsteinzeit. Noch kennen wir erst eine neolithische Siedlung. Sie liegt bei den Quellen an der oberen Sukopsmühle. Ich fand dort dreißig Scherben, deren Zugehörigkeit zu einer der Steinzeitkulturen aber noch nicht feststeht. Noch manche Siedlung wird verborgen in den Wäldern liegen. So fand z. B. Herr Revierförster Niens aus Osterlinde kürzlich auf einem Reviergange in einer Schonung auf der Hohen Warte ein jungsteinzeitliches Beil.

¹⁾ W. Forche, Mittelalterliche Haus- und Gefäßfunde in Salzgitter-Lichtenberg (Braunschweigische Heimat Heft 3, 1955, S. 74, Abb. 2, Punkt Ed).

²⁾ a. a. O. S. 74, Abb. 2, Punkt Ea u. Eb.

³⁾ a. a. O. S. 74, Abb. 2, E 1.

⁴⁾ a. a. O. S. 73, Abb. 1.

⁵⁾ W. Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. Weimar. Volksausgabe 1941, S. 75.

⁶⁾ a. a. O. wie ¹⁾ S. 72.

Die Särge in den Gräften des Braunschweiger Domes

Von H.-A. S c h u l t z

Da in letzter Zeit wiederholt Unklarheiten über die Särge in den Gräften unter dem Chor und unter der Sakristei des Braunschweiger Domes auftraten, war es erforderlich, erneut eine Bestimmung der Särge nach der jetzigen Reihenfolge (Stand 1. 4. 1956) vorzunehmen. Als Grundlage dienten die gedruckten Aufstellungen bei J. A. H. S c h m i d t, *Inscriptionum Sepulcralium Serenissimorum Principum ac Ducum Brunsvica Luneburgensium... Brunsvigae 1797*, bei Fr. G ö r g e s, *Der von Heinrich dem Löwen... erbaute Sanct Blasius Dom zu Braunschweig... wie auch die Erbbegräbnisse... Braunschweig 1820 und 1834* (dritte ganz umgearb. Aufl.), C. S t e i n m a n n, *Die Grabstätten der Fürsten des Welfenhauses... Braunschweig 1885*.

In der Gruft unter dem Chor, seit 1681 Erbbegräbnis, stehen 24 Särge, von denen 20 einwandfrei durch ihre Aufschriften, Wappen, Monogramme oder aber frühere Beschreibungen und 4 Särge nur unter großem Vorbehalt nach recht unklaren Mitteilungen erkannt werden konnten.

Die zweite Gruft unter der jetzigen Sakristei weist 28 Särge auf, von denen 22 eindeutig, die übrigen 6 nur andeutungsweise zu bestimmen waren.

Die nachfolgende Übersicht vermittelt an Hand eines Planes die jetzige Aufstellung der Särge mit einer kurzen, aber notwendigen Darstellung ihrer Art und ihrer Kennzeichen.

Abkürzungen: neue Nr. — Nr. der jetzigen Reihenfolge (Stand 1. 4. 1956) (siehe Plan).

Sch. — Nr. in der Aufstellung bei J. A. H. Schmidt, Inscriptionum Sepulcralium ... 1797

Gö. 1820 — Nr. in der Aufstellung bei Fr. Görges, Der v. Heinrich d. L. ... erbaute St. Blasius-Dom, 2. Aufl. 1820

Gö. 1834 — Nr. in der Aufstellung bei Fr. Görges, Der v. Heinrich d. L. ... erbaute St. Blasius-Dom, 3. umgearb. Auflage 1834

St. — Nr. in der Aufstellung bei C. Steinmann, Die Grabstätten d. Welfen 1885

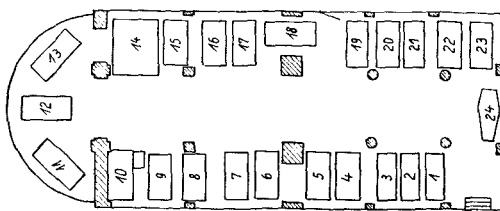
Os. — Oberseite des Sarges

Ft. — Fußteil des Sarges

Lgs. — Längsseiten des Sarges

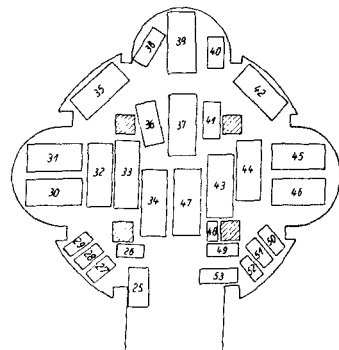
Kt. — Kopfteil des Sarges

Die Texte der Inschriften sind nicht bes. aufgeführt, da sie leicht bei J. A. H. Schmidt oder bei Fr. Görges nachgelesen werden können.



Gruft unter Chor

Die Namen der nur andeutungsweise zu bestimmenden Toten sind in Fraktur gesetzt worden.



Gruft unter Sakristei

A. Gruft unter Chor

Neue Nr.	Sch.	Gö. 1820	Gö. 1834	St.	Name	Art des Sarges	Kennzeichen des Sarges
1	—	—	—	S. 368	Wilhelm (1806—1884)	Holzarg	mit schwarzem Samt bezogen, silb. Borden u. Rosetten, an Längsseiten statt Griffe eiserne Stangen durchgehend
2	4	28	30	4	Ferdinand Albrecht I. (1636—1687)	Zinnsarg	Os. Kruzifix u. Inschrift Lgs. Inschriften an beiden Seiten Ft. Mecklenburg. Wappen Kt. Braunsch. Wappen
3	5	27	29	5	Christina (Gem. v. 2) (1648—1702)	Zinnsarg	Os. Kruzifix u. Inschrift Lgs. je 2 bibl. Sprüche an Ober- u. Unterteil Ft. Pfalzgräfl. Zweibrück. Wappen Kt. Eschweger Wappen
4	21	25	27	21	Eleonore Charlotte (Gem. v. 5; 1686—1748)	Zinnsarg	Os. Kruzifix u. Inschrift Lgs. Verzierungen u. Inschriften Ft. Wappen Kt. Wappen
5	19	26	28	19	Ernst Ferdinand (1682—1746)	Zinnsarg	Os. Kruzifix, Inschrift, Kissen mit Krone Lgs. Verzierungen mit bibl. Sprüchen Ft. Monogramm EF, darüber Krone Kt. Braunsch. Wappen
6	32	24	26	33	August Wilhelm (1715—1781)	Holzarg (bei Diebstahl 1811 erbrochen)	schlicht, mit schwarzem Samt bezogen, mit Silberborden besetzt Os. schlicht Lgs. Verzierungen, silb. Blumen, je 3 Griffe am Unterteil Ft. Braunsch. Wappen, darunter Griff Kt. Monogr. A W u. Krone, dar. Griff

Neue Nr.	Sch.	Gö. 1820	Gö. 1834	St.	Name	Art des Sarges	Kennzeichen des Sarges
7	6	33	35	6	August Ferdinand (1677—1704)	Zinnsarg	Os. Kruzifix, lange Inschrift Lgs. je 2 Bibelsprüche an Ober- u. Unterteil Ft. Hessisches Wappen Kt. Braunsch. Wappen
8	7	35	37	8	Heinrich Ferdinand (1684—1707)	Zinnsarg	Os. Kruzifix, lange Inschrift Lgs. je 2 Bibelsprüche an Ober- u. Unterteil Ft. Hessisches Wappen Kt. Braunsch. Wappen
9	33	6	8	35	Maximilian Julius Leopold (1752—1785)	Holz-sarg (silb. Herz- kapsel 1811 b Diebstahl ge- raubt)	aus Nußbaum, m. Silberblech beschlagen, im ganzen einfach Os. ohne Verzierung Lgs. Verzier.-Silberbeschlag, je 5 Griffe am Unterteil Ft. Wappen, darunter 1 Griff Kt. M.J.L. H.v. Bu.L. dar. Wellen u. 1 Griff
10	34	36	38	17	Albrecht (1725—1745)	Sarkophag v. Marmor u. Alabaster (darin 1 Holz-sarg)	Holz-sarg mit Samt überzogen, mit Borden besetzt, an Vorderseite des Sarkophages - Braunsch. Wappen, Löwenhaut deckt die Oberseite
11	35	41	43	37	Ferdinand (1721—1792)	Holz-sarg	aus Eichenholz, in Oberseite d. Sarges 2 kreisrunde Luftlöcher, Oberdeckel vermut- lich mit Schloß versehen, zu welchem der Verstorbene den Schlüssel in der Hand halten soll Os. hölzerne Galerie-Verzier., Kruzifix Lgs. je 5 Griffe an Unterteil Ft. u. Kt. Inschriften
12		1	1	42	Friedrich Wilhelm (1771—1815)	Holz-sarg	aus Eichenholz, mit schwarzem Samt be- zogen, mit Silberborden besetzt, mit Blei ausgeschlagen Os. Kreuz aus Silberborde Lgs. an Oberteil - Schrift (s. Görges 1820, S. 71), an Unterteil - je 4 Griffe Ft. Monogramm unter Krone, dar. Griff Kt. Schrift
13		2	2	40	Carl Wilh. Ferdinand (1735—1806)	Holz-sarg	aus Eichenholz, mit schwarzem Samt be- zogen, ehem. besetzt mit Silberfransen, Krepinen u. Borden Os. schlicht Lgs. Oberteil schlicht, Unterteil 4 Griffe Ft. Monogr. in Eichenkranz, dar. 1 Griff Kt. schlicht Herz in silberner Herzkapsel, Inschrift (Text s. b. Görges, 1820, S. 81), auf schwar- zem Samtkissen
14	17/18	18/19	20/21	13/26	Ferdinand Albrecht II. (1680—1735) u. Gemahlin Antoinette Amalie 1696—1762)	Gr. Sarko- phag aus Kupfer dar. 2 Särge)	Os. Kruzifix u. lange Inschrift Lgs. je 4 bibl. Sprüche, Verzier. vergoldet Ft. Monogr. (verschlungene Anfangsbuch- staben, dar. Krone, viele Verzier. Kt. Gr. Br. Wappen, m. Waffen umgeben

Neue Nr.	Sch.	Gö. 1820	Gö. 1834	St.	Name	Art des Sarges	Kennzeichen des Sarges
15	27	8	10	31	Wilhelm Adolph (1745—1770)	Holzarg (Herzkapsel 1811 gest.)	mit schwarzem Samt überzogen, schlicht, mit Silberborden besetzt Os. schlicht Lgs. je 4 Griffe Ft. u. Kt. je 1 Griff
16	34	38	40	36	Ludwig Ernst (1718—1788)	Holzarg	Groß, m. rot. Samt überz., m. Borden bes. Os. Hölz. zerbr. Galerie, Kreuz a. Borden Lgs. je 4 Griffe an Untert., Obert. schlicht Ft. u. Kt. je 1 Griff früher auf Sarg - Vase, schwarz lackiert mit dem Herzen v. ungewönl. Größe
17	23	42	44	23	Friedrich Franz (1732—1758)	Zinnsarg (Herz. Ferd. ließ ihn an- fertigen)	Os. Kruzifix, Galerie Lgs. je 3 Bibelsprüche an Oberteil, Verz. an Unterteil je 4 Griffe u. Verzier. Ft. Monogramm unter Krone Kt. Wappen
18	24	9	11	25	Albrecht Heinrich (1742—1761)	Holzarg	mit schwarzem Samt bezogen, Silberbord. Os. Kreuz aus Borde Lgs. schlicht, je 4 Griffe am Unterteil Ft. u. Kt. schlicht, je 1 Griff jetzt auf Sarg: Herzkapsel auf schwarzem Samtkissen
19	20	22	24	20	Georg Ludw. Friedrich (1721—1747)	Zinnsarg	erst 1765 angefertigt Os. Kruzifix, Inschrift, Krone auf Kissen Lgs. je 2 bibl. Sprüche, Verzierungen Ft. unten Curländ. Wappen Kt. Br. Wappen mit Krone darüber.
20	31	10	12	38	Philippine Charlotte (1716—1801)	Holzarg (bei Diebst. 1811 erbroch.)	mit schwarz. Samt bezog., Silberborden Os. Kreuz aus Silberborden entfernt Lgs. oben schlicht, unten je 4 Griffe Ft. u. Kt. je 1 Griff
21		11	13	32	Carl I. (1713—1780)	Holzarg (Silberfrans. 1811 abge- schnitten)	genau wie 20, auf Oberseite steht Herzvase
22	8	34	36	7	Ferdinand Christian (1682—1706)	Zinnsarg	Os. Kruzifix u. lange Inschrift Lgs. je 2 Bibelsprüche oben und unten Ft. Hessisches Wappen Kt. Braunsch. Wappen
23	26	21	23	28	Friedrich Georg (1723—1766)	Zinnsarg	Os. Kruzifix, Inschrift, Krone auf Kissen Lgs. je 2 Bibelsprüche auf Oberteil, unten Verzierungen Ft. Wappen unter Krone Kt. Wappen
24		58	3	44	Caroline Amalie Elisabeth (1768—1821)	Holzarg (engl. Form)	d. h. eigtl. 3 Särge: innen - Cedernholz, mittl. - Zinn, äußere - Mahagoniholz, schön gearbeitet, mit rotem Samt überzogen, auf Oberseite - königl. Krone, silb. Platte mit Inschrift Lgs. Verzierungen u. je 3 Griffe Ft. u. Kt. Verzierung u. je 1 Griff

B. Gruft unter Sakristei

Neue Nr.	Sch.	Gö. 1820	Gö. 1834	St.	Name	Art des Sarges	Kennzeichen des Sarges
25	15	15	17	11	Friedrich Wilhelm (1731—1732)	Kindersarg aus Zinn	Os. Kruzifix, ovale Schrifttafel Lgs. Verzierungen, Schrift Ft. Monogramm, darüber Krone Kt. Braunsch. Wappen
26	3	29	31	3	Claudia Eleonore (1675—1676)	Kindersarg aus Zinn	Os. Schrift zwischen Engelköpfen a. Rand Lgs. schlicht, in Ecken - Engelsköpfe Ft. Hess. Wappen, Unterteil je 2 Löwenköpfe mit Griffen Kt. Braunsch. Wappen
27	14	52	54	6 S.44	Friedrich August (1726—1729)	Kindersarg aus Zinn	Os. Schrift Lgs. a. Untert. je 3 Löwenköpfe m. Griffen Ft. Schrift, Verzierung Kt. Braunsch. Wappen
28	13	50	52	4 S.44	Amalia Christina (1724—1726)	Kindersarg aus Zinn	Os. Schrift Lgs. am Untert. 3 Löwenköpfe m. Griffen Ft. Schrift, Verzier., Frauenbild m. Kreuz Kt. Braunsch. Wappen
29	16	53	55	7 S.44	Johann Anton (1731—1732)	Kindersarg aus Zinn	Os. Kruzifix, Schrift Lgs. Oberteil - Verzierungen Unterteil nur Verzier., keine Griffe Ft. Monogramm u. herzogl. Krone Kt. Braunsch. Wappen
30		44	46	O.Nr. S.45	Ferdinand Gustav Wilhelm Prinz v. Hess.-Darmst. (1791—1806)	Holz-sarg	mit schw. Samt bez., m. Silberborden bes. Os. schlicht Lgs. Unterteil je 3 Griffe Ft. ovale Taf. m. GP v HD, unten 1 Griff
31		43	45	O.Nr. S.45	Wilhelm V. († 1806) Fürst v. Nassau-Oran.	Holz-sarg (silb. Herzkapsel bei Diebst. 1811 gestohlen)	mit schw. Samt bez., m. Silberborden bes. Os. schlicht, mit Silberbordenkreuz Lgs. oben schlicht, unten je 4 Griffe Ft. ovales Schild W v O Kt. Wappen 1911 bei Diebstahl geraubt
32	9	32	34	9	Sophie Eleonore (1674—1711)	Zinnsarg	Os. Kruzifix, lange Schrift Lgs. an Ober- u. Untert. je 2 bibl. Sprüche Ft. Hessisches Wappen Kt. Braunsch. Wappen
33		5	7	41	Auguste Dorothee (1749—1810)	Holz-sarg	v. ungewöhnl. Größe, m. schw. Samt bez., mit Goldfransen u. Borden besetzt Os. schlicht, mit Bordenkreuz Lgs. schlicht, unten je 5 Griffe m. Verzier. Ft. u. Kt. unleserl. Wappensch., unten je 2 Griffe
34		54	57	S.46	Johann Georg von Stauf († 1673)	Bleisarg (üb. Öffnung d. Sarges u. Aussehen d. Tot. s. Görg. 1820 S. 110-11)	Os. Schrift Lgs. Verzier., je 3 Löwenk. mit Ringen Ft. oben u. unten je 1 Löwenkopf Kt. oben Löwenkopf, unten Wappen
35		3	6	39	Carl Georg August (1766—1806)	Holz-sarg (bei Diebst. stark beraubt)	aus Eichenholz, m. schw. Samt bezogen Os. schlicht Lgs. schlicht, unten je 4 Griffe Ft. Monogr. C G A unt. Krone, unt. Griff Kt. oben schlicht, unten 1 Griff

Neue Nr.	Sch.	Gö. 1820	Gö. 1834	St.	Name	Art des Sarges	Kennzeichen des Sarges
36		13	15	36	Christian Ludwig (?) (1738—1742)	Kindersarg aus Holz	mit schwarzem Samt bezogen Os. schlicht, mit Kreuz Lgs. oben schlicht, unten je 2 Griffe Ft. u. Kt. oben schlicht, unten 1 Griff
37				S. 45/46	Philipp Ludwig Probst von Wendhausen († 1718)	Steinsarg (Kopfteil aufgebr.)	Os. Schrift, Wappen Lgs. glatt Ft. u. Kt. ebenfalls glatt
38		12	14	16	Ludowife Friederike (?) (1743—1744)	Kindersarg aus Holz	m. schw. Samt bez., m. Silberbord. bes. Os. schlicht, vielleicht ehem. Bordenkr. Lgs. schlicht, unten je 2 Griffe Ft. u. Kt. oben schlicht, unten 1 Griff
39	25	40	42	29	Christine Charlotte Ludowike (1726—1766)	Zinnsarg (Herz. Ferd. ließ ihn anfertigen)	Os. Kruzifix, Kissen mit Krone Lgs. oben je 3 Engelsköpfe mit Girlanden, unten je 3 bibl. Sprüche, 4 Löwenk. Ft. Monogramm mit Krone darüber Kt. Wappen
40	12	51	53	Nr. 5 S. 44	Carl Wilhelm (1725—1725, 1/4 Jahr alt)	Kindersarg aus Zinn	Os. Kruzifix, Schrift Lgs. ob. schlicht, unt. 3 Löwenk. m. Ringen Ft. Schrift, Verzierungen (Rosenstock) Kt. Braunschw. Wappen
41	28	4	5	34	Amalie Charlotte Ludowife Dorothee († 1773)	Kindersarg aus Holz	m. schw. Samt überz., m. Silberbord. bes. Os. schlicht mit Bordenkreuz Lgs. schlicht, je 2 Griffe Ft u. Kt. schlicht
42			4	43	August (1770—1820)	Holz-sarg	m. schw. Samt bez., m. Silberb. u. Fr. bes. Os. schlicht mit Bordenkreuz Lgs. oben schlicht, unten 4 Griffe Ft. Monogr. unter Krone, unten Griff Kt. oben schlicht, unten 1 Griff Kapsel f. Herz, silb., m. Monogr. u. Inschr.
43	30	39	41	30	Therese Natalie (1728—1778)	Zinnsarg v. Herz. Ferd. anfertigen lassen)	Os. Kruzifix, Verz., Kiss. m. Krone (Zinn) Lgs. oben je 3 Engelsköpfe m. Girlanden, unten je 3 Schriftaf. m. 4 Löwenköpf. Ft. Wappen unter Krone Kt. Wappen
44	29	23	25	27	Friederike Albertine (1719—1772)	Holz-sarg	m. schw. Samt bez., m. silb. Borden bes. Os. schlicht mit Bordenkreuz Lgs. oben schlicht, unten je 4 Griffe Ft. oben Monogramm, unten Griff Kt. oben schlicht, unten Griff
45				S. 46	Henriette Friederike Luise v. Hartefeld († 1806)	Holz-sarg (silb. Borden b. Diebst. entwendet)	m. schw. Samt bez., m. Silberborde bes. Os. schlicht, mit Bordenkreuz Lgs. oben schlicht, unten je 3 Griffe Ft. u. Kt. oben nichts, unten 1 Griff (silb. Borden bei Diebstahl entwendet)
46	22	20	22	22	Maria Anna (1728—1754)	Zinnsarg	Os. Kruzifix, Schrifttaf. m. Verz., Kiss. m. Krone (Zinn) Lgs. ob. je 2 Taf. m. bibl. Spr., unt. Verz. Ft. Wappen unter Krone Kt. Wappen

Neue Nr.	Sch.	Gö. 1820	Gö. 1834	St.	Name	Art des Sarges	Kennzeichen des Sarges
47		7	9	24	Friederike Wilhelmine (1748—1758)	Holzsarg (Schrifttafel abgerissen)	m. schw. Samt überz., m. Silberborde bes. Os. schlicht, mit Bordenkreuz Lgs. oben schlicht, unten je 4 Griffe Ft. Schrifttafel fehlt, unten 1 Griff Kt. Schrifttafel fehlt, unten 1 Griff
48	1	31	33	1 S.30	Leopold Carl (1670. 1/4 Jahr alt)	Kindersarg aus Zinn	Os. Schrift Lgs. ob. schlicht, unt. je 1 Löwenk. i. d. M. Ft. Hessische Wappen Kt. Braunschw. Wappen
49	2	30	32	2 S.30	Friedrich Albrecht (1672—1673)	Kindersarg aus Zinn	Os. Schrift Lgs. ob. schlicht, unt. 2 Löwenköpfe m. Gr. Ft. Hessisches Wappen Kt. Braunschw. Wappen
50	10	16	18	10	August oder August Wilhelm (1719—1720)	Kindersarg aus Zinn	Os. zerbr. Kruzifix, Schrift Lgs. ob. i. d. Mitte 1 Engelskopf, daneben 2 Schrifttaf., unten nur Verzierungen Ft. Verzierungen Kt. Braunschw. Wappen
51		14	16	14	Georg Franz (?) (1736—1737)	Kindersarg aus Holz	m. schw. Samt überz., m. Borde besetzt Os. schlicht, mit Bordenkreuz Lgs. oben schlicht, unten je 2 Griffe Ft. u. Kt. oben schlicht, unten je 1 Griff
52	11	49	51	—	Ernestine († 1721)	Kindersarg aus Zinn	Os. Kruzifix, Verzierung Lgs. oben u. unten Verzierungen Ft. silberne Schrifttafel Kt. Braunschw. Wappen
53		17	19	12	(?) (Prinz) († 1733)	Kindersarg aus Zinn	Os. Kruzifix, Schrift Lgs. je 1 bibl. Spruch, Verzierungen Ft. Verzierungen Kt. Wappen

August Hermann, der ostfälische Turnvater und Mundartdichter

Von Wolfgang Schlegel

Noch gern erinnere ich mich daran, wie mir mein Schulfreund aus August Hermanns Sing- und Tonstücken vorspielte. Er hatte sie durch seinen Vater, der Turnlehrer in Holzminden war, kennengelernt. Wie begeistert konnte aber auch der alte Herr von seinem Seminarlehrer, dem Braunschweiger Turninspektor, kurz „der alte Hermann“ genannt, erzählen, und mit welcher Freude las er uns aus dem Büchlein mit den plattdeutschen Gedichten vor! Noch höre ich ihn in meiner Erinnerung die Geschichte von „Klumbumbus“ vortragen, der so viel Kunststücke verstand und sogar Amerika entdeckte, wie es Hermann einem alten Scherze nachgedichtet hat. Wie schon der Humor im reinen Klange des ulkigen Namens steckt!

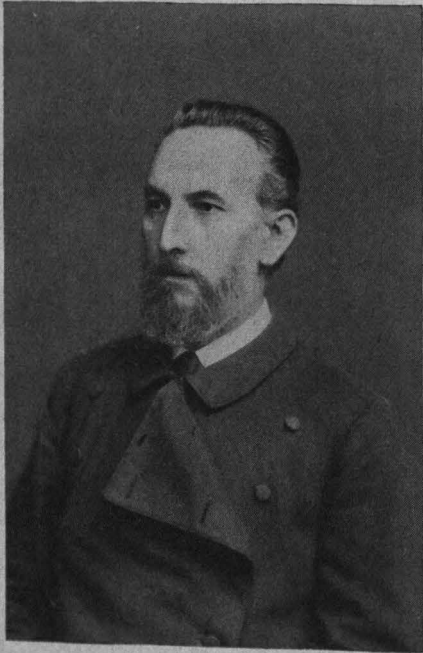
„t was mal en Minsche, un dei heit
Klumbumbus. Wem dat noch nich weit,
Den is't hiemidde nu 'eseggt.
Kunststücke make dei nicht slecht ...

so beginnt es. Als er dann schließlich in der Neuen Welt landet, ergibt sich ein drolliger Dialog:

„Gu'n Dag ok“ sä Klumbumbus da;
 Is dat hier nich Amerika?“
 De Swarten säen glieks ok „Ja“!
 „Sind jü denn Negers?“ hei nun fröggt.
 „Dat sind wi“, sau'n ol Swarten seggt.
 „Denn bist du wol Klumbumbus, wat?“

„Stimmt“, sä Klumbumbus, „markt jü wat?“
 „Gott's Dunnerslag“ de Swarten schriet,
 De groten Ogen riet se wit,
 Dat Snutentüg se scheiwe trecket:
 „Denn helpt dat nich, wi sind entdecket!“

Als ich viele Jahre später durch das Studium seines Nachlasses und durch Erzählungen aus seiner Verwandtschaft (eine Tochter, Frau Else Neurath, lebt heute noch in Braunschweig), eine wirkliche Vorstellung seines Wesens erhielt, konnte ich ermessen, welche Bedeutung dieser Mann über seine Heimat und über seine Zeit hinaus gehabt hat. Seine äußere Erscheinung wirkt selbst noch durch die Fotografie imponierend. Er war ein großer, kräftiger und kerniger Nieder-



August Hermann

sachse, dessen Willenskraft, die sich allerdings bis zur eigenwilligen Beharrlichkeit steigern konnte, aus seinem klaren Blick herausleuchtete. Seine hohe Turnergestalt, die im Alter etwas gebeugt war, und sein prachtvoller hochstirniger Schädel machten ihn zu einer eindrucksvollen Erscheinung, die heute noch bis in seine Ur-Enkel familienprägend wirkt.

August Hermann wurde am 14. September 1835 in Lehre (Kr. Braunschweig) geboren, wo sein Vater Kantor und Lehrer war. Das Dorfleben hat seine Kindheit geprägt, und so hat er die Liebe zum Lande zeitlebens bewahrt. Über Volks- und Realschule kam er zum Lehrer-Seminar in Wolfenbüttel. Dort wurde er durch die Turngemeinde der „Großen Schule“ zu einem eifrigen Turner im Jahn'schen Sinne, was ja in jenen Jahren der Reaktion durchaus als ein Politikum gelten mußte. Auf Betreiben des Braunschweiger Arztes Dr. Reck schickte man ihn als ganz jungen Lehrer zu einem Turnlehrerkursus nach Dresden, wo-

durch er die Grundlagen zu seinem jahrzehntelangen Wirken als Turnlehrer in Braunschweig erhielt. Er gab zunächst Turnunterricht am Seminar und an einer privaten Mädchenschule, später am Martino-Katharineum, am Neuen Gymnasium und an mehreren anderen Schulen in Braunschweig und Wolfenbüttel. Dabei erstrebte er vor allem ein natürliches, mit Musik verbundenes Turnen und Spielen und war ein Gegner reiner Muskelübungen. Es ist geradezu erstaunlich, wie vielseitig er auf diesem Gebiete tätig war, ob es sich um die zweckmäßige Gestaltung von Schulumöbel oder die Einrichtung von Turnhallen, um die Errichtung von Spiel- und Sportplätzen oder Schwimmanstalten handelte oder gar um eine große Eisbahn — für alles trat er mit gleicher Zähigkeit, oft auch in derber oder gar grober Form ein, denn er konnte ein durchaus streitbarer Mann sein. Um seine Ansichten durchzusetzen, griff er in Zeitungen, Zeitschriften und

Büchern immer wieder zur Feder. So entstanden u. a. „Fest im Takt. Leichte Tonstücke, Sing- und Tanzweisen zum Gebrauch beim Turnunterricht“ (1894), „Handbuch der Bewegungsspiele für Mädchen“ (1901) und „Ratgeber zur Einführung der Volks- und Jugendspiele“ (1905 bereits in 5. Aufl.). Kaum wird heute in der Zeit des Fußball-Totos jemand wissen, daß er zusammen mit seinem Freunde und Kollegen Prof. Koch den ersten Fußball aus England kommen ließ und ihn unter seine Schüler warf! Alle diese Verdienste wurden anerkannt durch seine Berufung in den Vorstand des „Zentralausschusses zur Förderung von Volks- und Jugendspielen“. Eins der bedeutendsten dieser Verdienste ist die Einrichtung der Braunschweiger Sedanspiele. Sie nahmen in jener Zeit nationaler Gedenktage in ganz Deutschland eine Sonderstellung ein, weil es hier gelang, eine solche Feier aus der Schablone des üblichen Patriotismus in die Ebene eines wirklichen Volksfestes hinüberzuretten.

In dieser Schöpfung kamen Hermanns Grundzüge zum Ausdruck: das volkstümliche und das sportlich-türnerische Spiel. Volkstum und Spiel — wollen wir in diesen Begriffen in ihrer weitesten Bedeutung seine Grundhaltung kennzeichnen, so haben wir den Schlüssel für sein gesamtes berufliches und nebenberufliches Schaffen. Daß er ein vielbeschäftigter Mann war, der seinen Beruf weit über seine Amtspflichten hinaus ernst nahm, habe ich angedeutet. Wie er es aber schaffen konnte, darüber hinaus noch als ein Gelegenheitsdichter in Vereinen, Klubs und Schulen zu allen festlichen Gelegenheiten Gedichte und Theaterstücke zu schreiben und sie einzuüben und sogar mitzuspielen, wie er daneben noch Zeit fand, sich in geselligen Vereinigungen an mehreren Abenden einer gemütvoll-heiteren Geselligkeit hinzugeben, das vermögen wir Heutigen, die wir über Überlastung und Zeitmangel klagen, kaum zu fassen!

Bei all diesem unermüdlichen Tätigsein war er auch ein wirklicher Dichter. Von seinen vielen hochdeutschen Dichtungen stand eine früher in meinem Volksschul-Lesebuch: „Wenn's letzte Blümlein ausgeblüht / Und Schnee und Frost die Welt durchzieht: / Dann naht für uns die schönste Zeit / Die freudenreiche Weihnachtszeit.“ Was aber in der Hochsprache noch ans Epigonenhafte des 19. Jahrhunderts grenzen könnte, das ist zu wirklicher Einmaligkeit der Aussage Gestalt geworden in seinen plattdeutschen Gedichten! Wilhelm Börker hat in einer Würdigung zu Hermanns 100. Geburtstag¹⁾ darauf hingewiesen, daß es wenig plattdeutsche Dichtung aus dem Braunschweiger Raum gibt und daß seinerzeit, als Braunschweig sich anschickte, zu einer Großstadt zu werden, das Plattdeutsche gar nicht gepflegt wurde, ja, Gefahr lief, der Verachtung zu verfallen. Für Hermann war aber das Mundartliche, wie er es aus seiner dörflichen Heimat kannte, keine witzige Form der Unterhaltung, sondern echtes Lebens-element, aus der er seine innere Kraft zog. Das wird deutlich, wenn wir an die „Buernschaft im Kreyenfelde“ erinnern, eine gesellige Vereinigung, in die auch bald der aus Stuttgart heimkehrende Wilhelm Raabe hereingezogen wurde²⁾. Diese Freundschaft mit Raabe hielt das ganze Leben hindurch an. In der berühmten Ecke in Herbsts Weinstuben saß er mit Bohnsack und Raabe und anderen engeren Freunden zusammen. Raabe war der Mittelpunkt dieser geselligen Zusammenkünfte, ihm widmete er sein 1891 bei der Hofbuchhandlung Wagner erschienenen Büchlein „Erenst un Snack — en lüttjen Pack.“ Die darin gesammelten Gedichte sind ihm nicht nur aus der allerdings immer recht gewandten Feder geflossen, sondern sie sind vom Herzen diktiert. Das beweisen neben den humor-

vollen besonders die ernsten und zarten unter ihnen. Wenn die neuere Literaturwissenschaft die „Ursprünglichkeit“ als ein Kriterium echter und wertvoller Dichtung einsetzt, so kann dieser Begriff hier auf Hermann als Mundartdichter zu Recht angewandt werden: ein schönes Beispiel für die seelische und charakterliche Formkraft niederdeutscher Sprache!

Nicht zuletzt aber gehört zu diesen Charakterwerten des Niederdeutschen der Humor als Kraft zur Lebensbewältigung. Er reicht bei dem fest und sicher auf dem heimatlichen Boden stehenden Turninspektor gewiß nicht so ins Tragische wie bei seinem verehrten Freunde Wilhelm Raabe. Aber daß er den Geist einer lächelnden Lebensüberwindung gekannt und geübt hat, zeigt seine Hinwendung zu dem großen niederdeutschen Schalk Till Eulenspiegel. Hermann hat eine Kartenserie mit den alten Holzschnitten aus dem Volksbuch herausgegeben und sie mit plattdeutschen Versen versehen³⁾, ja, in einem Festspiel läßt er an erster Stelle den Narren auftreten und — mit Bleistift an den Rand geschrieben finden wir als Darsteller notiert: A. Hermann! So sehr war ihm der Humor wirkliches Lebenselement.

¹⁾ In: Braunschweigische Heimat 1935, 8.

²⁾ Vgl. dazu ausführlicher meine Aufsätze „Der Feuchte Pinsel“ in: Raabekalender 1948 und „August Hermann“ in: Niedersächsischer Heimatkalender 1949.

³⁾ Leider besitze ich davon nur noch zwei Karten. Hier sei die Bitte an alle Leser ausgesprochen, mir etwa vorhandenes Material, das für den Nachlaß A. H.'s Bedeutung haben könnte, bekanntzugeben.

Ut mine Kinderjahre

Von Albert Hosenhien

II. Olle Jebräuche, Äwerglauben, Relljoon un Vorwandschaft

Olle Sitten un besondere Jebräuche jaf et in mine Jugend in unse Jejend kaum noch. Von F a s s e l ä b e n d wett ick bloß noch, dat es morjens Wost mit nā Schaule jaf, äwer ok nich mehr bi alle. Süß jaf et mehrst bloß 'ne Botter- oder Smaltstulle, un en pār Mål hāltē Rainholt un ick uns dātau haimlich en Kese ut de Spisekāmē. O s t e r f ü e r wār woll noch, äwer nich mehr als Fest. Et wār aijentlich bloß noch 'ne Jelejenhait, dat jeder all dat dröje Krām ut 'en Gāren los word, wat 'e nich kaputt hacken konne. Von W i e n a c h t e n kann ick nist Besonderes vortellen. S i l w e s t e r froih, wenn et noch düster wār, sunge de Kinder unne. Äwer de Buerjungens jungen dā nich mit. De Kinder sunge mehrst mit en laierijen Ton, nich mit de Kerchenmelodie, den ersten Vers von „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich“. Jeder kraich en Pennich. Wer „Vadder“ wār, dat hett, wu ainder von unse Familije Vadder estāhn harre, kraich 50 Pennich. Abends sunge de Knechte.

In'n W i n t e r, wenn Snai lach, wār ick allmählich immer mehr midden mank. Wi laipen ohne Mantel, äwer mit jeknüttete Fuusthanschen. Bloß ick konne nich sau dulle Snaibälle smiten wie de andern. Wi harren en grotē Slicker (Schlitten), wu mehr Kinder droppjunge. un Rainholt spanne en pār Mål en Ossen vor und karjole mit uns in't Dorp rum. In aine Strāte, Būrijes Barch, wu kaine Wāgens foierten, kunnen wi slickern un glissen op hōlten Tüffeln, bet et düster wār. De Tüffeln worr'n dābie sau dünne wie Zijarrenkistenbredder, bet se broken. Wenn wi los glisseten, raipen wi, dat de Bāhne frie wār, „Bāhne! Friedrich Hāhne!“ Wi raipen sau, denn dat klung sau schön, un frange nich, wer dat oppebrocht harre. Denn in unse Dorp jaf et sennen Nāmen nich. Slittschau harrn dāmals bi uns noch kaum wecke. Denn unse Pārdiek op 'en Anger wār man klain, un de Rōten dahinder ok, un unse

Olwe (Bach Olve), dee bloß zwanzich Minuten wiet von Druxbardi (Druxberge) kam, harre wennich Wäter, un selten word in'n Winter de Diekwiesche davon vull.

Von „Äwerglauben“ is mick nist mehr arinnerlich, bloß sauwat, dat man woll an'n Döndersdach nich frien dät oder dat man sick vor de Zahl 13 in Adit nehmen moßte oder dat ainder dat Vaik oder de Rose oder Fratten (Warzen) an Hännne oder in't Jesidite bespreken konne. Von'n Dood heww' ick als Kind bloß zweemål wat espüürt. Ainmål wår en Meken ut de „klaine Schaule“ storben, un wi säten denn dā alle in de Klasse mindestens 'ne halwe Stunne stille un schraiten, un de Kanter ok. Un ainmal storf ainen groten Buern in'n Dorpe sine junke Frue, dee dā ok ut en groten Hoff stamme. Se lach opjebāhrt zwischē dausend Kränzen in en witt saiden Kleed, Jesidite un Hännne wie Wachs, un alle de veelen Lue, dee tau't Begräbnis kämen, jungen lanksām un stille dadran vorbeie. Da heww' ick ofte an Starben edacht un hewwe ok Mutter efrā'et: „Mott ick denn ok starben?“ Denn kām man doch in de „Bulderkuhle“, un dat wår schrecklich.

Von Reeljoon markte man bi uns in't jewöhlige Leben nich veel. Äwer dat wår jo nist tau vortellen, un spikelieren un andere war opdrängen, dat dāt kainder. Zweerlai von unse Mutter ut mine Kindertiet heww' ick dā nich vorjetten: Se hailt dādrop, dat kainder Brot wedismait; denn dat wår Sünne; un wenn starkes Jewitter war, konne se sejen: „De liewe Gott is böse“, natürlich öwwer alle unse Sünne. Ebeet bi't Eten word dā woll bloß bi'n Paster oder an de Hochtietstāfel, wenn de Paster dābi wår, un woll kaum hat dā 'ne Mutter mit öhre Kinder ābends ebeet vor't Inslāpen. Man dachte dadran noch nich. Äwer wenn man Lue bi de Eernarbait grüßte, see man „Helf Gott!“, un wenn de letzte Faure innefoiert word, säten de ganzen Lue oben drop mit de Eernkrone un sunen „Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen“. Un de Lue jungen noch nā Kerche. Ok von uns wår woll jeden Sönndach wer drin. De Buerfamilijen harr'n öhre besondern Sitze mit opjemälte Nāme. De Fruen un Mekens saten unn'n, de Mānnder op de Emporen, un de Komfermanden ganz oben bi'n Kanter. Ick sat bi minen Papa, de Kanzel grade jejenöwwer. Et harr'n ok alle Familijen mindestens Jesangboiker, dee dāmāls widtiger wāren wie de Bibeln. Jeder kraich jo ain tau komfermation, un unse Mutter lās manchmāl noch in öhr ganz olles von Si'erslā. Ick kann mick nich besinnen, dat wi neben Bibel, Jesankboiker un Schaulboiker noch andere Boiker harr'n. Wi harr'n dā bloß den Kalender un de Zeitung, sau lange, wie ick wett, den Mādeburjer Zentralanzeiger. Papa las in de Zeitung ok de Jeschidite un glöwe dat alles un konne sick nich denken, dat ainder dat alles schriben konne, wenn 't nich wāhr wår. Wenn 'e lās, junk de Finger mit un de ganze Kopp, un hai forme de Baukstāben mit de Lippen. Middā'es nāt Eten junk 'e nā Tante Michail hinder'n Gāren un lās ok dat Seesche (Sechāuser) Blatt.

Wi harr'n veel Onkels un Tanten, āwer de mehrsten daten wi bloß sau nenn'n. Ich konne, wie man mick späder vortellt hat, als klaines Kind schön singen un harre for jeden Onkel un jede Tante, dee bi uns kämen, als Gruß en extra Lied: „Er soll dein Herr sein, wie stolz das klingt“, „Unser Kaiser liebt die Blumen“ oder wat es süß wår. Unse richtigē Onkels un Tanten in'n Dorpe wāren āwer bloß Onkel Andrees un sine Frue, dee op unsen Hoff mit-arbeiten, un Onkel Fritze un sine Frue, dee erst den Krauch vorn in'n Dorpe harr'n un denn als „Rentiers“ in den vorpaditeten Hoff von Tantes Site wohnten. Tante Hosenthien wår schon fainder, wie wi dāmāls noch wāren. Se wår in öhre Jugend schon in „Panksjon“ cwest un saugār schon öhre Mutter! Öhre ainzige Doditer, dee ölder wår wie unse Mekens, harre en Brueriebesitzer efriet, öhre Swester harre saugār en Antmann efriet! Se konne sejen: „Ick beliebe te scherzen“ oder bi 't Eten, wenn se nödichte: „Hebben ji denn kaine Ambition?“ Ick frauch se māl, wat dat Wort bedüen dāt, un se mainte, dat kaine von anbieten (hd. anbeissen). Se harre ok schon Erdbeeren in Gār'n, wu wi noch keine harr'n, un wår höllisch böse. wu ick māl alle affejetten harre. Dā jaf et, wenn Besuch dā war, ok mannijes te eten, wat ick

nonnich kannte, ainmål ok Slachsähne, un öhr Swijersöhne, von den ick minen Vornamen Albert hewwe, sä tau mick: „Itt dat nich, dat is Zickenmelk!“, un ick hewwe 't ok nich ejetten. Denn Zickenmelk for'n Buerjungen, dat wår doch unmöglich.

Man konne mick damals alles opbinnen. Man konne mick ok mit jeden Spitznåmen arjern, un bloß ainmål, da raip ainder en Wort hinder mick her, wat noch kainer tau mick esecht harre. Då konn' ick mick mit Hohnlachen umdraihn: „Sau werd mick nich uteschullen!“

ICK wår en richtigen Plattdütschen, un kainer dachte erst un ick ok nich, dat ut mick mål wat Besonderes wår'n konne. Ick wår immer en bettchen grådetau. Op Betjens silwerne Hochtiit, wu et ok Rehbråe jaf, raip ick laut: „Jüfft't denn hier kaine Kartuffeln?“ Mannichmål konn' ick då ok wat sejen, wat orijinell wår. Tau de olle Krümmelsche sä ick mål: „Wettst 'e wat? Du süht grade ut, wie en Pottklump!“ En Kanter mit en groten Snurrbårt, dee 'ne Tiet lank hinder Harminen her wår, wår for mick „de Mann mit de groten U-Bogen“. Wu ick den Schakensläschen Kerdtorm sah mit en einfaches Taijeldåk, då sä ick: „Wat heben ji denn då for en Torm? De süht jo ut wie en Kumpen!“ Wu ick denn åwer den ersten Dach nå Schaule kam, hewwe ick von mick ut woll den ersten hochdütschen Satz esproken. Wi besahen uns unse groten Schaultuten, dee da alle Niesen kraijen, un ick sä vorwundert: „In meine is auch alles drein.“

Unse Papa hait veel op Fründschaft un foire sönnåd'es jåårn mit de Kutsche mit uns nå de Vorwandten in andere Dörper, besonders nå Si'erslå, wu unse Großmutter, Mutters Mutter, wohnte, op dee ick grote Stücke hait un von dee alle Kinder un Enkelkinder taun Jeburtsdach en Dålder kraijen. Oder wi foierten nå Schåksenlå. Då denke ick besonders an den ollen spåßigen Dokter Schwarzenbarch. Dee harre mick besonders jåårn un mainte, ick solle taun Kanter sejen: „Hauen is nich mehr Mode!“ Von den heww' ick ok den Vars:

Köppken kolt un Fötken warm,
slach dick nich te vull de Darm',

lat de Aftrittsdöre open,
lat den ollen Doktor lopen!

Ole Orrjenale in Maschero'e

Von Fritz Habekost

1. Slickerfaut

Albert Bråthårich wohne in Rauten un arbaie bi minen Vå'er ar Handlanger. Stammen dee 'e aijentlich ut Åwelnstidde. Nadåme, dat 'e sick midde 'n Måken ut Rauten vorrfriet harre, trecke umme.

Mit Adhillse, wo 'e Dachlöhnder bie 'west was, sprook ick ower Brathårigen, un Adhilles sä: „Düsse ole Slepenschauh is tau nist te bruken, ick hewwe 'ne wejjeået. Alleene kann 'e kaine Arbait måken, wenn 'ne 'r nich midde 'r Nåse upduckest, blifft se lijjen. Wat mainst 'e, wat 'e mick annetwóort hat, ar ick 'ne sau richtig då Mainunge 'secht hewwe? Hai draihe sick umme, gnóddele wat in sinen Bårt, wat ick nich vorrstund, måke då Döör up un lait orrligh ainen striken. Ick was willens, 'ne in'n Års te posen, da was 'e åwer all butten un raip: „Herre, wenn 'n Mess foiert, mott'n ok klappen!“

Bi üsch in'n Bujeschäfte kamm 'e glieks an et Kalklåger, wail 'e då Leddere doch nich sau orrligh rupper klempern konne, hai slursche doch mit dån ainen Faute up d'r Ere nåe, darumme säen se 'r in Åwelnstidde ja ok Slepenschauh tau. Bi üsch hait 'e nich anders ar „Slickerfaut“ un, wail 'e sau veel dorch enander quassele, ok „Appel un Kartuffeln“. Wi froijen 'ne mal, worummi 'e sau slursche, hai sölle sine Foite en bettjen höjjer bören. Da maine, hai herre ar ekre'en.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Die Braunschweiger Volkstanz- und Fahrtengilde

Werden und Wachsen 1936—1956.

Es war vor 20 Jahren kein leichtes Unterfangen, junge Menschen zu einer Gemeinschaft zu formen, die sich ausschließlich mit der Pflege des Volks- und Brauchtums befassen sollte. Darüber war ich mir klar, als ich es 1936 unternahm, eine unpolitische Volkstanzgruppe ins Leben zu rufen. Es hieß ja Jugend zu erfassen, die seinerzeit mehr oder weniger die ihr zur Verfügung stehende Freizeit in den Reihen der HJ bzw. des BDM verbrachte. Unter den Angehörigen des Arbeitsdankes, deren Mitglieder ihre freiwillige Arbeitsdienstzeit beendet hatten, fand ich die ersten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen für die obengenannte Aufgabe. Durch fröhliche Wanderfahrten in der Umgebung unserer engeren Heimat und durch das gemeinsame Erleben wuchs allmählich der Kreis zusammen,



mit dem man es wagen konnte, an weitere Aufgaben heranzugehen. Schon im Sommer 1936 entstand der erste Volkstanzkreis, mit dem wir dann in den Jahren 1937/38 laufend Dorfgemeinschaftsabende veranstalteten und somit die erste Fühlung mit der Landbevölkerung bekamen.

Unserer grundsätzlich unpolitischen Prägung wegen wurde unsere Gemeinschaft im Dezember des Jahres 1938 verboten und aufgelöst. Jetzt kam es darauf an, der Gemeinschaft, die sich der uns gestellten Aufgabe verschrieben hatte, eine Möglichkeit zu geben, weiter beisammen sein zu können. Als „Gemeinschaft zur Pflege des deutschen Tanzes“, angemeldet beim damaligen NS Kulturrat, führten wir unsere Volkstanzübungsabende in Sälen oder in Schrebergartenvereinshäusern weiter durch. Bald aber erkannte man in uns abermals die alte Gemeinschaft, und wir entschlossen uns daher, nunmehr als Jugendgruppe des Harzklub-Zweigvereins Braunschweig unsere Übungsstunden fortzusetzen. Mit Beginn des Krieges verloren wir die uns so lieb gewordene ehemalige Windmühle bei Merverode, die wir seit 1937 aus eigener Kraft als unser Heim umgestaltet hatten.

Den besten Beweis dafür, daß wir durch unsere gemeinsame Arbeit und durch das gemeinsame Erleben eine große Familie geworden waren, zeigten die nun folgenden Jahre des Krieges. Briefe mit Berichten aus der Heimat wanderten zu den Angehörigen der Gilde an die Front, und es verging keine Weihnachtsfeier, wo nicht ein jeder unserer Burschen sein Weihnachtspäckchen mit einem lieben Gruß erhielt. Es gab keinen Urlauber, der es nach Anknipfen in der Heimat versäumte, sich bei „Mutti Luchte“ mit den in der Heimat verbliebenen Mädchen der Gilde zu treffen. Was gab es schöneres für uns, als solch ein Zusammensein?! Dreizehn der besten Burschen, ja selbst unserer Mädchen riß der Krieg aus unserer Mitte.

Schon am Tage des ersten Advents des Jahres 1946 saßen wir Übriggebliebenen zusammen und entschlossen uns, die Arbeit wieder aufzunehmen. Als erste kulturelle Jugendgruppe der Stadt Braunschweig stellten wir den Antrag auf Wiedergenehmigung des Kreises, der nunmehr offiziell den Namen „Braunschweiger Volkstanz- und Fahrten-gilde, Gemeinschaft für Volks- und Brauchtumpflege“ tragen sollte. Als parteipolitisch und konfessionell nicht gebundene Gruppe hatten wir jedoch manches Hindernis zu überwinden, bevor wir endlich im Jahre 1947 die Genehmigung des englischen Stadt-kommandanten erhielten.

Als Hauptaufgabe unserer Gilde betrachten wir es, an eine gesunde Erneue-rung wirklicher deutscher Volkskultur aus heimatlicher Wur-zel mitzuarbeiten, durch die Pflege deutscher Tänze, deutscher Musik, des deutschen Liedes und durch die Pflege unserer plattdeutschen Heimatsprache. Unserer durch die Jahre des Krieges haltlos gewordenen Jugend wollen wir Beispiel und Vorbild sein, um sie zur Nacheiferung zu erziehen, in der Stadt sowohl wie auf dem Lande. Es erscheint uns besonders wichtig, die Landjugend für diese Arbeit zu gewinnen. Erfahrungen der Vorkriegsjahre, die wir bei der Durchführung der Dorfgemeinschaftsabende gesammelt hatten, halfen uns bei der Planung und Durchführung in den ersten Nachkriegsjahren.

Durch die Teilnahme an Bezirksjugendtreffen, durch Vorführung schöner alter deut-scher Tänze, erwarben wir uns junge Menschen und Freunde aus den Landbezirken, die uns baten, auch ihnen dieses Gut zu übermitteln. Die ersten von mir durchgeführten Volkstanzlehrgänge unter Beteiligung eines Lehrkreises der Gilde nahmen auf dem Schäferstuhl ihren Anfang, an welchen zu gleichen Teilen Stadt- und Land-jugendgruppen teilnahmen. Nach Beendigung dieser ersten Lehrgangsreihe auf dem Schäferstuhl setzten sich die Teilnehmer aus folgenden Gruppen zusammen:

Katholische Jugendgruppe Braunschweig, Volkstanzkreis Salzgitter-Lebenstedt, Sing- und Spielkreis Goslar, Harzklub-Jugend Goslar, Sportverein Beinum und die Gilde als Lehrkreis.

Das war für uns ein schöner Anfangserfolg, der uns gleichzeitig bestätigte, daß der ein-geschlagene Weg der richtige war. Als dann von den Leitern der Jugendgruppen aus Gos-lar fortzusetzen, gesellten sich nunmehr auch die Harzgruppen zu unserem schon recht groß gewordenen Kreis der Freunde des Tanzes und des Spiels. Fünf aktive Jugend-gruppen aus Goslar, nämlich der Sing- und Spielkreis, der Volkstanzkreis des Touristen-vereins „Naturfreunde“, der Volkstanzkreis der evangelischen Jugend, der Volkstanzkreis der sozialistischen Jugendbewegung „Die Falken“, der Volkstanzkreis des Männerturn-vereins Goslar, hinzu die Harzklubjugend aus Andreasberg und der Spielkreis Jerstedt, so daß wir schon nach Durchführung von 3 Lehrgängen eine Teilnehmerzahl von 180 Jugendlichen erreichten.

Lehrgänge in Braunschweig folgten, zu welchen wiederum die an den Lehr-gängen auf dem Schäferstuhl und Goslar beteiligten Jugendgruppen eine Einladung er-hielten, und nie haben wir es von den auswärtigen Gruppen erlebt, daß von diesen, ob-wohl sie keinerlei Zuschüsse erhielten, nicht mindestens 8 Jugendliche teilnahmen. Als Braunschweiger Teilnehmer zählten jetzt auch die Ostdeutsche Jugend, der Wandervogel und die katholische Jugend zu den teilnehmenden Gruppen.

Als nächstes Ziel nahmen wir uns die Eroberung der Volkswagenstadt Wolfsburg für den Volkstanz vor. Als Räumlichkeit für die Durchführung des bevorstehenden Lehr-ganges wurde die Jugendburg Neuhaus durch Entgegenkommen des Herbergs-vaters zur Verfügung gestellt, und zur Unterstützung für mich die Chorleiterin Marlene Wolf vom Sing- und Spielkreis Goslar herangezogen. Werner Goetze haute auf die Werbetrommel, und schon beim Ansingen des Lehrganges am Sonnabendabend erarbeiteten sich über 30 Jugendliche das ihnen durch „Malle“ übermittelte Liedgut. Über 40 Mädchen

und Burschen fanden sich am darauffolgenden Sonntag zum Volkstanz zusammen, und wie überall, wurde auch in Wolfsburg der Entschluß gefaßt, Volkstanzlehrgänge in regelmäßigen Abständen zu wiederholen. Das war 1952. Heute kann ich berichten, daß die Lehrgänge durch die tatkräftige Unterstützung des dortigen Stadtjugendpflegers Hans-Günther Hausadowsky zur ständigen und nicht mehr fortzudenkenden Einrichtung für die volkstanzfreudige Jugend Wolfsburgs gehören. 3 1/2 Jahre schon bin ich mit meinem immer einsatzfreudigen Lehrkreis einschließlich unseres auch außerhalb Deutschlands bekannten Kurt Gehre unterwegs, um den immer wieder Neuinzukommenden weiteres Lied- und Tanzgut zu übermitteln, zu denen dort die Tanzgruppen der Tierschutz-Jugend, der evangelischen Jugend, die DJO, die Tanzgruppe der Harzklubjugend, die Wasserfreunde Wolfsburg und der Tanzkreis der VfL-Jugend gehörten.

Neben dieser Arbeit wurde von mir gleichzeitig die Lehrgangsarbeit für die Volkshochschule Braunschweig übernommen, um auch Jugendliche und Berufstätige nicht organisierter Gruppen für den Volkstanz zu gewinnen. Jahre hindurch wurden außerdem regelmäßig Volkstanzlehrgänge für das Jugendamt des Kreises Schaumburg-Lippe durchgeführt, die in Rinteln, Obernkirchen, Hesisch-Oldendorf und der Jugendherberge Rodenberg zur Durchführung gelangten.

Dieses sei ein ganz kurzer Einblick in unsere Arbeit außer den von der Gilde regelmäßig durchgeführten Volkstanz-, Musik- und Heimabenden. Die diesem Bericht beigelegte Aufstellung über den sonstigen Einsatz der Gilde möge dem, der da glaubt, daß die Zugehörigkeit zu unserer Gemeinschaft von Burschen und Mädchen nicht wirkliche Arbeit im Sinne der Volks- und Brauchtumpflege verlangt, eines Besseren belehren. Es erscheint mir außerdem sehr wichtig, uns gegen den Vorwurf zu verwahren, die Gilde sei durch ihre vielen öffentlichen Auftritte nicht nur auf Plätzen, sondern gelegentlich auch auf Bühnen eine sogenannte Variété-Gruppe. Ich stelle dieses ganz energisch in Abrede und betone ausdrücklich, daß wir uns gegen jedes bühnenreife Tanzen wehren, aber doch den Standpunkt vertreten, daß nur durch einen wirklich gekonnten Tanz bei den noch dem Volkstanz fernstehenden Jugendlichen die Freude am Mittanzen geweckt werden kann.

Ich halte es an dieser Stelle für angebracht, nicht nur den Mädchen und Burschen der Gilde für ihre unermüdliche Einsatzbereitschaft zu danken, sondern der Dank gilt gleichzeitig den Herren des Vorstandes des Braunschweigischen Landesvereins, insbesondere Herrn Dr. Flechsig, der uns mit Rat und Tat bei der Schaffung und Herstellung unserer Trachten zur Seite stand, denn auch diese, durch unsere Mädchen und unserer Gruppenmutter den Originalen entsprechend geschaffenen Trachten, trugen ein gut Teil zum Siege bei.

Wenn ich bisher die rein tänzerische Arbeit verbunden mit der Gestaltung von Spielabenden und Volkstanzlehrgängen für die Jugendgruppen anderer Städte erwähnte, so erscheint es mir wichtig genug, abschließend von der Schaffung des eigenen Schulungs- und Erholungsheimes im Oderwald zu sprechen. Genau vor 4 Jahren pachteten wir von der Forstgenossenschaft Ohrum dank der Fürsprache des auch beim Aufbau unseres Heimes immer hilfsbereiten Bauern Fritz Meiners und des Gastwirtes Otto Fricke in Ohrum, das alte, vor dem Verfall stehende Schützenhaus am Ostrande des Oderwaldes. Wie aber weiter, wenn keine Mittel zum Aus- und Aufbau vorhanden? Eine Trümmerstein-Sammelaktion der Angehörigen der Gilde folgte, und siehe da, schon bald saßen Steine putzende Mädchen und Burschen einschließlich „Vater Luchte“ im Oderwald, während andere wieder die Maurerkelle schwenkten. Außer einem Zuschuß der Stadt Braunschweig in Höhe von 750 DM haben wir ganz aus eigener Kraft ein Haus geschaffen, das immerhin einen Gesamtwert von 10 000 DM darstellt. Es bietet Platz für 40 Jugendliche und steht jeder anerkannten Jugendgruppe, sowie den Schulen zur Benutzung zur Verfügung.

Immer und immer wieder bleibt für uns die Veranstaltung von Dorfgemeinschaftsabenden die dankbarste Aufgabe. Sie bringt uns die Fühlungnahme mit der Landjugend und läßt uns mit der älteren Generation des Dorfes ins Gespräch kommen. Männer und Frauen des Landvolkes gaben uns schon manchen gerade für unsere Arbeit wertvollen Hinweis. Wie manch schönes Stück ihrer alten Tracht wurde aus den Truhen wieder hervorgekramt und wie viele Erinnerungen fanden ihren Weg vom Munde der Bäuerin zur Jugend. Ob alt oder jung, an diesen Abenden tanzt alles. Immer wieder werden wir uns der dankbaren und wichtigen Aufgabe bewußt, dem Ruf zur Durchführung derartiger Veranstaltungen zu folgen.

Veranstaltungen der Braunschw. Volkstanz- u. Fahrtengilde v. Januar 1954 bis Juni 1956

Art der Veranstaltung	Veranstalter	Ort	Datum
1954			
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rodenberg a. D.	9. 1.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rodenberg a. D.	10. 1.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	16. 1.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	17. 1.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rodenberg a. D.	23. 1.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rodenberg a. D.	24. 1.
Volkstanzlehrgang	Sportamt Hameln	Eschershausen	30. 1.
Volkstanzlehrgang	Sportamt Hameln	Eschershausen	31. 1.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rodenberg a. D.	6. 2.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rodenberg a. D.	7. 2.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rodenberg a. D.	20. 2.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rodenberg a. D.	21. 2.
Volkstanzwerbeabend	Verkehrsv. Salzgitter	Salzgitter	25. 2.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	27. 2.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	28. 2.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Hess.-Oldendorf	6. 3.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Hess.-Oldendorf	7. 3.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Hess.-Oldendorf	13. 3.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Hess.-Oldendorf	14. 3.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Hess.-Oldendorf	20. 3.
Volkstanzwerbeveranstaltung	Jugendamt	Rinteln	21. 3.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Hess.-Oldendorf	27. 3.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Hess.-Oldendorf	28. 3.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rinteln	3. 4.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rinteln	4. 4.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Obernkirchen	10. 4.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Obernkirchen	11. 4.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Celle	22. 4.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	24. 4.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	25. 4.
Heimatabend	Stahlhelm	Braunschweig	7. 5.
Volkstanzlehrgang	Harzer Verkehrsverband	Goslar	8. 5.
Kulturveranstaltung	Jugendamt	Obernkirchen	9. 5.
Kulturveranstaltung	Kulturamt	Berlin	15. 5.
Volkstanzlehrgang	Kulturamt	Berlin	16. 5.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Rinteln	22. 5.
Volkstanz-Wettstreit	Jugendamt	Rinteln	23. 5.
Volkstanz-Wettstreit	Kulturamt	Schwerin	19. 6.
Volkstanzwerbeabend	Kulturamt	Schwerin	20. 6.
Heimatsfest	Rat der Stadt Leipzig	Leipzig	19. 7.
Volkstanzwerbeabend	Rat der Stadt Radeberg	Radeberg	23. 7.
Heimatsfest	Rat der Stadt Cottbus	Cottbus	24. 7.
Volkstanzwerbeabend	Rat der Stadt Cottbus	Jentschwalde	25. 7.
Werbetanzen	Rat der Stadt Dresden	Dresden	26. 7.
Lehrgang u. Werbeveranstaltg.	Rat der Stadt Dresden	DIH.-Hohnstein	27. 7.
Volkstanzwerbeveranstaltung	Rat der Stadt Bautzen	Bautzen	28. 7.
Volkstanzwerbeveranstaltung	Kulturamt	Wernigerode	29. 7.
Volkstanzwerbeveranstaltung	Kulturamt	Ilseburg	30. 7.
Volkstanzwerbeveranstaltung	Kulturamt	Dessau	31. 7.
Blumenkorso	Kulturamt	Dessau	1. 8.
1100-Jahr-Feier	Stadt Hannover	Hannover	22. 8.
Werbetanzen	Gemeinde Lauingen	Lauingen	29. 8.
Dorfgemeinschaftsabend	Verein ehem. I. R. 208	Braunschweig	5. 9.
Werbetanzen	Brschw. Landesverein	Wendeburg	17. 9.
Heimatsfest	Hausfrauen-Verein	Braunschweig	22. 9.
	Stadt Dessau	Dessau	25. 9.

Art der Veranstaltung	Veranstalter	Ort	Datum
Jugendwerbeabend	Freie Turner	Braunschweig	6. 10.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	9. 10.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	10. 10.
Hubertusfeier	Verein ehem. Gosl. Jäger	Braunschweig	6. 11.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	7. 11.
Turnerfest	Gemeinde Hondelage	Hondelage	17. 11.
Verkehrswoche	Polizei-Präs. Brschw. g.	Braunschweig	23. 10.
Jahresveranstaltung	Nieders. Landbund	Gliesmarode	4. 12.
Werbeveranstaltung	V. f. L. Wolfsburg	Wolfsburg	5. 12.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	11. 12.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	12. 12.

1954 führte die Gilde ferner für sich selbst 52 Volkstanz-Übungsabende, 48 Heimabende und 31 Hüttenarbeitstage durch.

1955

Weihnachtsfeier	RIR 208	Braunschweig	2. 1.
Kulturabend	Krs.-V. H. Sch. Helmstedt	Alversdorf	12. 1.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	19. 2.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	23. 1.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	24. 1.
Gesindeball	Brschw. Schützen-Ges.	Braunschweig	26. 2.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	19. 3.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	20. 3.
Examenfeier	Herz.-Elisabeth-Heim	Braunschweig	25. 3.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	16. 4.
Volkstanzlehrgang	Jugendamt	Wolfsburg	17. 4.
Regimentstag	Ehem. 17er Husaren	Braunschweig	22. 5.
Parkfestspiele	Stadt Potsdam	Potsdam	28. 5.
Parkfestspiele	Stadt Potsdam	Potsdam	29. 5.
Parkfestspiele	Stadt Potsdam	Potsdam	30. 5.
Stiftungsfest	Ges.-Verein „Euterpe“	Querum	4. 6.
Heimatabend	Brschw. Landesverein	Essenrode	8. 6.
Offenes Tanzen	Polizei-Sport-Verein	Braunschweig	25. 6.
Fest des Deutschen Tanzes	Zentralhaus f. Volkskunst	Rudolstadt	25. 6.
Fest des Deutschen Tanzes	Zentralhaus f. Volkskunst	Rudolstadt	26. 6.
Heimafest	Krs. V. H. S. Helmstedt	Rundstedt	3. 7.
Heimafest	Gemeinde Bornum	Bornum	17. 7.
Jahreszusammenkunft	Nieders. Frauenverein	Br.-Oelper Waldh.	13. 9.
Pressefest	Wochenpost	Berlin	17. 9.
Pressefest	Wochenpost	Berlin	18. 9.
Jahresveranstaltung	Reichsb. der Kriegs- und Zivilbeschädigten	Emmerstedt	8. 10.
Stiftungsfest	Brschw. Sportfischer	Braunschweig	5. 11.
Heimatabend	Volkshochsch. Königsf.	Sunstedt-Elm	8. 11.
Heimatabend	Volkshochsch. Königsf.	Lauingen	14. 11.

1955 führte die Gilde für sich selbst 48 Volkstanz-Übungsabende, 44 Heimabende und 29 Hüttenarbeitsabende durch, für den Volkstanzkreis des V. f. L. Wolfsburg ferner 36 Übungsabende.

1956

Jahresfest	Landfrauenb. Königsf.	Königslutter	21. 1.
Keglerfest	Brschw. Kegler	Braunschweig	4. 2.
Offenes Tanzen	Volkshochsch. Königsf.	Königslutter	21. 2.
Zentrales Tanzfest	Kulturamt Bautzen	Bautzen	12. 5.
Zentrales Tanzfest	Kulturamt Bautzen	Bautzen	13. 5.

Günter Luchte

Heimattfremde und sinnwidrige Namen im Harze

Bei einer Wanderung im Oberharz machte ich die befremdende Entdeckung, daß eine Gemeinde des Kr. Zellerfeld ausgerechnet einen Bergweg als „Riviera“ bezeichnet hat. Der Vorstand des Br. Landesvereins für Heimatschutz, dem ich diese „Entgleisung“ mitteilte, wandte sich an den Harzklub mit der Bitte, für Beseitigung des ebenso landschaftsfremden wie geschmacklosen Namens einzutreten. Der Harzklub griff sofort die Anregung auf und wurde sowohl bei der Gemeinde wie bei der zuständigen Kreisverwaltung vorstellig. Die Antwort von beiden Stellen fiel zunächst ablehnend aus, weil sich die Gemeinde darauf berief, daß der beanstandete Name seit 40 Jahren eingebürgert sei. Es kam sogar zu einer Pressepolemik, bei der nicht nur das angeblich gute Recht der Gemeinde hervorgehoben, sondern dem Harzklub auch das Recht abgesprochen wurde, sich in die Namengebung einzumischen. Daraufhin konnte in der Presse und vor zuständigen Stellen folgende Stellungnahme vorgetragen werden:

„Vergleiche des Harzes mit auswärtigen Glanzpunkten der Natur (Schweiz, Tirol, Riviera usw.) sowie die Verwendung entsprechender Bezeichnungen sind aus folgenden ideellen und materiellen Gründen unzweckmäßig: 1. Die Vergleiche müssen von vornherein „hinken“, da der Harz die Eigentümlichkeiten und Schönheiten anderer Gegenden nicht widerspiegeln, ja vielfach nicht erreichen kann. Der Harz ist eben typisch harzisch. Die Vergleiche sind daher meistens außerordentlich übertrieben, können möglicherweise nur zu Ungunsten des Harzes ausfallen und müssen dann die Besucher enttäuschen. 2. Hinweise auf die Glanzpunkte anderer Länder bergen die Gefahr in sich, den Wunsch bei den Fremden zu erwecken, lieber die Originale zu be-

suchen, statt sich mit schwachen Kopien zu begnügen. 3. Unnötige Vergleiche weisen zudem aus, daß die Harzer Bevölkerung selbst nicht von dem Werte der eigenen Heimat überzeugt zu sein scheint. Die Vergleiche verstoßen zugleich gegen die Grundsätze des ehrlichen Wettbewerbes und sind oft recht geschmacklos, zumal sie in der Regel gar nicht zutreffen. 4. In Wahrheit erwarten die Besucher des Harzes gar nicht die Alpen und ähnliche Großartigkeiten, sondern wollen gerade den unvergleichlichen Zauber unseres wegen seiner eigenen Romantik weitberühmten Mittelgebirges genießen. Die Fremden auf die eigenen Vorzüge des Harzes hinzuweisen, ist die wahre Aufgabe einer zielbewußten Verkehrswerbung. 5. Eine unterstützenswerte „Tradition“ kann bei der Verwendung auswärtiger Bezeichnungen nicht begründet werden, da dies einem gänzlich überholten Zeitgeschmacke entsprechen und zugleich auf unzulänglicher Beurteilung beruhen. 6. Es ist die satzungsmäßige Aufgabe von Heimatvereinen, die Bevölkerung von der modernen Auffassung aller Heimatfragen in Kenntnis zu setzen.“

Diese Grundsätze konnten auch auf der Mitgliederversammlung des Harzer Fremdenverkehrsverbandes im Mai 1956 vorgetragen werden. Darauf erklärte sich die Gemeinde bereit, die beanstandete Wegebezeichnung umzuändern, und zwar unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auch alle übrigen fremdartigen Bezeichnungen im Harze verschwinden. Dieser einsichtige Entschluß wurde allseitig dankbar begrüßt. Es wurde beschlossen, darauf hinzuwirken, daß bei der Neubenennung von Landschaftsteilen, Wegen usw. im Harze künftig nur noch heimische Bezeichnungen gewählt werden sollen.

Heinz Mollenhauer

Neues heimatliches Schrifttum

Albert Fuhrmann: Ost- und Westfälische Vertelljen. Im Selbstverlag des Verfassers, Bad Gandersheim 1956.

Auf Wunsch vieler Heimatfreunde im Kreise Gandersheim und in Wolfenbüttel hat der Verfasser seine zahlreichen plattdeutschen Erzählungen und Betrachtungen, in Buchform zusammengefaßt, erneut erscheinen lassen, die er jahrzehntelang einzeln nacheinander im Gandersheimer und Wolfenbütteler Kreisblatt unter dem Decknamen „Kunradvedder“ oder „Ludjen von'n Barge“ veröffentlicht hatte. Sie sind nicht Schöpfungen einer frei erfindenden dichterischen Phantasie, sondern geben wahre Geschehnisse aus dem Volksleben wieder, die der Verfasser teils selbst erlebt, teils aus seinem weiten Bekanntenkreise in Stadt und Land überliefert bekommen hat. Darin liegt das Geheimnis der großen Beliebtheit, denen sich seine regelmäßigen Zeitungsbeiträge bei den Lesern stets erfreuten. Hier fand das Volk sein eigenes Leben, sein Tagewerk wie seine Feierabendfreuden, seine Gedanken und Empfindungen ernster wie heiterer Art unverfälscht widergespiegelt. Albert Fuhrmann erweist sich als ein vortrefflicher Kenner der Volksseele unserer Heimat. So werden seine Schilderungen inhaltlich zu ergiebigen Quellen auch für die volkskundliche Forschung. Zugleich sind sie aber in ihrer sprachlichen Form wertvolle Zeugnisse der in ihrem Bestand leider immer stärker bedrohten ostfälischen Volkssprache. Der Titel des Büchleins ist nur durch ein Versehen bei der Drucklegung etwas entstellt worden. Er muß richtig heißen „Ost- und Westostfälische Vertelljen“. Albert Fuhrmann, der aus Hohenbüchen im Kr. Holzminden stammt, aber lange im Kr. Gandersheim und in Wolfenbüttel gelebt hat, beherrscht gleich gut die Mundart des Leineberglandes wie die des Oker-Elmgebietes. Beide Mundarten läßt er in seinem Büchlein zu Worte kommen. So wird es allenthalben in Ostfalen von der Zonengrenze bis zur Oberweser von den Freunden des Plattdeutschen verstanden und gern gelesen werden. Möge es recht viele Leser finden und dadurch beitragen zur Pflege der ostfälischen Volkssprache und ostfälischer Wesensart! Zu beziehen ist es unmittelbar bei Albert Fuhrmann in Bad Gandersheim, Braunschweiger Straße 18, zum Preise von 3,— DM.

Bergfeld, Ernst, Sonnenbore. Erzählung, Waisenhaus Verlag, Braunschweig 1954, 107 S. (3,75 DM).

Die Erzählung „Sonnenbore“ unseres Braunschweiger Dichters erschien jetzt in 6. Auflage. Dies dürfte ein Beweis dafür sein, daß sie geeignet ist, immer wieder in ihrer stillen, zu Herzen gehenden Art viele Leser anzusprechen.

In der Person des Martin Kampesberg erleben wir das leidvolle Schicksal eines Waisenkindes, das schon früh durch den Tod des Vaters die Not kennengelernt hat. In seiner Mutter, einer rechtschaffenen Frau, sieht er sein Vorbild. Tag für Tag und Jahr für Jahr plagt sie sich, um ihren Kindern einen notdürftigen Unterhalt und trotz allem gute Erziehung geben zu können. Wir bekommen in dieser Schilderung einen Einblick in die Waisenhaus-erziehung und erleben mit diesem Waisenhauszögling die seelische Entwicklung auf der Schwelle von der Kindheit zum Beruf.

Während eines Ferien-Aufenthaltes auf dem Rittergut Sonnenbore sehen wir den Jungen vor eine für ihn bis dahin unbekannte Welt gestellt. Wir erleben die in ihm entstehenden Konflikte und die zum zweiten Mal in sein Leben tretende Gestalt des Todes und erkennen, wie er gerade durch die Wechselschläge in seinem Innern reift.

Diese in einfacher, stilvoller Sprache geschriebene Erzählung wird sicher viele neue Leser finden und hoffentlich noch weitere Auflagen erleben. H. A. Sch.

Hilde Pfeiffer-Dürkop: Die Geschichte der Gottfried-Fritzsche-Orgel in St. Katharinen zu Braunschweig (Heft 19 der Reihe „Orgelmonographien“). Rheingold-Vlg. Mainz 1956. Die Verfasserin, von 1931—45 Organistin an der Katharinen-Kirche, hat in mühevoller Forschungsarbeit die Entstehung und Entwicklungsgeschichte ihrer Orgel beschrieben. Zahlreiche Originaltexte, Photokopien und Bilder erhöhen den heimatkundlichen Wert der Schrift. Die Verfasserin gibt einen interessanten Einblick in die Orgelgeschichte der Stadt Braunschweig. Außer dem Orgelkontrakt vom Jahre 1621 ist der Abnahmebericht durch Jacob Praetorius vom Jahre 1623 im Wortlaut berichtet.

In einem Nachwort wird ersichtlich, welche Verdienste um die Erhaltung der Orgel und der Kirche St. Katharinen in der Zeit des Bombenkrieges und des Umsturzes der Verfasserin zu danken sind. Die Schrift ist gewidmet dem Andenken des im Osten vermißten Ehemannes der Verfasserin, Dr. Johannes Dürkop, der seinerzeit als Referent für Denkmalpflege im Braunschweigischen Kultusministerium maßgebend an der Auslagerung der kostbaren alten Orgelpfeifen und anderen Kulturdenkmale aus Kirchenbesitz zum Schutz gegen die Gefahren des Bombenkrieges beteiligt war. Geleitworte schrieben Seine Hochwürden Herr Landesbischof D. Erdmann-Wolfenbüttel und Herr Oberlandeskirchenrat Prof. Dr. D. Mahrenholz-Hannover.

Johannes Krüger.

Kurt Meyer-Rotermund: Letztes Biedermeier um die Jahrhundertwende. Vlg. E. Fischer, Wolfenbüttel 1955. Der rühmlich bekannte Verfasser, der schon seit einer Reihe von Jahren nicht mehr in seiner Vaterstadt Wolfenbüttel, sondern in Bad Salzungen auf der Fliederstraße wohnt, erzählt Wolfenbüttler Jugenderinnerungen an Wilhelm Raabe. Die ansprechenden Plaudereien beschränken sich nicht auf Erlebnisse mit dem großen Dichter, sondern sind auch durch Schilderungen erweitert, die den Raabe-Kreis betreffen, so die Kleiderseller und besonders Wilhelm Brandes. Von kulturhistorischem und heimatkundlichem Werte sind ferner die zahlreichen Mitteilungen über das Schicksal mancher Wolfenbütteler Familien, über Schulverhältnisse und über typische Originale. Das allgemeine Leben und Treiben in der „Kleinen Residenz“ wird in einem besonders interessanten Kapitel „Die Wolfenbüttler Gesellschaft um 1900“ gewürdigt. Alles in allem hat der Verfasser nicht nur einen Beitrag für die Literaturgeschichte geliefert, sondern auch geholfen, die Zeit vor dem ersten Weltkriege in der Erinnerung festzuhalten. Da sich Meyer-Rotermund der größt-möglichen Unparteilichkeit befleißigt, hat sein Buch für mehrfache Gebiete den Wert einer Geschichtsquelle.

H. M.

Album Academiae Helmstadiensis — Personen- u. Ortsregister zu Band I (1572—1636) in Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen — IX Matrikeln niedersächsischer Hochschulen, Abt. 1, herausg. v. Werner Spieß, Komm.-Verlag A. Lax, Hildesheim, 1955.

Die Herausgabe eines Personen- und Ortsregisters zu dem von Paul Zimmermann 1926 bearbeiteten Bande I, 1 der Helmstedter Universitätsmatrikel begrüßt jeder, der sich mit der Universitäts-geschichte, der Sozial-, Familien-, Orts- und Landesgeschichte beschäftigt. Ohne Frage stellt diese Arbeit eine wesentliche Bereicherung des Schrifttums aus dem Bereich der Helmstedter Universität dar. Mit Hilfe dieser Register wird es ermöglicht, den so wertvollen Quellenband von Paul Zimmermann noch erschöpfender auszuwerten.

H. A. Sch.

Grieser, Rudolf — Die Memoiren des Kammerherrn Friedrich Ernst von Fabrice — Ein Lebensbild in Selbstzeugnissen aus dem Zeitalter des Barock in: Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens Bd. 54, Hildesheim, August Lax, 1956.

Die Aufzeichnungen — es sind Memoiren, Briefe und Berichte, — geben einen Einblick in das Lebensbild eines Mannes (1683—1750), in dem nicht nur das Persönliche, z. B. die Wesenseigenarten, dargestellt werden, sondern in dem ein diplomatisches Leben gezeigt wird, das uns für die allgemeine Landesgeschichte manche wichtigen Hinweise vermittelt. In der Tätigkeit als Kammerherr, als Geheimer Rat, als Minister und als Vizekanzler am Hofe Georg Wilhelms in Celle klingen viele Ereignisse aus der Welfengeschichte an, die gerade in der Art einer Memoirendarstellung einen besonderen kulturhistorischen Wert haben. Ebenso aufschlußreich sind die Berichte aus der Zeit nach dem Tode Georg Wilhelms (1705), in der von Fabrice zwar dem Ministerium in Hannover angehörte, aber die Direktion der Justizkanzlei in Celle übernommen hatte.

H. A. Sch.

*Wir erledigen Ihre bankmäßigen Geldgeschäfte und
beraten Sie in Kredit- und Vermögensverwaltungs-
Angelegenheiten*

Vereinigung Braunschweigischer Banken und Bankiers

COMMERZ- UND DISCONTO-BANK
IN BRAUNSCHWEIG

HAMBURGER KREDITBANK
IN BRAUNSCHWEIG

GEBRÜDER LÖBBECKE & CO.,
BRAUNSCHWEIG

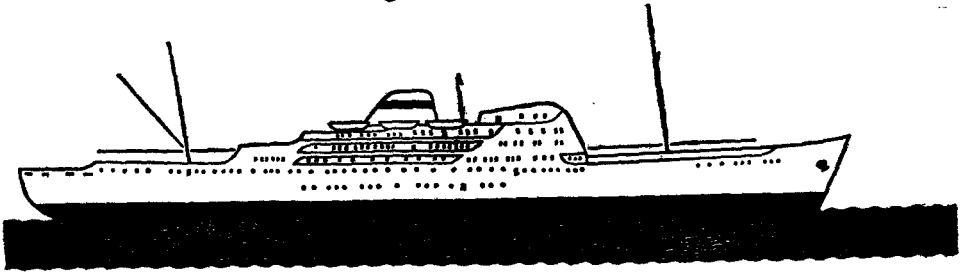
NIEDERSÄCHSISCHE BANK FÜR WIRTSCHAFT
UND ARBEIT AG, FILIALE BRAUNSCHWEIG

NORDDEUTSCHE BANK IN BRAUNSCHWEIG

C. L. SEELIGER, WOLFENBÜTTEL

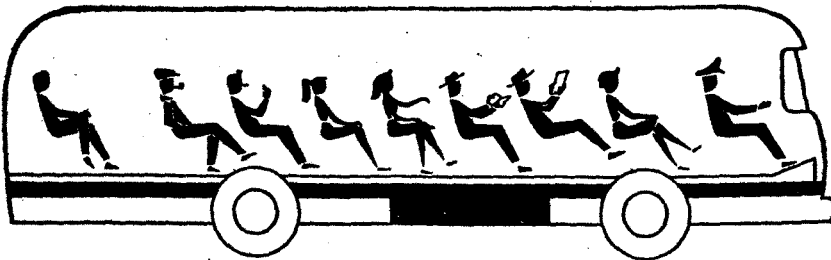
1-708

Die Passagiere wohnen nicht neben der Maschine



Tief unter Deck, im wirtschaftlich günstigen Teil des Schiffsinneren, liegt der Maschinenraum.

Die Fahrgäste schätzen eine räumliche Trennung der Kabinen von den Antriebsaggregaten, die durch ihre unangenehmen Einflüsse die Reisefreude trüben.

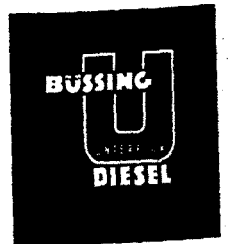


Die Raumverhältnisse des Omnibusses

dulden keine Platzverschwendung, daher fordert der Verkehrsfachmann größte Wirtschaftlichkeit.

Die Fahrgäste ziehen ein Fahrzeug vor, das ihnen angenehmes Reisen ohne Belästigung durch den Motor bietet.

Sie fahren gut in einem



BUSSING MIT UNTERFLUR-DIESELMOTOR

Braunschweigische Heimat



1956

42. Jahrgang · Heft 3

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Wolfenhaus-Druckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die Magni-Kirche — im Blickfeld weiterer Untersuchungen. Von Dr. H.-A. Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4 a	97
Fuchs und Dachs in den Flurnamen und im Volksmunde Ostfalens. Von Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6	100
Ein Bauernhaus aus dem 17. Jahrhundert in Wendeburg, Landkreis Braunschweig. Von G. Eitzen, Lüneburg, Rotenbleicherweg 35	106
Die Kultivierung der Moore im Schuntergebiet zwischen Helmstedt und Königsutter im 19. Jahrhundert. Von Dr. Th. Müller, Braunschweig, Heinrichstraße 34	111
Ole Orrjenale in Mascherode. Von Fr. Habekost, Mascherode 63	115
Günther Clausen, ein braunschweiger Künstler. Von R. Fricke, Braunschweig, Memeler Straße 25 a	116
Mäine Elster in Hallensen. Von A. Fuhrmann, Bad Gandersheim, Braunschweiger Straße 18	119
Aus der Heimatpflege:	
Neuerwerbungen bäuerlicher Altertümer aus Mascherode im Braunschweigischen Landesmuseum	120
Heimatwerk Niedersachsen e. V. Von Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6	122
Verordnung zur Sicherstellung von Naturdenkmälern in der Stadt Salzgitter	124
Kulturtechnische Botanik und Heimatpflege. Von Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2	127
Neues heimatliches Schrifttum	128



BRUNSVIGA

Rechenmaschinen

Addiermaschinen

BRUNSVIGA MASCHINENWERKE AG. BRAUNSCHWEIG

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

42. Jahrgang

September 1956

Heft 3

Die Magni-Kirche – im Blickfeld weiterer Untersuchungen

Von H.-A. Schultz

„Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit und der Heiligen: Johannes des Täufers, Andreas des Apostels, des Stephanus, der Maria Magdalena, Brigitta der Jungfrau, der Margareta, Magnus des Bischofs und Märtyrers, Nicolaus des Bischofs und Bekenners, hat Branthago, Bischof von Halberstadt, diesen Tempel geweiht und ihm durch besondere Abgrenzung folgende Dörfer zugeteilt Nachdem diese . . . Dörfer dieser Kirche zu eigen übergeben waren, hat derselbe ehrwürdige Bischof in Gegenwart des Herzogs Ludolf und mehrere seiner Vornehmsten es rechtlich festgelegt, Hatheguardus und seine Frau Atta, freie Menschen, dem Herrn ergeben, haben diese Kirche für sich und die Ihrigen erbaut. Ihr machten sie zwei Hufen Landes zum Geschenk mit Zustimmung des Herzogs Ludolf. Denn Hartheguard hatte diese Hufen von seiten des besagten Herzogs Ludolf in Lehn. Auch Herzog Ludolf hat das Land, nächst diesem Gotteshause, sich und den Seinen zum Seelenheil . . . für den Altar in Brunessguik dem höchsten Herren dargebracht“

Diese Urkunde aus dem Jahre 1031 ist die älteste geschichtliche Quelle, die uns aus der Frühzeit der Magnikirche erhalten ist. Weitere Urkunden sind:

- von 1178 — Papst Alexander III. hat die Magnikirche dem Sprengel des Aegidienklosters zugelegt
- von 1211 — Kirche besitzt drei Hufen in Veltenhof
- von 1252 — Kirche wird als vernachlässigt, „collapsa“ bezeichnet. Kardinal Hugo erläßt Ablass für die, die zum Aufbau der Kirche behilflich wären
- von 1260 — Papst Alexander III. fordert auf, die Kirche fleißig zu besuchen und zu beschenken . . .

Wie hat nun dieses „templum“, diese Kirche von 1031, ausgesehen? Betrachtet man die noch stehenden Wände der Magnikirche eingehender, so kann man einige zeitlich wie baulich verschiedene Perioden erkennen. Ein erster Bau-Abschnitt fällt sicherlich in die zweite Hälfte des 13. Jh., ein zweiter gehört in die zweite Hälfte des 14. Jh., ein dritter liegt wahrscheinlich zwischen 1335 und 1447 und ein vierter beginnt gegen das Ende des 15. Jh.

Sind trotz der verschiedenen An- und Umbauten noch Reste der frühesten Kirche festzulegen? Auf den ersten Blick möchte man dies verneinen. Als jedoch 1837—77 eine Erneuerung der Kirche durchgeführt wurde, stieß man beim Heben des Fußbodens auf alte Mauern, die man sofort richtig erkannte und daraufhin freilegte. Es stellte sich heraus, daß sie zu dem jetzt stehenden Mauerwerk in keine unmittelbare Verbindung zu bringen waren und daß sie sicherlich dem frühesten Bau angehört haben (s. Plan 2).

Als im Februar 1956 mit dem Wieder-Aufbau der Magnikirche begonnen werden sollte wurden im Zusammenhang mit den Festigkeits- und Untergrund-

untersuchungen auch die Untersuchungen des Landesmuseums für Geschichte und Volkstum verbunden. Die Ergebnisse aus dieser Zeit waren allerdings so wenig bedeutungsvoll, daß sie nicht gesondert erwähnt zu werden brauchen.

Als die Bauarbeiten im September 1956 von neuem aufgenommen wurden, galt es

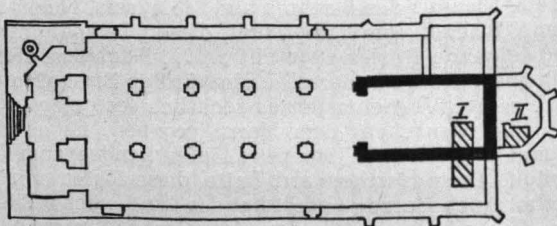
1. das bereits 1873 gewonnene Ergebnis zu bestätigen, d. h. erneut an einer möglichst ungestörten Stelle das alte Mauerwerk freizulegen,
2. die 1873 geäußerten Vermutungen über die Ausdehnung der frühesten Kirche im jetzigen Kirchenkern, d. h. den alten Grundriß, festzulegen,
3. nachzuforschen, ob sich nicht doch im Osten an diesen Grundriß noch ein Chorraum nachweisen ließe.

Zur Beantwortung dieser drei Fragen wurden im jetzigen Chorraum zwei breitere Schnitte gelegt (s. Plan 1).

Schnitt I: zwischen Pfeiler 1 und 2.

Schnitt II: im südlichen Teil des Chorraumes, unmittelbar vor und neben dem Steinaltar.

Grundriß der Magnikirche mit
Eintragung des alten Baues
(nach P. Brutzer und den letzten
Untersuchungen).



Die Ergebnisse waren:

Schnitt I: etwa 0,30 m unter dem jetzigen Fußboden lag schon die Mauer von 1031 (s. Profil). Sie besitzt eine Breite von 1,10 m und reicht im Innenraum bis 0,85 m und an der Außenseite 1,0 m unter den jetzigen Fußboden, der für diese Schnittuntersuchungen als O-Linie angenommen wurde.

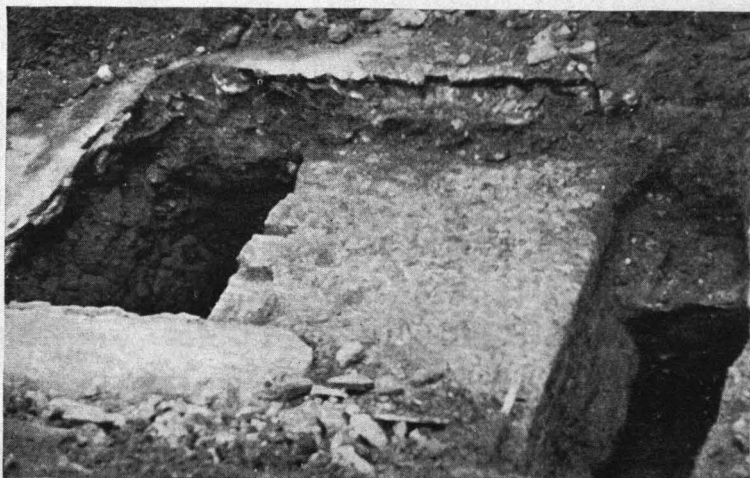
Diese Mauer bestand

im untersten Fundament aus drei Schichten von eng aneinander gepackten und vermörtelten Rogensteinbruchstücken, darauf folgte beiderseits ein Absatz in Breite von 0,10 m, auf den das aufgehende Mauerwerk aufsetzte; dieses aufgehende Mauerwerk war in vier Schichten recht gut nachweisbar; es bestand aus Kalkbruchsteinen, mit Mörtel verbunden. Die Anordnung der Steine war regelmäßig, d. h. sowohl an den Außenkanten wie in dem Innenraum lagen gleichmäßig große Steine.

Diese Erkenntnisse entsprachen durchaus denen, die im vergangenen Jahr bei der Untersuchung der Ludgeri-Kapelle zu Helmstedt (Schultz, H.-A., Die Ludgeri-Kapelle zu Helmstedt — ein karolingischer Bau? in Br. Jahrbuch d. Geschichtsvereins 1956) und zwar bei der Freilegung der Fundamente der unteren St. Peters-Kapelle gewonnen wurden. Schon damals gab die Tatsache, daß der Unterbau so wenig tief in den Erdboden hineingebaut war, Anlaß zu vielen Erörterungen.

Nebenbei sei erwähnt, daß an der Innenseite jener alten Mauer zwei menschliche Schädel (von einem Erwachsenen und einem Kinde) in 1,20 m Tiefe (das Fundament der alten Mauer war nur 0,85 m tief!) gefunden wurden. An der Außenseite schloß sich eine aus Backstein gemauerte Gruft an, die nicht weiter untersucht wurde.

Die im Schnitt I freigelegte alte Mauer.

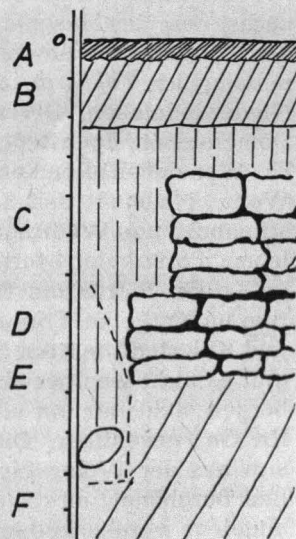


Schnitt II: Auch hier fand sich die alte Mauer in derselben Art wieder, nur mit dem Unterschiede, daß von dem Maueraufbau noch zwei Schichten mehr erhalten waren. In Art des Gesteins, des Mauergefüges und der Vermörtelung entsprach sie völlig der des Schnittes I.

In der Erweiterung dieses Schnittes ließ sich dann infolge der geringen Tiefenlage der alten Mauer unter dem jetzigen Fußboden sehr leicht diese verfolgen, die Mauerecken erkennen und damit der ganze Grundriß ermitteln (s. Plan 2).

Um nun zu ergründen, ob sich an diesen bereits 1873 erkannten, jetzt erneut bestätigten Mauerstück noch ein Chorraum angeschlossen hat, wurde der Schnitt II flächenhaft nach Osten erweitert. Hierbei stellte sich heraus, daß der Unterbau des jetzt stehenden Chores an das alte Mauerwerk unmittelbar angebaut, nicht eingebunden worden ist. Es ließ sich eine deutliche Fuge nachweisen. — Parallel der alten Mauer fand sich eine weitere, die an sich durchaus der Richtung der alten Mauer von 1031 entsprach. Sie war an dem Unterbau des Chores angesetzt, ebenfalls nicht eingebunden, zeigte eine Stärke von 1,50 m und war auch vollständig aus Kalkbruchstein aufgebaut. Über ihren Zweck wurden verschiedene Ansichten geäußert. Am nächsten liegt wohl die Meinung, daß es eine Stützmauer für den schweren Altar gewesen ist.

Interessant war der Befund, daß man das alte Mauerwerk infolge seiner geringen Tiefe unmittelbar auf gelbem Sandboden aufgesetzt hat, daß man aber die später gebauten tieferen Fundamente der folgenden Bauperioden auf einen eichenen Balkenrost aufmauern mußte. Selbstverständlich hängt dieses mit der Höhe des Grundwasserspiegels zusammen.



Profilschnitt durch den Nordteil der alten Mauer im Schnitt I.

- A - letzte Fußbodenschicht (Asphalt),
- B - vorletzter Fußbodenbelag,
- C - Mauerkern der alten Mauer,
- D - unregelmäßig gelagerte Stein- und Sandschichten,
- E - frühe Bestattung, von der nur noch die Reste von zwei Schädeln (von einem Erwachsenen und einem Kind) erhalten waren,
- F - gewachsener Boden.

Leider ließ sich von einem Chorbogen nichts ermitteln. Die östliche Außenwand des alten Mauerwerkes verlief völlig ebenmäßig, ohne irgendwelche Abschlüsse oder Umbauten. Wäre ursprünglich ein Chorbogen vorhanden gewesen, so hätte sich dieser, selbst wenn er abgerissen worden wäre, sicherlich an einer Stelle, zumal auch das Mauerwerk nicht wieder verwendet worden ist, erkennen lassen. Vermutlich hat der früheste Kirchenbau im Grundriß die Form eines Rechteckes mit einer Seitenlänge von 14 x 8,80 m besessen. Von einem Choranbau fehlt jede Spur.

Fuchs und Dachs in den Flurnamen und im Volksmunde Ostfalens

Von Werner Flechsig

Mit der folgenden Darstellung wird die Reihe der Aufsätze über die heimische Tierwelt in den ostfälischen Flurnamen fortgesetzt, die in den ersten beiden Heften des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift begonnen wurde. Die Bedeutung der in diesem 3. Aufsatz verwandten Abkürzungen ist bereits auf S. 70 des Heftes 2/1956 erklärt worden. Dort findet man auf S. 74 als Anmerkungen 1)–3) auch die weiterhin benutzten handschriftlichen und gedruckten Quellen zur ostfälischen Flurnamenkunde aufgeführt.

Von allen wildlebenden Tieren unserer Heimat ist der Name des Fuchses nächst dem des Hasen am häufigsten in Flur- und Forstortnamen zu finden. Unter den Zusammensetzungen mit Fuchs (plattdeutsch *Foß-*) als BW. steht der *Fuchsberg*, mundartlich *Foßbarch*, an erster Stelle. Wir finden ihn bei Dreileben, Elbeu, Niederodeleben, Olvenstedt und Wolmirstedt im Kr. Wolm., Altbrandsleben, Domersleben, Egenstedt, Hadmersleben (1568), Hohendodeleben, Kl. Rodensleben, Kl. Wanzleben, Remkersleben, Seehausen, Welsleben und Wolmirsleben im Kr. Wanz., Neustadt und Suderburg im Stkr. Ma., Eilsleben, Marienborn, Sommer-schenburg und Wedringen im Kr. Hald., Beierstedt, Boimsdorf, Frellstedt, Gevensleben, Forstrevier Mariental, Rühren und Volkmarsdorf im Kr. He., Bechtsbüttel im Kr. Gi., Sickte und Thune im Kr. Braunschweig, Braunschweig-Altewiek, Vöh-rum im Kr. Peine, Börßum, Sambleben, Seinstedt und Warle im Kr. Wolf., Beinum und Kniestedt im Stkr. Sa., Ruthe Kr. Hi.-Ma. und Daspe im Kr. Ho. Im Kr. Celle gibt es nicht weniger als 18 Geländebezeichnungen dieser Art. Den vielen Fuchs-bergen steht nur ein einziges *Foßdäl* (1680 Voßtal) im Forstrevier Langelshelm, Kr. Ga., gegenüber. Dieser auffällige Unterschied in der Namenbildung erklärt sich aus der Wohnweise des Fuchses. Er bevorzugt ja nach Brehm¹⁾ für seinen Bau Berghänge, an denen die Zugangsröhren zum unterirdischen Wohnkessel so angelegt werden können, daß sie aufwärts führen, um den Kessel selbst trocken halten zu können. Der FlN. *Foßbarch* bezeichnet also solche Bodenerhebungen, in denen sich ein Fuchsbau befand.

Der Fuchsbau selbst wurde in Ostfalen früher mund-artlich *Foßhöl* genannt. Als GW. dient hier das auch in anderen Zu-sammensetzungen wie *Dräkenhöl*, *Muksöl*, *Silwerhöl* u. ä. vorkommende nd. Hauptwort *höl* s. ‚Höhlung, Vertiefung im Boden‘. Die Mehrzahl wurde im Mittelalter ursprünglich durch Anfügen eines -e gebildet, später, wie bei anderen sächlichen Wörtern (*däl*, *dorp*, *hūs*, *wif* usw.), mit -er und Umlaut in der Stammsilbe. So stehen nebeneinander auch in den FlN. die Formen -hole und -holer (zu lesen als -höler). Daneben kommt außerdem in den FlN. die Form -höller oder — mit

Entrundung — *beller* vor, ein Zeichen dafür, daß die Tondehnung des ursprünglich kurzen Stammsilbenvokals in offener Silbe nicht überall in Ostfalen durchgeführt worden ist. Der FIN. *F o ß h ö l* oder eine der genannten Mehrzahlformen, von den Landmessern gelegentlich in „Fuchshöhlen“ verhochdeutsch, kommt vor bei Druxberge im Kr. Wolm., Hakenstedt und Ummendorf im Kr. Hald., Emmerstedt, Esbeck, Grafhorst und Forstrevier Mariental (1197 *voshole*) im Kr. He., Gr. Brunsrode im Kr. Br., Braunschweig-Altewiek (1753 *Voßhol*), Amleben (1756 *An den Voßhellern*), Kneitlingen (1753 *Voshölen*) und Westeroode (1666 *Die Voshöhler*, 1699 „*Voshöllern ist ein Feld Busch*“, 1953 *foßhüln* (mit Verengung des aus *ō* entrundeten *ē* zu *ī*) im Kr. Wolf., Langenstein (1536 *Vosholern*), Osterwieck (1391 *tyghen de voshole*, 1775 *Fuchshöhlern*) und Stötterlingenburg (1300 *locus silve qui ad antra vulpium sive Voshole communiter appellatur*, 1314 *silva que dicitur Voshol*) im Kr. Halb., Veckenstedt (15. Jahrhundert *by den vosholen*, 1506 *Fuchsholern*, 1609 *Fuchshöler*, 19. Jahrh. *Voßhollern*) im Kr. We., Gebhardshagen (1548 *in den Vosholen*, ein Kampf) im Stkr. Wa., Kl. Mahner und Schladen im Kr. Gos., Altgandersheim (1706 *im Voßhoble*, 1934 *Foßhäole*), Dankelsheim (1930 *in'n Foßhöln*), Gremshiem (1756 *am Voßhole*) und Seesen (1757 *Voß-Höhler*) im Kr. Ga. sowie Hammenstedt im Kr. No. Es ist merkwürdig, daß dieser FIN. in den sehr gründlich durchforschten Kreisen Wanzleben, Magdeburg und Celle (bis auf Voßhöhlen 1669 bei Boye) gänzlich fehlt. Statt dessen erscheint *Fuchslöcher* bei Gr. Ottersleben (1655) und *Fuchslöcher* bzw. *Foßlöcker* bei Westeregeln (1741) im Kr. Wanz., Diesdorf im Stkr. Ma., Harbke im Kr. Hald., Ehmén im Kr. Gi., Lucklum (1772 *Fuchslöcherberg*), Weddel und Wendeburg (1752) im Kr. Br., Bornum (1772) im Kr. Wolf., Liebenburg und Neuenkirchen im Kr. Gos., Neuwallmoden (1756) und Wolperode (1859 *Fuchslöcher*) im Kr. Ga., Kl. Freden und Limmer im Kr. Alf., Holtensen und Moringen im Kr. No. sowie siebenmal in Kr. Celle. Dieser FIN.-Typus ist also nicht vor der Mitte des 17. Jahrhunderts bezeugt. Das deutet darauf hin, daß die Bezeichnung des Fuchsbaues als *Foßlock* oder *Foßlöcker* in der Volkssprache des ostfälischen Kerngebietes jünger ist als *Foßhöln* oder *Foßhöler* (-höller) und an dessen Stelle trat, als das Wort *Höln* in der Bedeutung ‚Höhlung‘ oder ‚Bodenvertiefung‘ aus dem allgemeinen Sprachgebrauch verschwand und durch *Lock* ersetzt wurde. Wo aber die Bezeichnung *Foßhöln* (-höler, -höller) als FIN. eine feste Verbindung mit einem Flur- oder Waldstück eingegangen war, wird sie wohl kaum durch die jüngere Bezeichnung nachträglich noch verdrängt worden sein. Man darf also damit rechnen, daß der FIN. *Foßlöcker* u. ä. überall dort, wo er auftritt, verhältnismäßig junge Fuchsbaue kennzeichnet. Wenn der ältere Name im Stkr. Ma. und im Kr. Wa. bisher gar nicht und im Kr. Celle nur einmal gefunden wurde, so dürfen wir daraus aber noch nicht ohne weiteres folgern, daß der Fuchs dort erst in neuerer Zeit heimisch geworden ist. Vielleicht war die Bezeichnung *höln* für Tierhöhlen in jenen Randgebieten Ostfalens niemals recht gebräuchlich, vielleicht aber fehlt sie dort nur scheinbar deshalb, weil in den drei sonst so gründlich untersuchten Kreisen Quellen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und noch früherer Zeit zu wenig für die Flurnamenkunde ausgeschöpft sind.

Auf den ersten Blick scheint auch der FIN. *Fuchskühlen*, plattdeutsch *Foßkülen* (-külen), dasselbe zu bedeuten wie *Foßhöler* oder *Foßlöcker*. Er findet sich bei Domersleben und Remkersleben im Kr. Wanz., Harbke im Kr. Hald., Kl. Twülpstedt und Rieseberg (1755) im Kr. He., Rautheim (1769) im Kr. Br., Kl. Lafferde (1938 *up'n Foßkülen*) im Kr. Peine, Hornsen im Kr. Al. und zweimal im

Kr. Celle. Gewöhnlich bezeichnet der Volksmund in Ostfalen jedoch mit *Kule* eine von Menschenhand zu Zwecken wirtschaftlicher Nutzung geschaffene größere, nach oben offene Grube, wie die Zusammensetzungen *Grant*-, *Hoppen*-, *Lēm*-, *Margel*-, *Sant*- und *Stainkule* erkennen lassen. Es ist daher wahrscheinlicher, daß die *Foßkulen* künstlich angelegte Fanggruben für Füchse waren, wie es von den *Wulweskulen* für Wölfe bezeugt ist (vgl. Heft 2/1956 dieser Zeitschrift auf S. 70 f.).

Nicht nur der Schlupfwinkel des Fuchses gab Anlaß zur Bildung von FIN. mit dem BW. Foß, sondern auch das Gelände, in dem der Räuber auf seinen Jagdzügen besonders häufig gesehen oder gespürt wurde. So entstanden wohl Namen wie *Foßbusch* bei Rieseberg im Kr. He. und Liebenburg im Kr. Gos., *Foßholt* (hd. Fuchsholz) bei Osterwiek im Kr. Halb. und Garlebsen (1753 *im Voßholz*) im Kr. Ga., *Foßhai* bei Gittelde (1680 *Voßhey*, ein Waldstück) im Kr. Ga., *Foßhaie* (hd. Voßheide) bei Rötgesbüttel im Kr. Gi. und Hohnebostel im Kr. Celle, *Fuchsbalken*, ein Waldstück bei Meinkot im Kr. He., *Foßwinkel* (hd. Fuchswinkel) bei Denstorf (1771) im Kr. Br., Kl. Lafferde im Kr. Peine, Offensen (1669) im Kr. Celle, Bredelem im Kr. Gos. und Imbshausen im Kr. No. Wie den häufigen FIN. *Häsenwinkel*, *Suwinkel* und *Wulweswinkel* der *Foßwinkel* entspricht, so dem *Häsenbēk* und *Subēk* der *Foßbēk* im Forstrevier Seesen, Kr. Ga. (1680 *Voßbääk*). Es gibt ferner einen *Foßborn* (1760 *Voßborn*) bei Dielmissen im Kr. Ho.

Der Fuchs bleibt aber nicht nur im Walde, sondern dehnt seine Beutezüge auch auf die Feldmarken der Dörfer bis in die Nähe der menschlichen Behausungen aus. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn wir auch FIN. finden, bei denen das BW. Foß mit einem GW. wie -feld, -braie (hd. -breite), -kamp, -morgen, -wische (hd. -wiese) oder dergleichen verbunden ist. Ein *Foßfeld* hat Eilsleben im Kr. Hald., eine *Foßbraie* (Foßbreite, Fuchsbreite) ist bezeugt bei Domersleben, Egenstedt, Gr. Germersleben und Oschersleben, Kr. Wanz., Overgünne und Siegersleben im Kr. Hald., Arholzen (1755) im Kr. Ho. und Hasselfelde im Kr. Bl., ein *Foßkamp* bei Waggum (1754 *Voßkamp*) im Kr. Br. und dreimal im Kr. Celle, ein *Foßmorgen* bei Altenweddingen im Kr. Wanz. und Sottmar (1747 *Voßmorgen*) im Kr. Wolf., *Foßwischen* bei Saalsdorf (1750 *Voßwiese*) im Kr. He. und Hohenbüchen im Kr. Ho. Ein *Fuchsbleeke* gibt es bei Vöhrum im Kr. Peine. Der Kr. Celle bietet weiter noch die Zusammensetzungen *Foßbeu* (3), -brauk (1), -fladen (2), -graben (2), -häg (1), -lae (1), -lage (2), -loh (1), -moor (1) und -zump (1).

Da die Grundwörter -braie, -hai, -kamp, -morgen und -wische nicht selten mit einem Personennamen als BW. verbunden werden, ist es freilich nicht ausgeschlossen, daß dieser oder jener unter den hier aufgeführten FIN. mit einem solchen GW. auf einen Besitzer oder Nutznießer des fraglichen Geländes zurückgeht und nicht auf unseren Meister Reineke. Viele werden es jedoch nicht sein, weil der Familienname Voß in Ostfalen früher nicht gerade häufig war. Unter den 494 Orten des Fürstentums Calenberg-Göttingen, von denen wir die Einwohnernamen des ausgehenden 16. Jahrhunderts aus den Musterungsrollen und Huldigungsverzeichnissen von 1585 kennen ²⁾, sind nur 16, in denen es Familien namens Voß gab, und zwar die Städte Hannover, Göttingen, Northeim und Hameln sowie die Dörfer Kl. Lengden und Wölmarshausen im Kr. Gö., Edesheim, Holtensen und Sudheim im Kr. No., Polle im Kr. Hameln, Hotteln im Kr. Hi.-Ma., Adensen, Pattensen und Völkßen im Kr. Springe, Wülferode im Kr. Hannover und Steinwedel im Kr. Burgdorf. In anderen Landschaftsteilen Ostfalens dürfte

das Zahlenverhältnis ähnlich gewesen sein. In der Stadt Braunschweig gab es 1671 drei Familien Voß³⁾, in Goslar 1600 bis 1647 nur eine⁴⁾.

Streicht man aus unserer Flurnamenliste einige, die vielleicht nichts mit dem Raubtier Fuchs zu tun haben, so bleibt doch die Zahl der FIN., die auf die frühere Verbreitung des Fuchses in unserer Heimat deuten, immer noch außerordentlich hoch im Vergleich zu den anderen, heute noch bei uns wildlebenden Raubtierarten. Der *Dachs* (*Martes martes* L.), der dem Fuchs im Höhlenbau und auch sonst am nächsten steht und im mittelalterlichen Tierepos von Reineke Voß als dessen Vetter erscheint, ist in ostfälischen FIN. auffallend selten verewigt. Einen *Dachsbau* gibt es als Forstort bei Wolfenbüttel, bei Schliestedt im Kr. Wo. und im Forstamtsbezirk Hasselfelde I, Kr. Bl., einen *Dachsbaugrund* in den Forstrevieren Zorge und Wienrode, Kr. Bl., *Dachslöcher* im Oderwalde bei Adersheim, Kr. Wo. und im Forstamtsbezirk Hasselfelde I, einen *Dachsb erg* bei Samswegen im Kr. Wolm. Alle diese FIN. dürften recht jungen Ursprungs sein. Heute heißt der Dachs in Ostfalen mundartlich zwar fast überall *Hunnedacks* oder *Swīne* - (*Swäine* - bzw. *Swöine* -) *dacks*. Die auslautende Konsonantenverbindung verrät jedoch, daß hd. Einfluß hier wirksam ist und diese Namensform nicht ursprünglich niederdeutsch sein kann. Die älteren bodenständigen Namen für den Dachs sind in Ostfalen *Griseke* (*Gräiseke*, *Gröiseke*) und *Gräwink*. Den ersten Namen, der wörtlich übersetzt „Grauchen“ bedeutet und die Pelzfarbe des Tieres meint, fand ich noch in je einem Orte der Kr. He., Br., Go., Hi.-Ma., Ei. und Ho., in zwei Orten des Kr. Ga., in 3 Orten des Stkr. Sa., in 4 Orten des Kr. Wolf. und in 5 Orten des Kr. Peine, *Gräwink* (*Grēwink*) aber insgesamt nur noch sechsmal, nämlich in Gr. Brunsrode, Kr. Br., Bansleben und Dettum, Kr. Wolf., Schmedenstedt, Kr. Peine, Olerse, Kr. Burgdorf und Kl. Rhüden, Kr. Ga. Gerade dieser letzte Name, der „Gräber“ bedeutet und den Dachs als Meister des Höhlenbaues kennzeichnet, ist aber der einzige, der in älteren Forstortsnamen des Leine- und Weserberglandes überhaupt auf die Anwesenheit des Dachses hinweist. Eine *Grewingsgrund* gibt es bei Wiershausen im Kr. Osterode⁵⁾, ein *Grevingholl* 1525 bei *Alverdissen* in Lippe⁶⁾, „*In den Greveningshölen*“ 1685 bei *Bonneberg* im Amte *Vlotho*⁷⁾, „*In den Grevinghölen*“ 1686 bei *Gellershagen*, Stkr. *Bielefeld*⁸⁾ und „*Grevinhole*“ im 14. Jahrhundert bei *Uhlenberge*, Kr. *Melle*⁹⁾. Der einzige braunschweigische FIN. dieser Art heißt *Grefingslöcher* und findet sich bei *Seboldshausen* im Kr. Ga. Daß aber auch bei uns der Dachsbau früher mundartlich *Gräwink(s)höl* genannt wurde, wie der Fuchsbau *Foßhöl*, geht aus einem plattdeutschen Hochzeitsgedicht für *David Ludwig Dietrich* und *Catharina Elisabeth Thieß* in *Uslar* hervor, das 1653 in *Helmstedt* gedruckt wurde. Darin heißt es bei der Schilderung der Unbilden des Winters: „*un de Grefink löpt tho Hole, wihl de Nordwind weiht kohle*“¹⁰⁾. Sicher war der Dachs früher bei uns nicht so selten im Vergleich zum Fuchs, wie es die wenigen FIN., die nach ihm benannt sind, anzuzeigen scheinen. Aus *Brehms Tierleben*¹¹⁾ wissen wir ja, daß der Fuchs seinen Bau meist nicht selbst herstellt, sondern gern einen schon vorhandenen Dachsbau bezieht, nachdem er den Dachs daraus weggeekelt hat. Viele, wenn nicht sogar alle *Foßbarge*, *Foßhöle* und *Foßlöcker* unter unseren FIN. werden daher ursprünglich auch Schlupfwinkel des Dachses gewesen sein. Daß der Volksmund diese gleichwohl nicht *Gräwinksbarch*, *Gräwinkshöl* oder *Gräwinkslotte* genannt hat, muß seinen besonderen Grund haben. Der Dachs erregte anscheinend die Aufmerksamkeit des Menschen längst nicht in dem Grade wie der Fuchs.

Das kann nicht nur daran liegen, daß der Dachs sich als ausgesprochen scheuer Waldbewohner gewöhnlich nicht in die Nähe der menschlichen Ansiedlungen traut und darum den Landleuten seltener zu Gesicht kommt als der Fuchs. Marder, Wiesel und Iltis, die anderen, noch heute bei uns wild lebenden Raubtierarten, dehnen ja ihre Raubzüge mit Vorliebe in die Geflügelställe der Bauernhöfe aus, wenn sie dort eindringen können, und werden dadurch für den Bauern zu gefährlicheren Schädlingen als der Fuchs. Trotzdem erscheinen die in Ostfalen heimischen mundartlichen Bezeichnungen des Marders (*Mårte*), Wiesels (*Wessel* oder *Wassel* mit stimmhaftem s im ostfälischen Kerngebiet, *Wäselken* oder *Wöselken* im westlichen und nördlichen Ostfalen) und des Iltis (*Ilk*) bis auf einen zweifelhaften *Ilksteig* bei Hermsdorf im Kr. Wolm. überhaupt nicht als BW. in FIN. unserer Heimat. Für die Benennung von Flur- und Waldstücken nach wildlebenden Tieren kann also weder deren häufige Berührung mit dem Menschen noch ihre Schädlichkeit maßgebend gewesen sein.

Nicht immer ist heute noch mit Sicherheit zu erkennen, warum unsere Vorfahren bei der Bildung ihrer FIN. manche Tiere kaum einer Beachtung für würdig hielten, andere dagegen um so mehr. Beim Fuchs aber ist die Antwort auf diese Frage nicht schwer: Er genoß, wie das allgemein bekannte und von Goethe sogar noch einmal nachgedichtete mittelalterliche Tierepos Reineke Voß zur Genüge zeigt, bei unseren Vorfahren von allen Tieren des deutschen Waldes die größte Volkstümlichkeit, wenn man so sagen darf. Nicht als ob man ihn geliebt hätte, im Gegenteil! Die Falschheit und Tücke, die ihm eigen sein soll, erregte vielmehr Abscheu, aber mit dem Abscheu paarte sich doch auch Bewunderung für den Meister listenreicher Klugheit. Wie der charakterlich durchaus nicht vorbildliche griechische Fürst Odysseus wegen seiner Verschlagenheit im Altertum bei seinen Landsleuten besonderen Ruhm genoß und zum Helden eines der größten Epen der Weltliteratur wurde, so auch Meister Reineke im Mittelalter hierzulande. Noch in der Neuzeit hat der Fuchs bei uns nichts von seiner „Volkstümlichkeit“ eingebüßt. Während Dachs, Marder, Wiesel und Iltis in den sprichwörtlichen Redensarten unserer Heimat überhaupt keine Rolle spielen, erscheint der Fuchs in ihnen um so häufiger. Einige Beispiele aus Ostfalen mögen das veranschaulichen: „*De Foß vorlöst woll de Håre, åwerst nich de Nücke*“ (Laune, Tücke). — „*Fösse hett Nücke, un wenn se naine Nücke hett, sau hett se Tücke*.“ — „*Dai köärt mit dāne ar de Foß mit 'n Goisen*“ (spricht freundlich mit falschem Hintergedanken). — „*Hai spēlt 'er midde ar de Foß mit 'n Håsen* (hinterlistig). — „*Wat en ōlt Foß is, dai rucket ēst up de Falle*“ (ist mißtrauisch und vorsichtig). — „*De Foß wait ofte mēr ar a i n Lock* (ist klug). — „*Fösse mott 'n mit Fössen fengen*“ (gegen Klugheit hilft nur gleiche Klugheit).

Die Eigenschaften, die man dem Fuchs zuschrieb, vermutete man auch bei Menschen, die gleich ihm rote Haare hatten. Man nannte sie *Foßkopp*, *Foßlunte* oder *Brandfoß* und hielt sie für falsch, unzuverlässig und heimtückisch. Daher auch das Sprichwort: „*Rō Håre un Ellernholt dai wasset up nainen gu'en Bodden*.“ Als Foß bezeichnete man in übertragenem Sinne aber auch denjenigen, der fuchsähnliche Wesenszüge offenbarte, ohne durch rote Haare aufzufallen. Wo der Spitzname Voß durch Vererbung vom Vater auf den Sohn schließlich zum festen Familiennamen wurde, konnten einer solchen Benennung also entweder körperliche oder geistige Merkmale oder beides zugrunde liegen. Die ältesten uns überliefer-

ten Träger dieses Namens in und um Braunschweig waren Albertus Vos aus Bodenstedt, Kr. Br., der 1314 in Braunschweig verfestet wurde, und ein Vos, der 1320 wegen Falschspielerei vor dem Vehmgerichte in Braunschweig erscheinen mußte¹³⁾. Noch früher erscheint ein Ludolfus Vos de Borsne (aus Börßum) als Zeuge eines Rechtshandels auf dem Grevending zu Kissenbrück im Jahre 1268¹⁴⁾.

Die auffällige Farbe und die ebenso auffällige Lebensweise des Fuchses haben bei den indogermanischen Völkern schon in der Frühzeit den Glauben an übersinnliche, dämonische Kräfte des Tieres geweckt. In manchen Gegenden wurde er für einen Berg- oder Waldgeist in Tiergestalt gehalten, in anderen gilt er als Begleiter der Trolle, des Wilden Jägers oder anderer dämonischer Wesen. Weit verbreitet ist auch die Vorstellung, daß Hexen die Gestalt des Fuchses annehmen, um den Jäger zu narren oder anderen Menschen zu schaden. Schließlich hält man den Fuchs auch in vielen Landschaften, besonders Niederdeutschlands, für einen Wetterkünder oder gar Wettermacher¹⁵⁾. In Meinersen an der unteren Oker sagt man vom aufsteigenden Nebel im Sommer: „*De Fofß bā'et sick*“, im Göttingischen, wenn Berge und Wälder dampfen, „*de Fösse briuet*“ (brauen). Ähnlich denkt und spricht man in Brandenburg, in Schlesien, in der Oberpfalz, in Schwaben und in der Schweiz. Vielleicht liegt solchen Vorstellungen eine uralte Gedankenverbindung zwischen den roten Haaren des Fuchses und den roten Haaren des Wettergottes Donar in der germanischen Mythologie zugrunde. Zu den Wesensmerkmalen dieses Gottes gehörten allerdings keineswegs jene schlechten Eigenschaften, die das Volk später dem Fuchs und allen rothaarigen Menschen zuschrieb. Der Gedanke ist daher nicht von der Hand zu weisen, daß erst nach der Einführung des Christentums bei den Germanen mit der Verteufelung der alten Götter durch die Kirche auch die rote Haarfarbe und damit zugleich der Fuchs in jenen schlechten Ruf gerieten, der ihnen nunmehr seit vielen Jahrhunderten anhaftet. Die Scheu der Menschen vor dem Fuchs als einem dämonischen Wesen blieb aber auch bei gewandeltem Vorzeichen bestehen. Nur so und nicht durch wirtschaftliche Gesichtspunkte oder Jagdleidenschaft ist es zu erklären, daß man nach dem Fuchs viel häufiger als nach Bär, Wolf, Dachs, Hirsch, Reh oder Wildschwein immer wieder von neuen Örtlichkeiten in Wald und Flur benannt hat. Manche dieser Örtlichkeiten mag als unheimlich verrufen gewesen sein, wie es auch für die mit Hasen- und Katten- gebildeten FIN. zum Teil angenommen werden darf. Das wird bei der Behandlung dieser Namensgruppen in den nächsten Heften gezeigt werden können.

¹⁾ Brehms Tierleben. 4. Aufl. 1915, Bd. 12, S. 171.

²⁾ Burchard, Max: Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1935 S. 438.

³⁾ Braunschweigisches Bürger- und Gewerbeverzeichnis für das Jahr 1671. Hrsg. v. W. Spieß. Braunschweig 1942 S. 65.

⁴⁾ Goslarer Bürgerbuch 1600—1647. Hrsg. v. Fr. Bonhoff. Hamburg 1925 S. 84.

⁵⁾ Schambach, Georg: Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858 S. 68.

⁶⁾ Preuß, Otto: Die lippischen Flurnamen. Detmold 1893.

⁷⁾ Schmidt, A.: Die Flur- und Siedlungsnamen in Stadt und Amt Vlotho (in: Ravensberger Blätter für Geschichte, Volks- und Heimatkunde. 11. Jahrg., 1911) S. 51.

⁸⁾ Jellinghaus, H.: Ravensbergische Flurnamen (in: 18. Jahresbericht des Historischen Vereins f. d. Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld. 1904 S. 1—48).

- ⁹⁾ Jellinghaus, H.: Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern. 2. Aufl. 1923.
¹⁰⁾ Originaldruck in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel, Helmstedter Drucke Nr. 512.
¹¹⁾ a. a. O. wie ¹⁾.
¹²⁾ Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, hrsg. von L. Hänselmann, Bd. II, 1900. S. 300 u. 493.
¹³⁾ Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim, hrsg. v. H. Hoogeweg, Bd. III, 1903. Nr. 199.
¹⁴⁾ Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, hrsg. v. H. Bächtold-Stäubli, Bd. III. 1930 Sp. 174—197; hier bes. Sp. 178 f. u. Sp. 184 f.

Ein Bauernhaus aus dem 17. Jahrhundert in Wendeburg, Landkreis Braunschweig

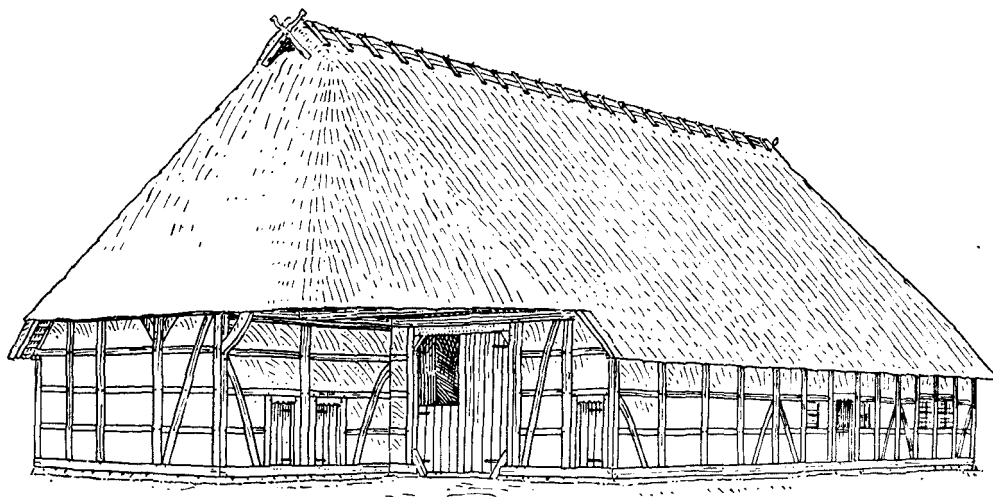
Von Gerhard Eitzen

Nachdem in Heft 1/1954 dieser Zeitschrift die alte Form des niederdeutschen Hallenhauses behandelt wurde, wie sie im 16. Jahrhundert im nördlichen Braunschweiger Land üblich war, wenden wir uns jetzt den nach 1600 erbauten Bauernhäusern zu. Im 17. Jahrhundert erfuhr der Hausbau hierzulande bedeutsame Umwandlungen, von denen sowohl das innere Gefüge und die Raumgliederung als auch das äußere Fachwerk und die Gestalt des Hauses betroffen wurden. Da die mannigfaltigen Neuerungen sich nur allmählich durchsetzen konnten, zeigen die Bauernhäuser dieser Zeit kein einheitliches Bild, sondern weisen eine Formenfülle auf, die nicht ohne weiteres zu übersehen ist. Es ist daher nicht möglich, im Rahmen dieses Aufsatzes eine umfassende Schilderung des Hausbaues im 17. Jahrhundert zu geben, und wir müssen uns deshalb darauf beschränken, ein in dieser Zeit erbautes Haus darzustellen und dabei auf einige Züge hinzuweisen, durch die sich die Bauweisen des 16. und 17. Jahrhunderts voneinander unterscheiden.

Als Beispiel ist das Haus Nr. 22 in Wendeburg herangezogen, das nach den Inschriften 1693 erbaut wurde. Vergleicht man es mit dem in Heft 1/1954 behandelten Haus des 16. Jahrhunderts, dann scheinen zunächst keine bedeutenden Unterschiede zu bestehen. Beide Bauten sind — wenigstens ihrer äußeren Erscheinung nach — Zweiständerkübungsbauten, die über das schräge Vorschauer und den gebrochenen Walm verfügen. Die unterschiedliche Gliederung des Fachwerkes läßt jedoch vermuten, daß diese Häuser trotz ihrer übereinstimmenden Gestalt nicht zur selben Zeit erbaut worden sind.

Die Wände des Wendeburger Hauses sind sowohl an den Giebeln als auch an den Seiten um ein Gefach höher als beim Zweidorfer Haus. Während die Fachwerke des 16. Jahrhunderts nur mit wenigen Kopfbändern verstrebt wurden, die dem inneren Gefüge entsprechen, sind beim Wendeburger Haus sogenannte Sturmbänder in größerer Zahl verwandt worden. Das sind lange Strebhölzer, die von den Schwellen aufsteigen und entweder bis zum Balken reichen oder sich gegen die Ständer stemmen. Beide Arten von Sturmbändern sind hier zwar nicht überall symmetrisch, wohl aber nach einem bestimmten System angeordnet. So reichen die Sturmbänder der Giebel und meisten Querwände bis unter die Balken, während sie in den firstparallelen Wänden gegen die Ständer gestellt sind und jeweils das obere Gefach frei lassen. Diese langen,

von den Schwellen aufsteigenden Sturmbänder waren dem niederdeutschen Hallenhaus alter Art noch fremd, das als Gerüstbau nur innere Verstrebungen kannte, die ohne Schwellen angebracht werden konnten. Dagegen waren die Sturmbänder der mitteldeutschen Bauweise schon länger bekannt. Bei den mitteldeutschen Häusern mit ihren tragenden Außenwänden, die man als Ständerwandbauten bezeichnet, wurde schon im ausgehenden Mittelalter aus der schrägen Schwertung das auf der Schwelle stehende Sturmband entwickelt. Gegen 1600 gelangte das Sturmband unter dem Einfluß der südlichen angrenzenden Landschaften auch in unser Gebiet und bewirkte hier die an unserm Beispiel aufgezeigte Wandlung in der Fachwerkgestaltung. Die ältere Form der Gefügeverstrebung, das kurze Kopfband, trat nun zugunsten der langen Sturmbänder zurück. Gleichzeitig wurden die altertümlichen Langstreben in den Dälenwänden aufgegeben.



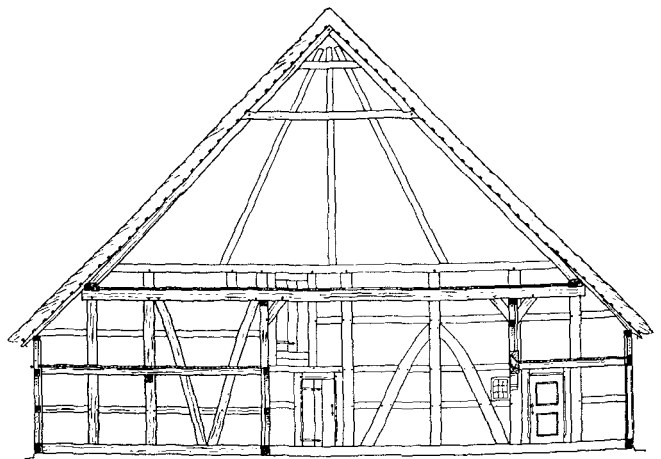
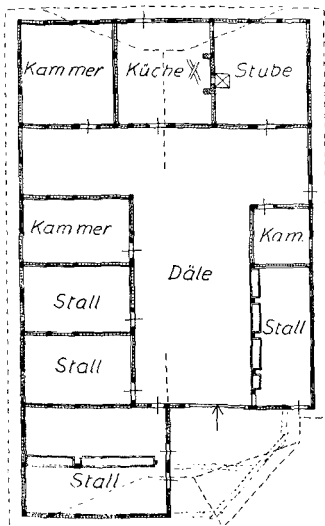
Haus Nr. 22 in Wendeburg (1693)

Zeichn. G. Eitzen

Ferner trat ein Wandel im Inschriftenwesen ein. Die Inschriften wurden länger und nicht mehr am inneren Gefüge, sondern am äußeren Fachwerk angebracht. Bei unserm Beispiel sind die Sturzriegel des Einfahrtstores und des Seiteneingangs mit Inschriften versehen. Weiterhin ist der Riegel über dem Eingang zur Futterkammer mit „ANNO 1693“ beschriftet.

Beim Betreten des Hauses bietet sich ein ganz anderer Anblick als in den urwüchsigen Hallenhäusern, wo die Flettdäle den Grundriß beherrscht. Zunächst fällt es auf, daß die Däle in Anbetracht der Hausgröße verhältnismäßig schmal, aber ziemlich hoch ist. Sie mündet nicht in ein geräumiges Flett, sondern erstreckt sich bis zur rückwärtigen Wand, hinter der das Kammerfach liegt. An das Flett erinnern noch die beiden schmalen seitlichen Luchten. Das Gefüge ist bedeutend engmaschiger als in den Bauten des 16. Jahrhunderts und scheint auch nach einem ganz anderen System erstellt zu sein. Bei eingehender Betrachtung stellen sich jedoch noch unvermutet viele Züge der alten Bauweise heraus, und es wird deutlich, daß die alte Gerüstform mit jüngeren Zusätzen durchsetzt weiterlebte.

Da fallen zunächst die starken Luchtriegel auf, die bei einer Länge von 6,78 m imstande wären, ein geräumiges Flett mit breiten Luchten zu bilden. Diese sind jedoch durch den Einbau von Kammern zu schmalen Nischen zusammengeschrumpft. Es ist dabei vor allem bemerkenswert, daß die hinter den Luchtriegeln befindlichen Kammern hier keineswegs auf spätere Einbauten zurückgehen, sondern zur ursprünglichen Anlage gehören. Obwohl mit der Aufgabe der breiten Luchten auch die Konstruktion mit den starken Luchtriegeln ihren Sinn verloren hatte, da nun Balken und Dachlast nicht mehr abzufangen waren, wurde das Gefüge weiterhin nach alter Gewohnheit mit weitspannenden Luchtriegeln abgezimmert. Es handelt sich dabei keineswegs um einen Einzelfall, vielmehr sind derartige Hausgefüge in diesem Landstrich um 1700 allgemein üblich gewesen. Prächtige Beispiele dafür sind in den nördlich von



Grundriß und Querschnitt des Hauses
Nr. 22 in Wendeburg

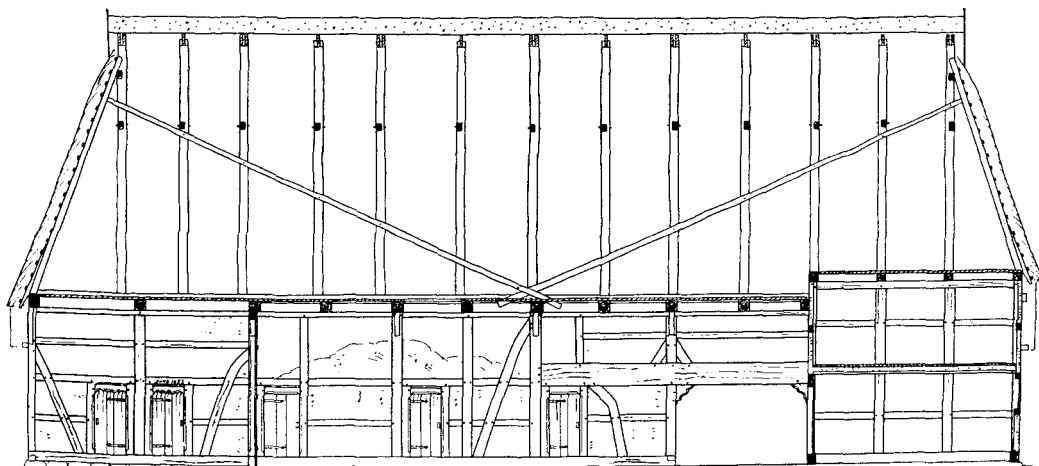
Zeichn. G. Eitzen (2)

Braunschweig gelegenen Ortschaften und im benachbarten Teil des Kreises Peine zu finden. Diese merkwürdige Erscheinung bekundet, daß gewisse Gepflogenheiten selbst dann noch längere Zeit weiter zu leben vermögen, wenn die ihnen zugeordnete Funktion hinfällig geworden ist. Derartige Beobachtungen sind bei der Erforschung des Bauernhauses besonders aufschlußreich, da sie wesentlich mit dazu beitragen, ältere, nicht mehr unmittelbar greifbare Formen zu erschließen.

Auch in der Verzimierung ist das ältere Gefügesystem mit seinen weiten Fachen noch zu erkennen. Die Hauptgefügeglieder sind nämlich nicht einheitlich verzimmert. Da sind zunächst die eigentlichen Gebinde, bei denen die Balken unmittelbar auf den Ständerköpfen ruhen und von Kopfbändern abgestützt werden. Zwischen diesen Gebinden steht jeweils ein Zwischenständer, der oben in einem Rähmstück endet, das von Gebinde zu Gebinde reicht. Ebenso wie die Ständerfolge ist auch die Balkenlage verdichtet, indem zwischen die fest aufgeführten und mit Kopfbändern versehenen Balken jeweils ein weiterer Balken gelegt ist, der als Felderbalken zu bezeichnen ist. Läßt man nun die Zwischenständer, Rähmstücke und Felderbalken als entwick-

lungsgeschichtlich jüngere Zutaten außer Acht, dann verbleibt ein weitmaschiges Gefüge, wie es für die Bauten des 16. Jahrhunderts typisch ist. Übereinstimmend damit entfallen auch bei unserm Beispiel je zwei Fache auf die Dälen- und Flett-konstruktion. Wenn auch hier das Gefüge in einem Guß erstellt worden ist, so geschichtlich gesehen, nicht durch die allmähliche Verdichtung der Gebinde, weisen seine Eigenarten doch darauf hin, daß derartige Gefüge, entwicklungs-sondern spontan durch das Einfügen von Zwischenständern und Felderbalken gebildet wurden. Der gleiche Vorgang ist auch bei den Bauernhäusern des 16. Jahrhunderts im braunschweigischen Weserbergland zu verfolgen¹⁾.

Seinen Umrißformen nach scheint das Wendeburger Haus ein Zweiständerbau mit beiderseitigen Kübbungen zu sein. Die äußere Gestalt erweist sich in diesem Fall jedoch als irreführend, und der Querschnitt erhellt, daß der Aufbau beträcht-



Längsschnitt des Hauses Nr. 22 in Wendeburg

Zeichn. G. Eitzen

lich von dem eines Zweiständerhauses abweicht. Das hängt hier mit der Raumeinteilung zusammen. Die abgeschlossenen Räume links der Däle sind hier mit nahezu 6 Metern ebenso breit wie die Däle, und es ist konstruktiv nicht möglich, so breite Kübbungen mit überstehenden Balken zu bilden, da die Balken dann 4,5 m weit überstehen müßten. Das ist aber selbst mit sehr kräftigen Hölzern nicht durchzuführen. Im Grundriß erkennt man, daß die einzelnen Seitenräume den Gebinden entsprechen, und dadurch war es möglich, im Verband der Trennwände weitere Ständer einzufügen, die die Gefügebalken ausreichend unterstützen. Das tragende Gefüge des Hauses wird also von drei Hauptständerreihen gebildet und man muß daher hier von einem Dreiständerbau mit beiderseitigen Kübbungen sprechen. Einfache Dreiständerhäuser mit einseitiger Kübbung und einem hohen Seitenschiff sind im Braunschweigischen ziemlich häufig, mit ihnen werden wir uns später zu befassen haben.

Die Raumlagerung läßt deutlich die Entwicklungstendenz zur Bildung abgeschlossener Räume und die Lösung vom Hallenbaugedanken erkennen. Der Kuhstall liegt bereits völlig abgeschlossen

in dem vorspringenden Gebäudeteil neben dem Vorschauer. Zwei Außentüren führen in den eigentlichen Stall und in den angrenzenden Futterraum, der auch von der Däle her zugänglich ist. Die Kübbung rechts der Däle diente früher als Pferdestall. Die Raufen und Krippen wurden von der Däle aus beschickt. Die ursprüngliche Nutzung der breiten Räume links der Däle ist nicht mehr im einzelnen zu bestimmen, sie dienten offenbar als Kälber- und Fohlenställe und als Wirtschaftskammern. Die darüber befindlichen Zwischenböden waren ursprünglich noch zur Däle offen und dienten zur Lagerung von Heu und Stroh.

Mit der Flettkonstruktion, die durch die starken Luchtriegel hervortritt, beginnt der Wohnteil. Hier sind die Zwischenböden über Kammern und Luchtnischen durch Wände von der Däle getrennt. Sie dienten der Vorratsbergung. Das Kammerfach enthält zu ebener Erde drei Räume, und zwar Stube, Küche und Kammer. Jeder Raum ist von der Däle aus zu erreichen, Verbindungstüren fehlen. Der hintere Ausgang ist nicht typisch, sondern hier durch die Lage des Brunnens bedingt. Das obere Geschoß des Kammerfaches enthält den Speicherboden mit der Räucherammer. Um für den Speicherboden eine begehbare Höhe zu gewinnen, ist das Kammerfachgefüge höher als das des übrigen Hauses. Man hat mehrfach voreilig versucht, in dem abweichenden Aufbau des Kammerfaches einen Beweis dafür sehen wollen, daß das Kammerfach erst eine ziemlich junge Errungenschaft des niederdeutschen Hallenhauses ist. Das trifft aber nur für wenige Landschaften im westlichen Niedersachsen zu. Ein Vergleich mit der Bauweise des 16. Jahrhunderts erhellt, daß damals die Gefüge einheitlich durchliefen und das Kammerfach einbegriffen. Da der abweichende Aufbau des Kammerfaches erst im 17. Jahrhundert aufkam, ist er als eine Neuerung anzusehen, die mit der Einrichtung des geschlossenen Speicherbodens zusammenhängt.

Die aufgezeigte Raumgliederung ist für die etwa nach 1670 entstandenen Hallenhäuser unserer Heimat typisch und herrscht auch in gleichem Maße bei Drei- und Vierständerbauten. Blicken wir nach dieser Betrachtung noch einmal zum Vergleich auf die Bauweise des 16. Jahrhunderts zurück, dann werden mehrere bedeutsame Wandlungen sichtbar. Das Haus hat beträchtlich an Höhe und Breite gewonnen. An die Stelle der hallenartigen Flettdäle mit den offenen Stallungen ist eine schmalere, aber höhere Däle mit verkümmerten Luchten getreten. Die Stallungen sind durch Wände von der Däle getrennt, und die Feuerstelle ist vom Flett in eine geschlossene, im Kammerfach untergebrachte Küche verlegt. Ein Flett im eigentlichen Sinn ist nicht mehr vorhanden, seine Aufgaben werden nun von Stube und Küche erfüllt. Weiterhin wurde der Aufbau von Änderungen betroffen, die zur Verdichtung von Fachwerk und Gefüge und zur Verwendung anderer Verstrebungen führten. Trotz dieser Wandlungen wurde hier — von der Regel abweichend — die altertümliche Gestalt des Zweiständerbaues mit dem schrägen Vorschauer beibehalten. Die alten Landbaumeister verstanden es vortrefflich, ältere und jüngere Bauepflogenheiten zu vereinigen. Über die vielfältigen Hallenhausformen, die im Laufe des 17. Jahrhunderts im Braunschweigschen entstanden, soll später berichtet werden.

⁴⁾ Eitzen, G., Das Bauernhaus des braunschweigischen Weserberglandes im 16. Jahrhundert, in: Neues Archiv für Niedersachsen, 1953 Heft 7/8.

Die Kultivierung der Moore im Schuntergebiet zwischen Helmstedt und Königsutter im 19. Jahrhundert

Von Theodor Müller

Nach dem Zusammenbruch des Königsreichs Westfalen und der Wiederherstellung des Herzogtums Braunschweig war die Regierung um eine Ausdehnung der Torfgewinnung sehr bemüht, um einerseits die während der Fremdherrschaft stark gestiegenen Holzpreise herabzudrücken, andererseits aber um die Forsten zu schonen, in denen in den letztvergangenen Jahren weit über den Ertrag geschlagen worden war. Dazu kam, daß die Forstverwaltung damals zur Erziehung von Hochwaldbeständen überging. Die Verwaltung des Torfwesens wurde der Bergbaubehörde übertragen, die sich mit Sachkenntnis der neuen Aufgabe widmete. Für die Versorgung der Stadt Braunschweig kamen besonders die nahe gelegenen Torfvorkommen bei Bortfeld, Nortenhof und Vechelde in Frage, wobei der Vechelder Torf als besonders gut galt. Es wurde angestrebt, für jeden Haushalt in der Stadt Braunschweig ein Fuder, also 1000 Stück Torf zum Preise eines Reichstalers bereitzustellen¹⁾.

Bereits im August 1814 untersuchte der Oberbergrat Stünkel die Torfmoore bei Emmerstedt. Er konnte feststellen, daß die Moore nur oberflächlich abgetorft waren, daß sie noch 4 bis 8 Fuß Torf enthielten, und daß darunter ein abbaufähiges Lager von Vitriolerde lag. Wir wissen, daß die Moore im 18. Jahrhundert wegen des hohen Wasserstandes nicht ausgetorft wurden. Jetzt lagen sie trocken, und es war ohne weiteres möglich, sie abzutorfen, was auch für die später auf ihnen anzupflanzende Vegetation vorteilhaft war. Stünkel schlug vor, „zunächst und ehe man von Seiten der Herrschaft sich mit dem Betrieb der Braunkohlenlager abgibt, das Torfstechen und die Torfnutzung in vollen Gang bringen zu lassen, möchte am besten sein.“ Im einzelnen schlägt er einen Vertrag mit der Saline in Schöningen vor, wozu der Salinenverwalter Abich bereit sei. Weiter sei die Verpflichtung der Branntweinbrenner in Helmstedt, Schöningen und Königsutter zum Torfverbrauch zu erwägen, und schließlich könne die Heraufsetzung der Holzpreise um 1 bis 2 Tlr. je Klafter den Torfabsatz erleichtern. Stünkel glaubte damit zu erreichen, daß über den Torf auch die Braunkohle regelmäßigen Absatz fand: „Wenn auf diese Art der Gebrauch des Torfs erst in Gang gebracht ist, so wird nach wenigen Jahren auch wahrscheinlich der Braunkohlenbau sich mit Nutzen und in Sicherheit des Absatzes in Gang bringen lassen.“ Die Regierung beauftragte Stünkel, die Torfgewinnung nach seinen Vorschlägen vorzubereiten. Er konnte bereits im November 1814 berichten, daß 115 Morgen Torfgrund gegen eine dem Grundbesitzer zu zahlende Entschädigung von 2½ gr je Fuder zur Verfügung standen und weitere 29 Morgen durch Ankauf erworben werden könnten. Er schätzte den anstehenden Torf auf 160 000 Fuder, ein Vorrat also, der 20 Jahre hindurch die Gewinnung von 8000 Fudern möglich machte. Außerdem waren noch die Torfmoore bei Emmerstedt, Süplingen und Lauingen vorhanden. Herzog Friedrich Wilhelm genehmigte am 8. Dezember 1814 die Ausführung der Stünkelschen Vorschläge²⁾.

In den Jahren von 1817 bis 1830 wurden in der Umgebung von Helmstedt und Königsutter jährlich gegen 2500 Fuder Torf gegraben. Als dann später in der

Umgebung von Helmstedt und Schöningen die Braunkohlen immer stärker Aufnahme fanden, sank entsprechend der Torfverbrauch. So wurden in den dreißiger Jahren nur noch durchschnittlich etwa 1000 Fuder gestochen, von 1839 bis 1843 etwa 500 Fuder, während sich 1846 die Torfausbeute auf 282 Fuder belief. Der staatliche Torfstich wurde 1848 eingestellt, da die Torflager im wesentlichen erschöpft waren. Doch wurde von der Stadt Helmstedt für ihre Armenverwaltung die Torfgewinnung in kleinerem Maßstab weiterbetrieben³⁾.

Im Jahre 1816 berichtete Oberbergrat Stünkel der Kammer, daß bei Süpplingenburg auf einer etwa 50 Morgen großen Weidefläche, die nur schlechtes Gras hervorbrachte, guter Torf in einer Mächtigkeit von 4 bis 6 Fuß anstand. Nachdem die Gemeinde Süpplingen sich im Dezember 1816 bereit erklärt hatte, einen Teil des Fahlenbruches gegen Abgabe des Grundzinses der Kammer für die Abtorfung zu überlassen, ordnete die Vormundschaftliche Regierung am 20. März 1817 die Anlegung eines staatlichen Torfstiches an. 1822 kaufte die Kammer die noch abzutorfenden restlichen 13 Morgen gegen einen Kaufpreis von 100 Tlr. je Morgen auf. Der hier gewonnene Torf war von hervorragender Beschaffenheit und fand hauptsächlich in der Stadt Braunschweig Absatz. 1842 war dieses Vorkommen vollständig abgetorft⁴⁾. Hier und in der Umgebung von Helmstedt wurden die Grundstücke den Gemeinden oder den Bauern zurückgegeben, nachdem das Gelände geebnet und mit Grassamen besät worden war. Da die Entwässerungsgräben erhalten blieben, war aus den Brüchen und Mooren wertvolles Grünland geworden⁵⁾.

In der Nähe von Königslutter hatte Oberstleutnant v. Blum bereits 1747 das 236 Morgen große Lutterlandbruch vermessen und Pläne für die Trockenlegung, die Abholzung der Erlenbestände und die Aufteilung unter die Interessenten fertiggestellt. Doch blieb zunächst noch das Bruch in seinem alten Zustande. Dann hatte der Oberamtmann Wahnschaffe versucht, 1763 die Kultivierungsarbeiten in Gang zu bringen, aber auch er war nicht weitergekommen, „weil die Interessenten in gedachtem Bruch eine große Anzahl und deren Befugnisse von verschiedener Art sind, indem einige nur zum Holze, andere nur zur Weide und noch andere zu beidem berechtigt sind.“ Die Verhandlungen wurden 1771 und auf Antrag einiger Interessenten nochmals 1787, wenn auch erfolglos, aufgenommen⁶⁾. 1788 bezeichnete der Kammerrat v. Schrader das Lutterlandbruch als eine Wüstenei.

Auf Veranlassung der Herzoglichen Kammer begann im Jahre 1818 im Lutterlandbruch der Torfstich, und zwar in dem 57 Morgen großen Anteil, der dem Stift Königslutter zustand. Die Weidenutzung war vom Stift an die Brauer-Sozietät in Königslutter verpachtet worden, die als Entschädigung für die verlorene Weide für jedes ihrer 71 Mitglieder 5000 Stück Torf forderte, wobei sie für 1000 Stück nur 12 gr. gegenüber dem normalen Preis von 16 gr. bezahlen wollte. Darauf ging die Kammer nicht ein und so ermäßigten die Brauer ihre Forderung auf die Zahlung des Grundzinses von 1 gr. für je 1000 Stück Torf. Die Verträge wurden am 10. Mai 1818 abgeschlossen. Unter der Aufsicht des Regimentsquartiermeisters Gebhard in Königslutter begann der Torfstich. Der Torf war durchschnittlich nur 3 Fuß mächtig, so daß auf einer Grundfläche von einer Quadratrute etwa 9000 Stück Torf gegraben werden konnten. Der Torf war von guter Beschaffenheit; 1824 konnte Gebhard berichten, daß der Torf wegen seiner Haltbarkeit großen Beifall und Absatz fand. Ein bedeutender Teil wurde an die Militärverwaltung in Braunschweig

geliefert. Weil der Torf gut war, hatte auch die Brauer-Sozietät begonnen, auf dem von ihr gepachteten Stiftsgelände einen eigenen Torfstich einzurichten. Doch bald griff die Kammer ein, verbot das Torfgraben und ließ die bereits gegrabenen 12 000 Stück Torf beschlagnahmen⁶⁾.

Im Zuge der Separation wurde das Lutterlandbruch 1834 zwischen dem Stift und der Stadt Königsutter sowie den Gemeinden Rieseberg und Lauingen geteilt. Während diese beiden Gemeinden auf den ihnen zugefallenen Anteilen eigene Torfstiche einrichteten, führte die Kammer im übrigen größeren Teil des Bruches die Torfgewinnung mit Erfolg fort. In den Jahren von 1834 bis 1840 wurden erhebliche Mengen Torf im Werte von 430 Talern an hilfsbedürftige Untertanen und an Armenanstalten des Kreises Helmstedt abgegeben. 1841 wurde der Absatz des Torfes schwieriger, „weil der Gebrauch der Braunkohlen bei den Bauern und Branntweinbrennern zu Königsutter fortwährend mehr Eingang findet.“ Deshalb wohl wurde 1842 der herrschaftliche Torfstich eingestellt, nachdem in 25 Betriebsjahren 76 595 Fuder Torf verkauft worden waren. Die abgetorften Stellen wurden planiert, entwässert und mit Grassamen besät und dann den Eigentümern zurückgegeben⁷⁾.

Die Gemeinde Rieseberg hatte 1816 die Puritzmühle gekauft. Die zur Mühle gehörenden Wiesen wurden vom Oberbergrat Stünkel auf Torflager hin untersucht, ebenso das Heidmoor, auf welchem die Stadt Königsutter mit den Gemeinden Rieseberg und Lauingen die Koppelweide betrieb. Die Gemeinde Rieseberg hatte die Aufteilung beantragt, um dann das Moor durch zwei Gräben entwässern und durch deren Ableitung in den Mühlengraben die Mühle sicherer mit Wasser versorgen zu können. Am 26. Februar verfügte das Ministerium, nachdem die Gemeinden sich einverstanden erklärt hatten, den Beginn des Torfstiches⁸⁾. Gleichzeitig erhielt der Berggeschworene E. H. A. Weichsel, der den staatlichen Braunkohlenbergbau bei Runstedt leitete, den Auftrag, die Entwässerung des Moores durchzuführen. Dabei erwies es sich als unzweckmäßig, das Wasser aus dem Moor in den Mühlengraben zu leiten, da dieser höher als der Torfstich lag. Das aus dem Moor kommende Wasser wurde vielmehr durch Gräben und Staupämme vor die Mitte des Mühlenrades gebracht. Diese Anlage wurde im Januar 1819 fertiggestellt, und die Gemeinde Rieseberg bedankte sich bei der Kammer, weil ihre Mühle nunmehr über ausreichendes Betriebswasser verfügte. Im Jahre 1841 wurden 4 Torfflächen in den Gemeinden Rieseberg und Lauingen an die Herzoglichen Salinenadministration verpachtet; sie waren 1852 abgetorft⁹⁾.

Im Jahre 1802 entdeckte man, daß unter dem Torf des Emmerstedter Bruches Alaunerde vorhanden war. Alaunerde ist eine erdige, braune Masse, die aus Ton, Schwefelkies und freier Schwefelsäure besteht und sich zur Herstellung von Eisenvitriol eignet. Eisenvitriol diente damals zum Schwarz- oder Blaufärben der Textilstoffe und war bei dem großen Bedarf ein wichtiges Handelsgut.

Der Alaunfabrikant Joh. Moritz Friedr. Koch in Helmstedt erhielt am 25. Februar 1802 von der braunschweigischen Regierung einen „Muthschein“ für Alaunerde und zwar für das ganze Gebiet, welches dem Oberamtmann Wahnschaffe für den Braunkohlenbergbau zugesichert worden war, etwa drei Meilen in der Runde um Helmstedt. Koch beutete in der Folge das Vitriolvorkommen im Emmerstedter Bruch aus. 1809 ließ die Königl. Westfälische Berg- und Hüttenfaktorei, die das ehemals preußische Vitriolwerk in Weferlingen verwaltete, das

Emmerstedter Tormoor untersuchen, wobei festgestellt wurde, daß in den unteren, bisher nicht abgetorften Schichten große Mengen von Vitriol enthalten waren. Damals lag die staatliche Torfgräberei still, lediglich Koch grub auf seinem Grundstück Alaunerde. Als nun das Weferlinger Vitriolwerk zu graben anfang, erhob Koch Einspruch, da er ja allein das Recht besaß, die im Emmerstedter Moor enthaltene Alaunerde zu verwerten. Beide Seiten versuchten im Rechtswege ihren Anspruch durchzusetzen. Das Friedensgericht in Helmstedt entschied den Streit zugunsten Kochs. Die Berufungsinstanz verwies das Verfahren an das zuständige Bergamt Clausthal, das dem Vitriolwerk Weferlingen recht gab und im März 1811 Koch die Gewinnung von Alaunerde untersagte. Eine Appellation Kochs beim Staatsrat in Kassel vermochte an diesem Entscheid des Bergamts nichts zu ändern. Im Mai 1812 erhielt das Vitriolwerk Weferlingen das Mutungsrecht auf Vitriol in der Umgebung Helmstedts¹⁰⁾.

Im Sommer 1812 begann das Weferlinger Werk mit der Gewinnung der Vitriolerde; nach einer Unterbrechung während der Kriegswirren ging der Betrieb seit dem Frühjahr 1814 weiter. Doch nun hatten sich die staatlichen Verhältnisse wieder geändert und auf eine Klage von Koch hin verbot das Kreisgericht Königs- lutter die Ausfuhr der Vitriolerde ins „Ausland“. Erst im März 1815 gestattete Herzog Friedrich Wilhelm die Abfuhr der 1814 gegrabenen Vitriolerde nach Weferlingen. Die damaligen Staatsbehörden aber lebten noch ganz in merkantili- stischen Wirtschaftsvorstellungen. Deshalb war man bemüht, die Rohstoffe im eigenen Lande zu verarbeiten. Der Oberbergrat Stünkel untersuchte das Emmer- stedter Moor und errechnete, daß aus dem Vitriolvorkommen auf 50 Morgen Fläche bei einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 6 Fuß 225 000 Zentner Vitriol hergestellt werden könnten. Deshalb machte er der Regierung den Vorschlag, am Emmerstedter Moor auf herrschaftliche Kosten eine Alaun- und Vitriolfabrik anzulegen. Gleichzeitig bewarb sich der vormalige Bergschreiber Bohnhorst in Helmstedt um die Genehmigung, bei Emmerstedt eine solche Fabrik zu errichten. Schließlich blieb doch aber Koch siegreich: ihm wurde im Januar 1816 auf 2 Jahre die Erlaubnis zur Herstellung von Vitriol erteilt, freilich mit der Auflage, seine gesamte Produktion der staatlichen Berghandlung zum Preise von 2½ Talern je Zentner zu überlassen¹¹⁾.

Im gleichen Jahre kaufte Koch von der Gemeinde Emmerstedt 16 Morgen Land, um dort Vitriolerde zu graben, und brachte seine Fabrik wieder in Gang. Bei der Abnahme des Vitriols mußten freilich die Beamten der Berghandlung feststellen, daß die Gewichte Kochs aus alten Ofenplatten, eisernen Röhren und Kieselsteinen bestanden. So sorgten sie dafür, daß Koch von der staatlichen Eisenfaktorei in Blankenburg am Harz mit acht geeichten Gewichten beliefert wurde. Von Januar bis September 1816 erzeugte die Kochsche Fabrik 333 Zentner Vitriol. Im Laufe der nächsten Jahre lieferte sie bedeutend größere Mengen ab als die Berghandlung verkaufen konnte. Diese besaß 1819 einen Vorrat von 1442 Zentnern. Deshalb wurde der Vertrag von 1816 gelöst. Der Vitriolfabrikant Koch konnte nun durch- aus selbständig arbeiten, nur mußte er den 15. Teil des Wertes des verkauften Vitriols als Staatsabgabe abführen. Die Ausfuhr des Helmstedter Vitriols ging nach Braunschweig, Magdeburg, Quedlinburg, Langensalza, Hildesheim, Hannover, Osnabrück, Bremen und Hamburg¹²⁾.

Die Kochsche Fabrik wurde 1835 nach dem Tode ihres Begründers verkauft. Der Helmstedter Schieferdeckermeister August Eberhard Krumsiek führte die Ausbeutung des Vitriollagers weiter, er errichtete in Barmke eine Alaun- und Vitriolfabrik¹³⁾. In den Jahren von 1850 bis 1870 wurden recht bedeutende Mengen von Vitriol gewonnen, die zum großen Teil an schlesische Tuchwebereien geliefert wurden. Im Jahre 1887 wurde der Betrieb eingestellt, weil durch den seit 1865 bei Barmke aufgenommenen Tiefbau auf Braunkohle (Grube Emma) allmählich der Grundwasserspiegel gesenkt wurde. Das Moor wurde dadurch trockengelegt. Die Torfschichten wurden durch Oberflächenwasser ausgelaugt und verloren ihren Vitriolgehalt, so daß ihre Verarbeitung nicht mehr lohnte.

¹⁾ Stadtarchiv Braunschweig: C III d Nr. 57.

²⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 41.

³⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 42.

⁴⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 40.

⁵⁾ L Alt Abt. 4. 7 VI b Nr. 138.

⁶⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 46.

⁷⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 47.

⁸⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 44.

⁹⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 45.

¹⁰⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 61.

¹¹⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 62.

¹²⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 64.

¹³⁾ L Neu Abt. 50 Rep. 8 Nr. 67.

N. B. Die Akten ²⁾–¹³⁾ liegen im Staatsarchiv Wolfenbüttel.

Ole Orrjenale in Maschero'e

Von Fritz Habekost

2. Worumme Haindrich hüte noch mit'n kahlen Koppe rummer loppet

Haindrich was noch kaine vörrzich Jähre oolt, do jüngen 'ne alle sine Häre upp'en Koppe ut. Wecke Lüe säen, hai wörre tau dulle hinder dä Mäkens häre, un andere mainen, hai lai je, wail 'e 'n betten lüttlich ebleben was, ümmer noch in siner olen Beddespunnich ut der Kinder-tiet, dä nu äwer doch en betten tau korte 'worren was, un da schoww' 'e sick sine Häre an ne aff. Wenn se äwer in'n Krau'e saiten, düsse olen Knupperköppe, dä nu midderwile all 80 Jahre oolt eworren wörren, denn gaiben se tau'n besten, war se in öhren junkenJähren utelüttjet harren. Sesse saiten an'n runnen Dische, dä frauch Otto: „Wo hast Du aijentlich dine Häre 'laten, Haindrich?“

„Dat will ick dick ganz genau vorrtellen“, sä Haindrich. „Arr ick vörrzich was, gunk ick nå'n Dokter, dä solle mick wat vorrschriben, wail ick noch nich mit sauner Schausterku'ele 'rummer lopen wolle. Dä Dokter keek mick 'ne Wile stillenswi'ens an un sä denn: „Mein lieber Mann, das ist ja ein gutes Zeichen, wenn Ihre Haare ausfallen, dumme Köpfe werden nie kahl. Man hat doch keine Ochsen mit einer kahlen Platte gesehen. Das Sprichwort sagt ja auch ‚er ist so dumm wie ein Ochse‘.“

„Ick vorrstund nich alles, wat 'e damidde seijen wolle, un glöwe, hai wolle mick brüen, un wail 'e ümmer von Ossen köäre, sä ick, off ick 'ne ok emäl 'ne Fräe stellen dörste. Hai an ne-twöre „Ja!“ Do frauch ick A'ne: „Wat is denne dä Unterschied twüschen Hoi und Stroh?“ Hai keek mick dötsche an un sä: „Das weiß ich nicht!“ Do sä ick: „Denne is dä Osse kloiker arr Sai, dä wett et.“

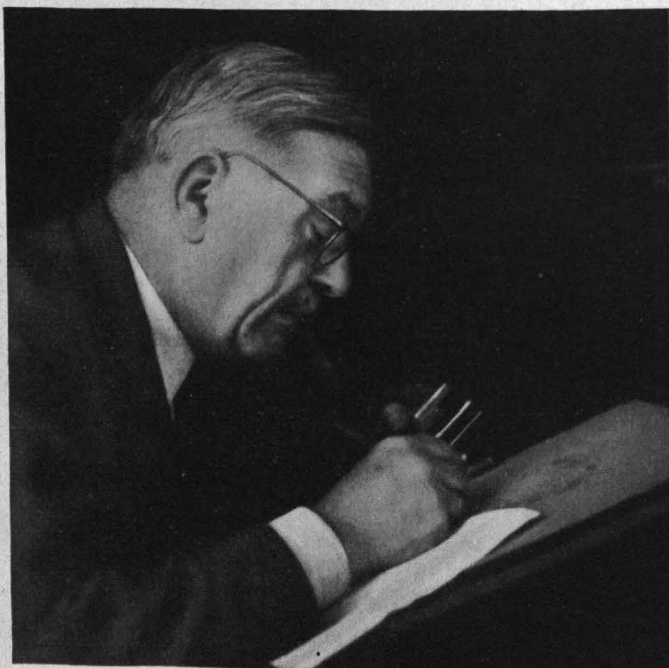
Donne woord 'e falsch un raip: „Sie sind ein frecher Mensch. machen Sie, daß Sie rauskommen, ich will Sie hier nicht mehr sehen, und verschreiben tue ich Ihnen auch nichts!“

Ick gunk nu wäer nå Huse und harre kainen Lusten mehr, et midd' en andern Doktor te vorrsöiken. Sau, Lüe, nu wette-je, worumme ick von där Tiet an midd'er Ärsbacke upp'en Koppe rummer lope!“

Günther Clausen, ein braunschweiger Künstler

Von Rudolf Fricke

Als Günther Clausen am 14. Februar 1954, sechs Tage vor Vollendung seines 69. Lebensjahres, dahingegangen war, wurde in Rede und Schrift seines vielseitigen Lebens und Wirkens würdigend gedacht. Man ehrte den Ratsherrn und Menschenfreund, den Jäger und Heger, den Tierfreund und Züchter sowie den Lehrer und Künstler. Aber das letztere ist dabei wohl doch ein wenig zu kurz gekommen. Gewiß, Günther Clausen war kein Massenerzeuger großflächiger „Schinken“ und den heute planmäßig vorgezogenen Kunstrichtungen nicht verbunden. Die feinlinig gezeichnete Graphik, das zart empfundene und mit dem



Günther Clausen

Privataufnahme

Silberstift wiedergegebene Bildnis waren ihm wesentlicher Ausdruck seiner Künstlerschaft. Dieser Mann mit dem wuchtigen Schädel und derbgeschnittenen Zügen hatte eine unendliche Liebe zu kleinen und zarten Dingen. Unter inniger Vertiefung in die Wesensart seiner Auftraggeber schuf er feinsinnige Buchzeichen und andere, der Welt des Geistes verbundene Kleinkunstblätter, deren interner Charakter und erklärlicherweise geringes Format nicht geeignet waren, in breiter Öffentlichkeit aufzufallen.

Vielen seiner Arbeiten ist eine starke heimat- und naturverbundene Note eigen. Günther Clausen, der geborene Berliner, dessen Familienname die holsteinische Abstammung verrät, hatte schon früh als Wandervogel über seinen im ersten Weltkrieg gefallenen Freund Rudolf Sievers von der Kasseler Akademie her den Weg nach Braunschweig ge-

funden. Die Atmosphäre der alten Stadt, die Wesensart ihrer Bewohner entsprachen den ihnen artverwandten Grundlagen seines Gemütes. 1909 nahm er hier seinen festen Wohnsitz und wurde wirklich Braunschweiger. Die Art der ersten ihm hier erteilten Aufträge mag wesentlich zu diesem erstaunlichen Einfügen beigetragen haben. Der mit Rudolf Sievers gemeinsam durchgeführte Entwurf zu den Schnitzereien am Gestühl des Gewandhauskellers stand am Anfang. In freier künstlerischer Tätigkeit entstanden nicht nur für die Zeitschrift des „Wandervogels“, sondern auch für die „Braunschweigische Heimat“ zahlreiche graphische Arbeiten. In die Zeit vor dem ersten Weltkriege fallen u. a. noch die Bildnisse des damaligen Herzogregenten Johann Albrecht und dessen Gemahlin sowie die Darstellung Wilhelm Raabes auf dem Totenbette. Die mit dem Freund



Braunschweiger Notgeld von 1921, gezeichnet von Günther Clausen
mit plattdeutschen Texten von Rudolf Fricke

Pastor Schomburg unternommene Gründung einer „Wandervogel“-Gruppe in Braunschweig darf nicht unerwähnt bleiben, da die damalige Jugendbewegung einen starken kulturfördernden Einfluß entwickelte, der sich bis in die Gegenwart fortsetzt. Er ist auch in Günther Clausens Wirken und Werken ununterbrochen spürbar gewesen und bestimmend geblieben, so im fortgesetzt starkem Bemühen um lebendige Tradition. Als dem welfischen Herzogshause ein Erbprinz geboren wurde, flatterten von Schulter und Oberarm der Braunschweiger blaugelbe „Vivatbänder“ mit aufgedruckter Zeichnung und Inschrift. Hiermit hatte Günther Clausen einer alten, vom Landesverein für Heimatschutz wieder aufgegriffenen Sitte des 18. Jahrhunderts künstlerische Form verliehen. Diese Vivatbänder mögen in

wenigen dem Bombenkrieg entgangenen Schubladen noch vorhanden sein, ebenso wie der von Clausen ausschließlich in reizendster Form ausgestattete Braunschweiger Jugendkalender für 1914 oder die zur Feier der 100. Wiederkehr des Todestages des „Schwarzen Herzogs“ zum Besten der Kriegshilfe 1915 herausgegebenen Postkarten und das Eulenspiegel-Notgeld aus dem Jahre 1921.

Es ist kaum anzunehmen, daß es je volkstümlichere Zahlungsmittel gegeben hat als diese von Clausen im Rahmen einer größeren Serie gezeichneten. Auch andere Künstler haben zu ihr hübsche und ansprechende Entwürfe geliefert, aber Clausens Eulenspiegel, seine immer wieder gezeichnete Lieblingsgestalt, schoß den Vogel ab. Mag sein, daß die derben, plattdeutschen Inschriften die Wirkung steigerten. Aber sie seinen Zeichnungen zuzufügen, entsprach ganz dem Wesen Günther Clausens und seinem Bemühen, ins Volk zu horchen, ihm „aufs Maul zu sehen“ und seinem innersten Empfinden gemäß zu wirken und zu schaffen. In diesem, nicht tagespolitisch zu wertenden und der Gegenwart so sehr notwendigen Sinne war er dem Volke verbunden und somit ein wirklicher — nicht Formal- — Demokrat.

Aus solcher Gesinnung heraus widmete er, seit 1917 als Lehrer der Städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule, einen Großteil seiner Kraft nicht nur dem Bemühen um eine volkstümliche Geschmacksbildung, sondern vor allen Dingen auch der Ausbildung eines leistungsfähigen und kulturbewußten Nachwuchses im graphischen Gewerbe. Eine stattliche Zahl tüchtigster Buchdrucker in ersten heimischen Druckereien verehren in ihm zeitlebens den Meister und haben, selber lehrend, sein Erbe bereits um ein Vielfaches weitergegeben. Auf der gleichen Linie dieser kulturfördernden Breitenwirkung lag auch Clausens Verhältnis zur Briefmarke, die er besonders der Jugend nahezubringen suchte. In den besten Ausgaben aller Länder ist sie fast immer ein hervorragendes Beispiel jener feinen und sorgsamten Art der Graphik, wie sie Günther Clausen übte und lehrte. Seinem Wesen entsprach auch die besondere Freude an den auf vielen Postwertzeichen befindlichen Darstellungen aus dem Bereiche der Natur, deren lebendiges Vorbild, Tier oder Pflanze, wo es ihm nahe kam, in ihm einen sorgsamten Hüter und Heger fand. Erst die Gemeinschaft mit der Schöpfung war ihm wirkliches Leben. Blumen und Tiere mußten stets um ihn sein und wurden immer wieder von ihm dargestellt. Freilich hatte er da seine besonderen Lieblinge. Unter den Gefiederten waren es die Eulen, unter den Vierbeinern hatten die rauhhaarigen Teckel seine ganze Liebe. Es ist kein Zufall, wenn er in einer seiner letzten graphischen Arbeiten das ausdrucksvolle Köpfchen eines solchen Hundes festhielt. Und was den Verehrern seiner stillen Kunst bislang nicht möglich war, nämlich Günther Clausens Andenken durch eine Ausstellung zu ehren, ermöglichte die Gruppe Braunschweig des Deutschen Teckelklubs e. V.: Am 14. August 1955 fand im Restaurant „Zur Erholung“ eine starkbesuchte „Günther-Clausen-Gedächtnisschau“ statt. Auch seine Briefmarkenfreunde waren nicht müßig.

*

Wir aber hoffen, daß uns in nicht allzu ferner Zeit die gesamte kraftvolle und liebenswürdig-vielseitige Persönlichkeit Günther Clausens durch eine möglichst umfassende Schau seiner graphischen Werke noch einmal offenbar werden wird.

Mäine Elster in Hallensen

Von Albert Fuhrmann

As eck teaun ersten Måle nâ Hallensen kamm, do was de Scheaulewische noch 'ne wille Wallachai. Stackeldrâht un seawwat gaff et noch nich. Man konn' in Grautjâhns Wische slankwech erundergåhn bet nâ'r Hillebieke. Dat andere Oirwer hüre all Biuer Hermann Voges iut Voldâßen (Voldagsen). Do sach ain en Dürenhääch, dat was wäit un säit ganz dicht in enander eslungen un wuurd „Voges Busch“ enoimet. Midden in düt Dickicht harr' en Elsternpaar säin Nest ebiuet. Dat was doch woll en sichern Platz! Äwer, äwer, se harr'n nich up de voldâschen Jungens erâket. Otto Hartmann (nâhâr noim' 'e seck Probst) un Otto Ilseman mâken seck mit grauten Bâilen un Häipen (Sicheln) an't Wark. Nâ en pâr Dâgen siurer Arbait was de Gang bet an't Elsternnest ferdich. De baiden Ottos brochten meck niu ain von dän drei Lüttjen. Ach diu laiwe Tâit, dat harr' noch statt Feddern Piusen (Flaumen), äwer 'n Snâwerl konn' et all up-sparren. De Kinder sochten niu Wörme un Flaigen, äwer an'n laiwersten namd dat Lüttje en betten Käse. Do hewwe eck et denn seaw richtig innesaihn: „Seau bâi lüttjen wasset en Vugel de Fittjen!“ In dän warmen Neste, dat eck emâket harre, foile seck dâ lüttje Elster ganz mollich. Allnâgrâe kamm se denn seaw wäit, dat se et Flaigen emâl probieren wolle. Wenn eck Scheaule hailt, sette eck se in de Kûken. Dâ was, wenn ain in de Hinderdüür kamm, glâik rechts. Boben was noch en ganz graut Raukefang, dâ hett dâ aule Kanter Niemeyer jâhrelang for säine Famâilije Wost, Speck un Schinken innerökert. Mâine Elster wußte äwer ganz genau, wenn de Pause kamm. Denn sette se seck up mäinen Finger, un eck brochte se butten nâ'n Schorseewârter Ebeling, dâ säen se „Leutnant“ teau, dâ kloppe äiwerich Staine. Dâ harre säinen Spâß an mäiner Elster, un se kraich fette Happen Botterbraut un Käse. Wenn eck middâges nâ'r Mâlchenwâäsche Raimensnâir gunk, satt mäine Elster up 'er Schulter odder laip auk emâl as en lüttjek Hund bâi meck hâr. An'n mehrsten froie seck dâ Iurgroßvâder, un mäine Elster kraich wi'er fette Happen. Dâ Kinder harren up'en Scheaulehowe ühren Narren an mäiner Elster efrâten un futtern se geaut. Äwer au waih, au waih, wenn dâ wat Blankes liggen dâ, dat snappe se seck, un husch, husch, was et in der Dackrennen verschwunnen.

Niu sach eck gâr teau geern, wenn mäine Elster et Sprâken eleert herre. Eck lait meck en Beauk kumen, wu ain en Vûgels et Sprâken bâibringet, un gunk mit ühr up 'ne Dackkâmer. Hâir satt se up mäinen Finger, un eck sâ jümmer in'n sülwichten Tone „Jakob!, Jakob!“ Sai kaik meck jümmer an, as wenn se seggen wolle: „Balle kann eck et!“ Un niu mott eck ganz wat Spâßiges vertellen: Eck hailt Scheaule. An der Scheaule-dür was en Schild, dâ stund uppe: „Der Lehrer ist nur in der Pause zu sprechen.“ In'r Kûken arbaie Dischermester Helmke iut Wenzen, dâ stund under dän Nâmen „de Kôter“ owerall in haugen Ansaihn. Düsse Nâme dudde an, dat hai 'ne Kôterâie harre. Hai konne „besprâken“ un glowe an Spoiken. — As eck niu midden in'n Underrichte was, wuurd ganz läiseken an de Dür ekloppet. Ganz upgeregt stund 'er de „Kôter“ vor un raip liut-mârich: „Herr Fuhrmann, Herr Fuhrmann, in'r Kûken dâ spoiket et, in'n Schottstaine sitt de Duiwel!“ Eck tratt in'r Kûkendür up'n Süll, un wat maint jâi, dâ kicket mäine laiwe Elster in'n Raukefang ganz schelmisch ümme de Ecke un rôppet klâr un duitlich: „Jakob!“ „Hôret Se woll, hôret Se woll“, rôppt de Kôter, „dat is de Duiwel!“ Eck sâ: „Niu kumen Se man hâir emâl up 'n Süll!“ Un mäine laiwe Elster rôppet wi'er liue: „Jakob!“, un husch! is se wech. „Herr' eck doch nich eglofft, dat 'ne Elster sprâken kann“, sâ de „Kôter“. Von niu an hailen alle Luie noch viel grötter up mäine Elster.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Neuerwerbungen bäuerlicher Altertümer aus Mascherode im Braunschweigischen Landesmuseum

Die volkskundliche Abteilung des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum hatte durch den 2. Weltkrieg und die Kriegsfolgen erhebliche Sammlungsverluste erlitten. Das im Museumsgarten aufgestellte Bortfelder Bauernhaus von 1737 war mit einigen nicht ausgelagerten Einrichtungsgegenständen dem britischen Bombenangriff zum Opfer gefallen, der in der Nacht zum 15. Oktober 1944 fast die ganze Braunschweiger Innenstadt vernichtete. Weitere Verluste traten ein, als in den Wirren des Umsturzes nach der Besetzung unserer Heimat durch amerikanische Truppen die ausgelagerten Sammlungsbestände des Museums im Schlosse Schliestedt und vor allem im Amtshause Bündheim durchwühlt und beraubt wurden. Schließlich erfolgte eine empfindliche Minderung der Bestände dadurch, daß nach Errichtung der Zonengrenze in Ostfalen die nach Hadmersleben im Kr. Oschersleben ausgelagerten Teile der Museumssammlungen nicht mehr zurückgeholt werden konnten und in der Ostzone verblieben, wo sie später im Schlosse Wernigerode untergebracht wurden.

Nachdem Dr. Werner Flehsig 1950 die Leitung der volkskundlichen Abteilung des Br. Landesmuseums erhalten hatte, sah er es als eine seiner wichtigsten Aufgaben an, vor dem Neuaufbau einer Schausammlung zunächst die in die Sammlungsbestände gerissenen Lücken nach und nach durch *Neuerwerbungen* zu schließen. Daneben erschien es wünschenswert, ja notwendig, die Typenreihen landwirtschaftlicher und handwerklicher Geräte über das hinaus, was das Museum bereits besaß, weiter zu vervollständigen. Bei dem raschen Wandel der Technik beginnt ja manches jetzt zu veralten und zu verschwinden, was zwischen den beiden Weltkriegen noch allgemein in Gebrauch gewesen und von den Museen daher damals noch nicht als sammlungsreif angesehen worden war.

Ein „Aufruf zur Sammlung alten bäuerlichen Haus- und Wirtschaftsgerätes“, der in Heft 2/1951 unserer Zeitschrift veröffentlicht wurde, fand besonders in Mascherode, Landkr. Braunschweig, lebhaften Widerhall. Der dort ansässige Maurermeister Fritz H a b e k o s t, der sich dem Landesmuseum als ehrenamtlicher Mitarbeiter am Braunschweigischen Wörterbuch eng verbunden fühlt, durchstöberte in der Folgezeit zum Teil allein, zum Teil gemeinsam mit Dr. Flehsig die Hausböden, Rumpelkammern, Scheunen, Ställe und Geräteschauer auf den Höfen in Mascherode und wirkte dort, wo etwas „Museumsreifes“ gefunden wurde, unermüdlich bei den Besitzern darauf hin, daß sie es an das Museum ablieferten. Da er nicht nur als Handwerksmeister und Gemeindeeinwohner, sondern auch als allgemein bekannter Erforscher der Ortsgeschichte großes Ansehen bei seinen Dorfgenossen genießt, zeitigten seine Bemühungen einen erfreulich großen Erfolg.

Schon am 9. Januar 1952 konnte er dem Landesmuseum in Braunschweig eine ganze Wagenladung voll Altertümer aus Mascherode zuführen. Es schenkten damals Heinrich B ä t h g e ein zweispuliges Spinnrad (*Spinnewocken*), Haspel,

Garnwinde (*Gårnwinne*), Flachshechel (*Hecke*) mit Hechelstuhl (*Heckelstaul*) und Flachsklopfer (*Flaßklöpper* oder *Traite*), Wilhelm G e r e c k e Spinnrad und Haspel, Fritz H a b e k o s t eine bäuerliche Wanduhr mit buntem Zifferblatt, Franz K r y s k o einen Dreschflegel (*Döscheßläere*), Gustav L o g e s Haspel, bemalte Hechel, Flachsbreche (*Bråke*) und Flachsschwinge (*Swingebock*), Erika P a p e ein Spinnrad, Otto P a p e Hechel mit Hechelstuhl, zwei Flachsbrechen, eine Flachsschwinge mit Hahnenkopf und eine Koffertruhe (*Kuffer*) mit aufgemalten Wappen von 1725, Otto P a p e drei Spinnräder, darunter ein zweispuliges, Haspel, Flachsschwinge, Hechel mit Hechelstuhl, eine Sichel (*Seckele*), zwei Gestellsensen zum Hafermähen (*Håwerstell*) und zwei Drückmesser zum Abblatten der Rüben (*Drückemest*), Ludwig R ö p p k e Spinnrad und Dreschflegel.

Am 14. Mai 1956 kam eine zweite Fuhre aus Mascherode ins Museum. Sie brachte von Friedrich B u r g d o r f eine hölzerne Schlachtemulde (*Slachtemolle*), Wagenlaterne (*Wå'enlüchte*) und Wanduhr, von Rudolf G e r e c k e ein Rutenmaß zum Landmessen (*Raue*), von Fritz H a b e k o s t einen bis 1900 gebräuchlichen Pflug, von Hermann K l i n z m a n n ein um 1870 gebräuchliches Hufbeschneidmesser (*Haußsnī'er*), von Rolf L o g e s Misttrage (*Meßbö're*), Misthaken (*Meßhåken*), vier Pferdekummete (*Pårkumpe*), Kuh- und Ochsenkummet (*Kau- bzw. Ossen-kumpe*), Kopfhölzer für Zugochsen (*Koppholt*), Flachsbreche und Ölkrüsel aus Zinn, von Otto M e v e s einen Diestelstecher (*Dißelstāker*), zwei Messer zum Spargelstechen (*Sparjelstāker*), ein kleines Handbeil (*Båre*), eine Spannsäge, ein altes Schreibpult, Kaffee- und Wasserkanne aus Emaille, zwei Bratpfannen, zwei kleine Petroleumlampen, drei Plätteisen, eine kleine Tischpendeluhr und einen kleinen eisernen Standspiegel, von Gertrud R ö p p k e eine bunt bemalte Koffertruhe von 1814 und von Wilhelm W i l l k e Steingabel (*Staingåwele*), Rüben gabel (*Roiwe-gåwele*), ein Vorsatz Eisen für den Pflug zum Rübenroden (*Roiwerō'er*), zwei verschiedenartige Holzharken und ein Stoßeisen für Grün- und Schweinefutter (*Stumpisen*).

Als dritte Sendung kamen am 3. September 1956 von Gerhard B ö t e l zwei Hafersensen, ein *Rippebock* zum „Rippen“ des Flachses, ein zweispuliges Spinnrad, eine Flachshechel, ein hölzernes Butterfaß (*Botterfåt*), eine alte Jagdflinte mit Steinschloß und eine Hederichrupfe, von Rudolf G e r e c k e eine Nachharke zum Ziehen durch Menschenhand und eine Nachharke zum Ziehen durch Zugtiere (*Nåharke*), von Fritz H a b e k o s t ein Ziehmesser für Holzarbeiten (*Tō'emest*), ein Drückmesser und ein Hackmesser zum Abblatten der Rüben (*Roiwehackemest*).

Das ist eine reiche Ernte aus einem einzigen Dorfe, und weitere Schenkungen sind bereits angekündigt. Wenn auch manche Gegenstände in mehreren Exemplaren zur Verfügung gestellt wurden, so wurde doch alles gern angenommen. Bei Erzeugnissen, die noch nicht serienmäßig in Fabriken hergestellt sind, gibt es ja keine „Dubletten“ im eigentlichen Sinne, weil kein Stück genau dem anderen gleicht. Die unerschöpfliche Vielgestaltigkeit handwerklichen Schaffens der Vergangenheit wird einem sogar erst richtig bewußt, wenn man im Museum Reihen von Gegenständen gleicher Zweckbestimmung vergleichen kann.

Allen Spendern in Mascherode, vor allem Herrn Habekost, sei auch an dieser Stelle noch einmal herzlich für ihre Gebefreudigkeit gedankt! Sie haben damit bewiesen, daß im braunschweigischen Landvolk die Anteilnahme an den volksbildenden Aufgaben unseres Landesmuseums als einer Pflegestätte kultur- und wirtschaftsgeschichtlicher

Überlieferungen des Dorfes noch lebendig ist, dieselbe tätige Anteilnahme, die in früheren Jahrzehnten das Vaterländische Museum, die Vorgängerin des heutigen Landesmuseums in Braunschweig, hauptsächlich aus ungezählten Schenkungen werden und wachsen ließ. Möge die vorbildliche Einstellung der Mascheröder Bauern und Handwerker zu den Aufgaben der Heimatforschung und Heimatpflege im allgemeinen und der Museumsarbeit im besonderen recht viele andere Orte unseres Landes zur Nacheiferung anspornen! Bedenke jeder, bevor er ein scheinbar wertlos und unbrauchbar gewordenes Stück aus dem Hausrat oder Arbeitsgerät achtlos verkommen läßt, daß es vielleicht in einem Museum der Mit- und Nachwelt noch zur Belehrung über die Lebens- und Arbeitsweise der Vorfahren dienen kann!

Heimatwerk Niedersachsen e.V.

Eine neue Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Handwerks- und Wohnkultur

Am 17. Dezember 1955 wurde in Hannover das „Heimatwerk Niedersachsen“ als eingetragener Verein von den Spitzenvertretungen des Landvolkes, der Landfrauen und des Handwerks in Niedersachsen gegründet. Die Satzung sagt über die Ziele u. a. folgendes: „Der Verein hat die Aufgabe, das gestaltende Handwerk in seinen geistigen Grundlagen und seiner praktischen Zielsetzung zu fördern und das Verständnis hierfür in den Kreisen der ländlichen Bevölkerung zu vertiefen.“

Die erste Anregung zur Bildung des Heimatwerkes ging jedoch nicht von der schon länger bestehenden „Arbeitsgemeinschaft Kunsthandwerk Niedersachsen“ aus, also von den Erzeugern, sondern vom Landvolk und den Landfrauenverbänden. Diesen waren die Grundsätze und Möglichkeiten einer planvollen Förderung neuzeitlicher und doch heimatgebundener Wohnkultur durch zahlreiche eindrucksvolle Lichtbildervorträge des Fachstellenleiters für Wohnkultur im Niedersächsischen Heimatbund, Oberstudienrat Bernhard H a a k e in Rotenburg bei Bremen während der letzten Jahre nahegebracht worden, und sie hatten sich mit dem Landeshandwerkspfleger beim Niedersächsischen Handwerkskammertag, Tischlermeister Georg P o l l m a n n in dem Wunsche vereinigt, daß Beratungsstellen geschaffen werden möchten, in denen die nach einer neuen Wohnkultur strebenden Menschen mit vorbildlichen Erzeugnissen niedersächsischer Kunsthandwerker eingehend bekannt gemacht werden könnten. Durch die Werbung für solche Erzeugnisse sollten zugleich den bisher vielfach noch allzusehr im Verborgenen blühenden und daher schwer um ihre Existenz ringenden Kunsthandwerksbetrieben der Rücken gestärkt werden, damit sie den Mut behielten, weiterhin schöpferisch ihren eigenen Weg seitab der breiten Straße der Massenware zu gehen.

Der Vorstand des Heimatwerkes Niedersachsen setzt sich zusammen aus dem stellvertretenden Präsidenten des Niedersächsischen Landvolkes, Friedrich F ü l l b e r g, dem Präsidenten der Handwerkskammer Hildesheim, Carl D ö m i g, der Vorsitzenden des Niedersächsischen Landfrauenverbandes e. V., Frau Helene

K ü n n e in Semmenstedt, und der Vorsitzenden des Landfrauenverbandes Weser-Ems, Frau Theodore G a r b a d e. Die Geschäfte führt Landeshandwerkspfleger G. P o l l m a n n. Die Geschäftsstelle befindet sich in Hannover, Marienstraße 9—11 (Landwirtschaftskammer).

Das „Heimatwerk Niedersachsen“ dient gemäß seiner Entstehungsgeschichte zunächst vornehmlich der Förderung neuer Wertmaßstäbe in der Wohnkultur bei der Landbevölkerung. Hier, wo die Vermassung der Menschen noch nicht so weit fortgeschritten ist wie in unseren Großstädten, kann am ehesten den kulturzerstörenden Einwirkungen der neuzeitlichen Zivilisation mit ihren Massengütern entgegengetreten werden. Bis zur sogenannten Gründerzeit in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zeugten Hausrat und Kleidung unserer Bauern in Formen und Farben von einem selbständigen Kulturbewußtsein des Dorfes, dessen Leistungen sich ebenbürtig neben den Kulturschöpfungen der Stadt behaupten konnten. Es geht heute darum, den Willen zu einer solchen eigenständigen Dorfkultur beim niedersächsischen Landvolk wieder zu wecken, nicht nur um des Dorfes willen, sondern auch zum Besten der deutschen Kulturpflege überhaupt. Wie in den letzten 70—80 Jahren der Niedergang der deutschen Stadtkultur das Dorf unheilvoll beeinflußt hat, so muß umgekehrt jetzt versucht werden, durch eine Wiedergesundung des dörflichen Kulturbewußtseins auch der städtischen Bevölkerung neue Antriebe im Selbstbehauptungskampf der Einzelpersonlichkeit gegen Vermassung und Amerikanismus zu geben. Das „Heimatwerk Niedersachsen“ wendet sich also keineswegs nur an das Landvolk, sondern auch an jeden Stadtbewohner, der willens ist, seinem Heim ein persönliches Gesicht zu geben, und die Urteilsfähigkeit besitzt, um handwerklichen Erzeugnissen von eigenwilliger Prägung den Vorzug gegenüber der fabrikmäßig erzeugten Massenware zu geben.

Da eine echte Entwicklung zu einer neuen Wohnkultur sich nur durch geistigen Austausch zwischen dem Hersteller und dem Menschen ergeben kann, für dessen Leben die geschaffenen Gegenstände den äußeren Rahmen geben sollen, muß jede Möglichkeit eines Gedankenaustausches zwischen beiden Partnern wahrgenommen werden, um die Sicherheit des Urteils beim Schaffenden wie beim Betrachter wieder zu festigen. Wirkliches Verständnis wird am sichersten über das Sichtbare und Begreifbare im eigentlichen Wortsinne erreicht werden. Daher will das „Heimatwerk Niedersachsen“ neben der Veranstaltung periodischer Ausstellungen auch die Errichtung ständiger Verkaufsausstellungen ideell unterstützen. In diesen Ausstellungen sollen förderungswürdige Leistungen des gestaltenden Handwerks, die der Zielsetzung des Vereins entsprechen, weitesten Kreisen der Bevölkerung zugänglich gemacht werden.

Zu unserer Freude hat ein langjähriges Mitglied des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, Tischlermeister Theodor K ö r n e r, vor kurzem eine solche ständige Verkaufsausstellung des „Heimatwerkes Niedersachsen“ auf seinem Grundstück Am Magnitore 3 in Braunschweig eingerichtet. Es ist zugleich die erste ständige Ausstellung des Heimatwerkes in Niedersachsen überhaupt, in der die Erfahrungen für die künftige Erziehungsarbeit des Heimatwerkes in anderen Teilen Niedersachsens gesammelt werden sollen. Da die Bestrebungen des Heimatwerkes vollauf mit den satzungsgemäßen Aufgaben unseres Landesvereins übereinstimmen, bitten wir unsere Mitglieder,

die neue Einrichtung ebenfalls zu unterstützen, indem sie sich dort beraten lassen und nach Bedarf über sie Aufträge an die Betriebe des gestaltenden Handwerks in Niedersachsen geben. Die Leitung der Verkaufsstelle hat Architekt Dipl.-Ing. *H a n n e s K ö r n e r*. Wie die Geschäftsanzeige auf der 3. Umschlagseite dieses Heftes erkennen läßt, finden Freunde neuer Wohnkultur dort außer Möbeln auch Webwaren, Töpferwaren, Schmiedewaren und anderen Wohnbedarf. Wir wünschen dem jungen Unternehmen gute Erfolge bei der Erfüllung seiner verantwortungsvollen Kulturaufgabe!

Fl.

Verordnung zur Sicherstellung von Naturdenkmalen in der Stadt Salzgitter

Auf Grund der §§ 3, 12 Abs. 1, 13 Abs. 1, 15 und 16 Abs. 1 des Reichsnaturschutzgesetzes vom 26. 6. 1935 (RGBl. I S. 821) des § 7 Abs. 1 und 4 und des § 9 der Durchführungsverordnung vom 31. 10. 1935 (RGBl. I S. 1275) sowie der §§ 1 und 4 der Niedersächsischen Gemeindeordnung vom 4. 3. 1955 (Nds. GVBl. S. 55) wird mit Zustimmung des Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als Höhere Naturschutzbehörde verordnet:

§ 1

Die in der nachfolgend abgedruckten Liste aufgeführten Naturdenkmale werden einen Tag nach der Bekanntgabe dieser Verordnung in das Naturdenkmalbuch eingetragen und erhalten damit den Schutz des Reichsnaturschutzgesetzes.

§ 2

(1) Die Entfernung, Zerstörung oder sonstige Veränderung der Naturdenkmale ist verboten. Unter dieses Verbot fallen alle Maßnahmen, die geeignet sind, die Naturdenkmale oder ihre Umgebung zu schädigen oder zu beeinträchtigen, z. B. das Anbringen von Aufschriften, Errichten von Verkaufsbuden, Bänken oder Zelten, Abladen von Schutt oder dgl. Als Veränderung eines Baumdenkmals gilt auch das Ausästen, das Abbrechen von Zweigen, das Verletzen des Wurzelwerks oder jede sonstige Störung des Wachstums, soweit es sich nicht um Maßnahmen der Pflege des Naturdenkmals oder um Verhütung einer unmittelbar drohenden Gefahr für die Sicherheit handelt.

(2) Die Besitzer oder Nutzungsberechtigten sind verpflichtet, Schäden oder Mängel an Naturdenkmalen der Naturschutzbehörde zu melden, andernfalls sie für eintretende Schäden haftbar werden.

§ 3

Ausnahmen von den Vorschriften des § 2 können von der unterzeichneten Naturschutzbehörde in besonderen Fällen zugelassen werden.

§ 4

Wer den Bestimmungen des § 2 zuwiderhandelt, wird nach §§ 21 und 22 des Reichsnaturschutzgesetzes und den §§ 15 und 16 der Durchführungsverordnung bestraft.

§ 5

Diese Verordnung tritt einen Tag nach ihrer Bekanntgabe in den „Amtlichen Bekanntmachungen der Stadt Salzgitter“ in Kraft.

Salzgitter-Lebenstedt, den 17. 11. 1955.

Der Verwaltungsausschuß

gez. *R i ß l i n g*, Oberbürgermeister

gez. *P a s l a t*, Oberstadtdirektor

Veröffentlicht!

Salzgitter-Lebenstedt, den 24. November 1955.

gez. *R i ß l i n g*, Oberbürgermeister

gez. *P a s l a t*, Oberstadtdirektor

Liste der Naturdenkmale

Lfd. Nr. im Naturdenkmal- buch	Bezeichnung, Anzahl, Art, Name der Natur- denkmale	Angaben über die Lage der Naturdenkmale Stadt, Jagen-Nr., Lagebezeichnung, Gemeinde, Flur, Parzellen-Nr., Ortsteil, Gemarkung, Eigentümer	Bezeichnung der mitgeschützten Umgebung, zugelassenen Nutzung
11	2 Eichen	S.-Barum, LB. 1 — Grdb. I, 42, Flur 1—33 4 Ernst Gaus, S.-Barum,	—
12	1 Linde	vor dem Pfarrhaus in S.-Barum, L. B. 56 — Grdb. 1, 27, Flur 1, Ev.-luth. Kirchengemeinde in S.-Barum,	—
13	1 Eiche	auf dem fr. Hof Giebelhausen in S.-Barum, L. B. 2 — Grdb. I, 24, Flur 1, 37 3 Umsiedlungsgesellschaft m. b. H. in S.-Salder,	—
14	1 Linde	auf dem fr. Spielplatz in S.-Bruchmachtersen, L. B. 96 — Grdb. 2, 41, Flur 1, Stadt Salzgitter — Stadtkämmerei	—
15	2 Eichen und 1 Linde	im Garten des Grundstücks S.-Engelnstedt, Im Meer 20, 1 — L. B. 1 — Grdb. 3, 1, 1 Ferdinand Hoyer, S.-Engelnstedt, Im Meer 20,	—
16	4 Eichen	auf der sog. Brunnenriede in S.-Engelnstedt, L. B. 93 Grdb. Ferdinand Hoyer, S.-Engelnstedt, Im Meer 20,	—
17	1 Linde	Salzgitter-Immendorf, 11 — Grdb. I, 16, Flur 5, Frau Juliane Helms, S.-Immendorf,	—
18	Die „Pyramiden- eiche“	auf dem Burgberg in S.-Gebhardshagen, L. B. 221 — Grdb. 546, Flur 11, Güterverwaltung Salzgitter G. m. b. H. in S.-Steterburg,	—
19	2 Linden	auf dem Grundstück S.-Gebhardshagen, Ritter-Gebhard-Straße 72, Flur 10 — 1 — L. B. 28 — Grdb. I, 32, Fritz Krentel, S.-Gebhardshagen, Ritter-Gebhard-Straße 72,	—
20	2 Linden	auf dem Grundstück S.-Gebhardshagen, Ritter-Gebhard-Straße 47 a, L. B. 27 — Grdb. I, 31, Flur 10, 7, 3 Heinrich Krentel, S.-Gebhardshagen, Ritter-Gebhard-Straße 47 a,	—
21	1 Linde	vor dem Hause S.-Gebhardshagen, Ritter-Gebhard-Straße 33, Stadt Salzgitter — Stadtkämmerei,	—

Lfd. Nr. im Naturdenkmal- buch	Bezeichnung, Anzahl, Art, Name der Natur- denkmale	Angaben über die Lage der Naturdenkmale Stadt, Jagen-Nr., Lagebezeichnung, Gemeinde, Flur, Parzellen-Nr., Ortsteil, Gemarkung, Eigentümer	Bezeichnung der mitgeschützten Umgebung, zugelassenen Nutzung
22	1 Eiche	vor dem Gutshof in S.-Heerte, L. B. 123 — Grdb. 3, 12, Flur 1, Güterverwaltung Salzgitter G. m. b. H. in S.-Steterburg,	—
23	1 Eiche	vor dem Hof Biethan in S.-Heerte, L. B. 109 — Grdb. 2, 38, Flur 1, Wohnungs-A.G. Salzgitter in S.-Lebenstedt,	—
24	2 Linden	auf dem Grundstück S.-Lebenstedt, Am Thieberg 16, Flur 1, Wilhelm Ohlendorf, S.-Lebenstedt, Am Thieberg 16,	—
25	1 Eiche	auf dem Grundstück S.-Lebenstedt, Klunkau 22, L. B. 50 — Grdb. 5, 42, Hilde Maaßberg, S.-Lebenstedt, Klunkau 22,	—
26	2 Eichen	im Garten des Gutshofes in S.-Lebenstedt, L. B. 263 — Grdb. II, 46, Flur 1, A.G. für Berg- und Hüttenbetriebe in S.-Drütte,	—
27	1 Ulme	auf dem Grundstück des fr. Jugendheimes in S.-Lebenstedt, L. B. 263 — Grdb. II, 46, Flur 1, A.G. für Berg- und Hüttenbetriebe in S.-Drütte,	—
28	1 Linde	am Evangelienberg in St.-Lichtenberg, Umsiedlungsgesellschaft m. b. H. in S.-Salder,	—
29	Gruppe von Linden (4 Stück)	auf dem Grundstück in S.-Lichtenberg, Steinstr. 6, L. B. 172 — Grdb. 2, 83, Flur 11 — 47 — Wilhelm Römmeling, S.-Lichtenberg, Steinstr. 6,	—
30	Die „Stieleiche“	am Zingelweg in S.-Lichtenberg, L. B. 128 — Grdb. 3, 5, Flur 4, Umsiedlungsgesellschaft m. b. H. in S.-Salder,	—
31	Die „Pestlinde“	auf dem Unterfredener Thie in S.-Lichtenberg, L. B. 135 — Grdb. 1, 79, Flur 12, 72, 3 Stadt Salzgitter — Schulamt —,	—
32	2 Linden	auf dem Kirchhof in S.-Osterlinde, Ev.-luth. Pfarramt in Westerlinde,	—
32	Baumgruppe „Katzenbusch“	auf der Grenze zwischen S.-Reppner—Broistedt— Barbecke, L. B. 66 — Grdb. 3, 48, Flur 3, Stadt Salzgitter — Stadtkämmerei —,	—
34	1 Linde	am Eingang des Stiftes in S.-Thiede/Steterburg, L. B. 404 — Grdb. 10,92 —, Flur 9, Wohnungs-A.G. Salzgitter in S.-Lebenstedt.	—

Kulturtechnische Botanik und Heimatpflege

Die immer noch zunehmende Erschließung der Landschaft durch den Menschen, besonders infolge der Nutzbarmachung von Moorböden, der Kultur von Heide und Ödland, der Anlage von Bahnstrecken, Straßen und Kanälen, stellt die „Kulturtechniker“, die Geodäten und Bauingenieure vor große und verantwortungsschwere Aufgaben. Wie allgemein bekannt, sind die Eingriffe in die Natur und damit auch in die Pflanzenwelt geeignet, die größten Umwälzungen hervorzurufen. So ist es kein Wunder, daß sich in den letzten Jahrzehnten innerhalb der zünftigen Botanik eine neue Hilfswissenschaft herausgebildet hat, die den kennzeichnenden Namen „Kulturtechnische Botanik“ führt. Dem Professor an der Technischen Hochschule in Braunschweig, Dr. Fritz Jürgen Meyer, ist es vorbehalten gewesen, eine erste zusammenfassende Darstellung der neu erarbeiteten Disziplin veröffentlichen zu können. Sie erschien unter dem Titel „Kulturtechnische Botanik“ im Naturwissenschaftlichen Verlag (vormals Gebr. Borngräber), Berlin-Nikolassee im Jahre 1951. Da dieses Buch nicht nur streng wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, sondern auch für den interessierten Laien lesbar ist, kann sein Studium warm empfohlen werden.

Wenn die Ausführungen auch in erster Linie für technische Fachleute bestimmt sind, so stellen sie doch eine vorzügliche Belehrung für jeden Heimatpfleger dar. Wer sich erfolgreich mit Naturschutz befassen will, kommt mit theoretischen Wunschbildern nicht aus. Man muß schon über gewisse Grundkenntnisse verfügen, besonders

wenn es sich darum handelt, Ansprüchen der Wirtschaft auf Bodennutzung gerecht zu werden und brauchbare Vorschläge zum Schutz einer Landschaft zu entwerfen. Das Buch von Fritz Jürgen Meyer ist geeignet, eine empfindliche Lücke zu schließen, soweit die Botanik in Frage kommt. In gemeinverständlicher Form führt der Verfasser in Probleme ein wie: die physikalischen und chemischen Eigenschaften sowie die Biologie des Bodens, dessen verschiedene Arten, die Ernährungsansprüche und Wachstumsbedingungen der Pflanzen, deren wichtigste Formationen, die Heckenlandschaft, die einzelnen Bodenkulturformen, Bewässerungsfragen, die Bodenbefestigung (z. B. bei Dünen, Dämmen, Sport- und Flugplätzen) u. a. m. Besonders wichtig ist auch ein umfassendes Verzeichnis der sogenannten „Bonitierungspflanzen“. Hierdurch wird selbst der Laie in die Lage versetzt, aus der Pflanzendecke mit ihren charakteristischen Merkmalen Schlüsse auf die Bodenverhältnisse zu ziehen. Der „Zeigerwert“ der Pflanzen ist sehr genau angegeben.

Das Studium des Buches ist aber allein schon deshalb von Vorteil, weil die Urteilskraft jeden Lesers geschult wird. Ihm wird die Tragweite aller Fragen deutlich gemacht, so daß er imstande ist, in jedem Einzelfall der Praxis den Ausführungen der Fachleute zu folgen und sich eine begründete Ansicht zu bilden. Aus allen diesen Gesichtspunkten heraus wäre zu wünschen, daß das Buch als Standardwerk in die Bibliotheken der Heimatpfleger übernommen wird.

Heinz Mollenhauer

Neues heimatliches Schrifttum

Paul Eyfert: Erzähltes und Erlebtes aus Wolfenbüttel in den letzten hundert Jahren. Verlag Ernst Fischer, Wolfenbüttel 1955.

In hohem Alter hat sich der 1872 in Wolfenbüttel geborene Landrat a. D. Adolf Paul Eyferth, der in seiner Vaterstadt von 1917 bis 1933 Bürgermeister war, entschlossen, Erinnerungen aus seinem Leben zu veröffentlichen. Seinen eignen Worten nach will er damit „nur skizzenhaft manches, was der Erinnerung wert erscheint, festhalten; vieles ist Erzähltes vom Vater her, ein großer Teil aber Selbsterlebtes. Darstellungen, die einen gewissen humoristischen Inhalt haben, werden dabei eine Rolle spielen müssen und einem etwaigen Leser die Lektüre schmackhafter machen.“

Man darf rückhaltlos anerkennen, daß dem Verfasser trefflich gelungen ist, in dem gewählten Rahmen einen wichtigen Beitrag zu der Geschichte Wolfenbüttels zu liefern. Es plaudert ja auch nicht ein Herr Jedermann, sondern eine Persönlichkeit, der es beschieden war, an maßgebender Stelle die Geschehnisse der Stadt zu beeinflussen. Die flüssige Darstellung zeichnet sich auch dadurch vorteilhaft aus, daß in ihr ein großes Verantwortungsbewußtsein für den Wahrheitsgehalt und die Tragweite des Gesagten sichtbar wird. So ist die Schrift nicht nur für jeden Heimatfreund, sondern auch für jede im öffentlichen Leben stehende Person von vornherein wertvoll, ja man darf sagen beispielhaft.

Im 8. Kapiteln ruft Eyferth ins Gedächtnis, welche Örtlichkeiten oder welche Probleme in den letzten hundert Jahren von Wichtigkeit waren. Wir dürfen wenigstens die Stichworte nennen: „Das alte Welfenschloß — Die Schulen — Die Wallanlagen — Das alte Rathaus — Unruhige Zeiten — Schwere Zeit — Gemeinsame Arbeit der Braunschweigischen Städte — Die Eingemeindung“. Auf die Einzelheiten kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden, wir möchten jedoch nicht verfehlen, unsere Mitglieder zum Lesen des interessanten Buches zu ermuntern.

H. M.

Rudolf Koch - Tage auf Elba. Gedanken eines Malers. Lithographien und Zeichnungen. Verlag der Waisenhaus-Buchdruckerei Braunschweig 1956.

Man könnte meinen, die Wertung des Ergebnisses einer Südländfahrt läge nicht im Rahmen unserer Zeitschrift. Aber dieses Buch geht jeden etwas an, der sich noch als Teil der Schöpfung und Kind unserer Mutter Erde fühlt, dessen Innerstes sich gegen die Unnatur der vielgepriesenen Zivilisation auflehnt. Auf etwa 60 Seiten kommt hier der Braunschweiger Künstler Rudolf Koch graphisch und gedanklich zu Worte, und eines hebt das andere. Es geht ihm um das Wesentliche, um die innere Wahrheithaftigkeit und Ganzheit der Dinge. Aus dieser Haltung gelingt ihm, Gedachtem und Empfundem starken Ausdruck zu geben. Hier ist kein „aktuelles“ Gaukelspiel leerer Formen, kein „modern“ sein wollen um jeden Preis, es gibt keine Konstruktionen, nichts Gesuchtes. Bei graphischer Darstellung der Landschaftsseele der fernen Insel Elba ergibt die Knappheit angewandeter Mittel wie von selber eine neuzeitliche Formensprache, besonders in der starken Wirkung einiger Holzschnitte. In ihrer unmittelbaren Echtheit liegt der Beweis für die Berechtigung gegenwartsnaher Ausdrucksformen, den die virtuose Mache künstlich hochgelobter Artistik nicht erbringen kann. Wie ernsthaft der Niedersachse Rudolf Koch sich in Ehrfurcht vor göttlicher Schöpfung mit Sein und Wirken auseinandersetzt, offenbaren besonders die Tagebuch-Abschnitte „Vom Paradiese“ und „Malergedanken“. Die ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen entsprechen nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Sprache der schönen Einheit dieser Veröffentlichung, deren Zustandekommen ein wirkliches Verdienst der Firma Waisenhaus - Buchdruckerei und Verlag Braunschweig ist.

Rudolf Fricke

THEODOR KÖRNER TISCHLERMEISTER

Heimatwerk Niedersachsen Möbel

Ständige Verkaufsausstellung Kunsthandwerk

BRAUNSCHWEIG, AM MAGNITORE 3 Wohnbedarf



H. BÜSSING & SOHN

BRAUNSCHWEIG

- ▶ Fabrik für Bahnbedarf
- ▶ Gleis-, Tief- und Drehscheibenbau
- ▶ Karosseriebau

*Ihre Geschäftsdrukksachen
Kunstkataloge, mehrfarbigen Prospekte*

*gediegen und zweckmäßig herzustellen,
ist das Bestreben unseres Fachpersonals*

SEIT 200 JAHREN



**WAISENHAUS-
BUCHDRUCKEREI
UND VERLAG**

**WAISENHAUSDAMM 1
RUF 2 17 35**



Alte Tradition geht mit der Zeit!

Ihr altes Fachgeschäft jetzt in erweiterten Räumen

v. Dolffs & Helle

Braunschweig · Ziegenmarkt 3 und 4 · Ruf 259 47-49



BRAUNSCHWEIG

eine Pflegestätte der Wissenschaft und Kunst

mit seinen Museen, Bibliotheken und Archiven

mit seinen Parks und den ausgedehnten Naturschutzgebieten

bleibt stets der Heimatpflege aufgeschlossen

Heimbs Kaffee

IMMER
GLEICHMÄSSIG
GUT

jetzt

aerothrm geröstet
noch köstlicher!

Braunschweigische Heimat



1956

42. Jahrgang · Heft 4

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der gespenstische Hase. — Untersuchungen über den Hasen in den Flurnamen und im Volksglauben Ostfalens	
Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6	130
Der Abbruch des Haupttores der Burg Dankwarderode	
Von Dr. H.-A. Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4 a	137
Bilder aus dem Braunschweiger Stadtteil Altewiek um 1890	
Von Studienrat i. R. Ernst Bode, Braunschweig, Kasernenstraße 24	140
Gittelde und Stauffenburg	
Von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 28	144
Ut mine Kinderjahre	
Von Pastor i. R. Albert Hosenthien, Braunschweig, Hinter Liebfrauen 6	145
Dorfgeschichtsforschung der jüngsten Vergangenheit, aufgezeigt am Beispiel von Geitelde	
Von Dr. H.-A. Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4 a	146
Aus der Heimatpflege:	
Die Anlage von Naturlehrpfaden	
Von Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstraße 2	150
Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abteilung Vorgeschichte, vom 1. 1. bis 31. 12. 1955	
Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Neustadttring 43	153
Jahresbericht der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig über die Spielzeit 1955/56	158
Neues heimatliches Schrifttum	160

WESTERMANN'S MONATSHEFTE

den schönen Dingen gewidmet!

In jedem Heft finden Sie kostbare Gemälde-Reproduktionen, literarische Erstveröffentlichungen, große fesselnde Bildbeiträge aus der Welt der bildenden Künste, der Musik und des Theaters. Die herrlichen Kunstdrucktafeln nach Gemälden alter und neuer Meister in jedem Heft kommen in geschmackvollen Wechselrahmen, die der Verlag liefert, besonders schön zur Geltung.

Bestellen Sie WESTERMANN'S MONATSHEFTE bei Ihrem Buchhändler zum Abonnementspreis von DM 2,50 (+ Zustellgebühr), das Einzelheft kostet DM 3,—; der Wechselrahmen in Versandkiste DM 4,—

G E O R G W E S T E R M A N N V E R L A G

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

42. Jahrgang

Dezember 1956

Heft 4

Vor Wäihnachten

In'n Holte, do is uower Nacht
de Winter in'tredet,
de Snäi hat lässefen un sacht
de Iere tauededet.

Von huogen Barsen kummt inzunt
- hai malet sed Bewiehr -
Knecht Rupprecht, leppt in Derpe rund
un tredt von Dier tau Dier.

Hai hat dai gruoten Sternwel an,
von butten slurft'e 'rint,
de Badenbieren mott hai dra'n,
bringt wat for ouse Kind!

Dat hat en bunten Soßenschaub
up't Fensterbrett estellt,
un druffelt nou in soiter Rauh
sed 'rint in säine Welt:

Et suiht viel Sligerfram, affait
en gruoten Dannenboum,
et dremmet in'er Wäihnachtstait
en säljen Kindertruom.

De Lippen, dai gah't läis und sacht
in'n Slape up un tau,
un ouse Kinnefen, dat lacht,
et dremmt - von säinen Schaub.

Otto Rohlfamm

Der gespenstische Hase. – Untersuchungen über den Hasen in den Flurnamen und im Volksglauben Ostfalens

Von Werner Flechsig

Im Jahre 1950 befaßte ich mich zum ersten Male mit dem Flurnamen *Hasenwinkel* und reihte ihn wegen seines gehäuften Vorkommens in Ostfalen unter den für die ganze ostfälische Sprachlandschaft kennzeichnenden Flurnamenleitformen ein¹). Inzwischen stellte ich fest, daß es außerdem nicht nur in Hessen, sondern auch im nördlichen Thüringen eine nicht geringe Anzahl von Hasenwinkeln gibt. Das Schwergewicht ihrer Verbreitung scheint aber doch in Ostfalen zu liegen. Die Zahl der ostfälischen Belege ließ sich unter Ausschluß der nördlichen Randgebiete (Kreise Ulzen, Celle und Neustadt) in den letzten 6 Jahren von 61 auf 91 vermehren²). Sie verteilen sich folgendermaßen auf die untersuchten Kreise³):

Kr. Wolm. 2 (Dreileben und Hemsdorf), im Stkr. Ma. 2 (Gr. Ottersleben und Westerhüsen), im Kr. Wa. 15 (Bergen, Dodendorf, Domersleben, Elgersleben, Gr. und Kl. Germersleben, Gr. Salze, Kl. Oschersleben, Kl. Rodensleben, Meyendorf, Osterweddingen, Remkersleben, Seehausen, Wanzleben und Westeregeln), im Kr. Bal. 2 (Güntersberge, Tilkerode), im Kr. Bla. 2 (Forst Hasselfelde II und Walkenried), im Kr. Halb. 4 (Danstedt, Hoppenstedt, Langenstein, Wüstung Sievershausen b. Derenburg), im Kr. We. 4 (Darlingerode, Hasserode, Veckenstedt, Forst Wernigerode), im Kr. Hald. 2 (Siegersleben, Sommerschenburg), im Kr. He. 2 (Helmstedt und Jeseritz), im Kr. Gi. 1 (Landschaftsteil südöstlich von Fallersleben), im Kr. Br. 3 (Broitzem, Kl. Stöckheim, Thune), im Stkr. Br. 3 (Feldmark Altstadt und Hagen, Lehdorf), im Kr. Peine 4 (Handorf, Mödesse, Rötzum, Woltorf), im Kr. Wolf. 11 (Ampleben, Atzum, Berel, Bettingerode, Bündheim, Geitelde, Gilzum, Harlingerode, Hohenassel, Mönche-Vahlberg, Wolfenbüttel), im Stkr. Sa. 8 (Beddingen, Beinum, Bleckenstedt, Flachstöckheim, Immendorf, Lobmactersen, Salder, Watenstedt), im Kr. Go. 8 (Altwallmoden, Dörnten, Gielde, Heißum, Liebenburg, Lochtum, Neuenkirchen, Schladen, Vienenburg), im Kr. Ga. 6 (Ahlschausen, Bornum, Brunsen, Holtershausen, Kl. Rhüden, Varrigsen), im Kr. Al. 5 (Alfeld, Limmer, Meimerhausen, Neuhof, Wrisbergholzen), im Kr. Ho. 2 (Holenberg, Tuchtfeld), im Kr. No. 2 (Denkershausen, Wiebrechtshausen), im Kr. Göt. 3 (Ellershausen, Harste, Hetjershausen). Wäre in allen genannten Kreisen der Flurnamenbestand schon so gründlich erfaßt wie im Stkr. Magdeburg, in den Landkreisen Wanzleben und Wernigerode und im Amte Harzburg, so würde es sich zweifellos herausstellen, daß die Zahl der Hasenwinkel in Ostfalen noch erheblich größer ist, von den bisher kaum oder gar nicht erfaßten Kreisen Oschersleben, Hildesheim-Marienburg, Burgdorf, Springe, Hameln, Osterode, Einbeck, Northeim, Duderstadt und Münden ganz zu schweigen.

Das BW. *Hasen-* kommt aber außer im *Hasenwinkel* auf ostfälischem Boden auch in zahlreichen anderen Zusammensetzungen vor. Ich gebe sie in der mundartlichen Form, soweit sie bekannt ist, sonst in der schriftlich überlieferten Form.

Einen *Hasenbarch* (hd. *Hasenberg*) gibt es bei Hohenwarsleben, Flechtorf, Velpke, Parleib, Apelnstedt, Wobeck, Binder, Forstrevier Münchhof, Forstrevier Ammensen, Höckelheim, Bad Grund und Wildemann, einen *Hasenkopf* bzw. *Hasenkeppe* im Forstbezirk Hasselfelde, bei Hohegeiß und Holtensen, einen *Hasenknüll* bei Herberhausen, ein *Hasental* bei Hohegeiß, einen *Hasengrund* bei Bad Gandersheim, Kl. Rhüden und Lütgenade, eine *Hasendene* bei Sehlde, ein *Hasensiek* bei Bad Gandersheim, einen *Hasenpflu* bzw. *Hasenpäl* bei Seehausen und Holneberg, einen *Hasenbek* bei Twiefelingen, Börßum, Hedeper, Kalme, Timmern, Lichtenberg, Othfresen und Moringen (hier *Hasenke*), eine *Hasenlört* bei Flechtorf (an der Schunter), ein *Hasensprink* bei Salzgitter-Bad und Gielde, eine *Hasenwelle* bei Osterwiek, eine *Hasenrecke* bei Holzminden, einen Oberen und Unteren *Hasenbalken* im Forstrevier Wendhausen bei Essehof, einen *Hasenbusch* (-büsche?) bei Schermke, Gr. Heere und Wibbecke, eine *Hasenwäische* oder -wische (hd. *Hasenwiese*) bei Harlingerode, Bruchhof und Voldagsen, einen *Hasengaren* bei Mascherode (Wald) und

Neindorf, ein *Hasenfeld* bei Ufingen, eine *Hasenbraie* bei Wenzleben, Süplingen, Twiefelingen und Schliestedt, einen *Hasenkamp* bei Warberg, Wolsdorf, Bortfeld, Wendhausen, Meinersen, wüst Steinbrok (1437) im Kr. Wernigerode, Dungenbeck, Kl. Lafferde, Haverlah, Kl. Rhüden, Almstedt und Alferde (1363), einen *Hasenmorgen* bei Heiligendorf, eine *Hasenvorrenne* bei Gr. Heere, einen *Hasentramp* bei Sommerschenburg.

Als GW.er fanden dabei also hauptsächlich Bezeichnungen für natürliche Landschaftsgebilde Verwendung. Darunter sind Berg (*Barch, Kopp, Knüll*), Tal (-dal und -grund), (feuchte) Niederung (-dene, -sik), Bach (-bek) und Furt (-fört), Quelle (-spring und -welle), Pfuhl (-päl), Feldhecke (-recke), und Waldstücke (-balken, -busch, -garen). Landwirtschaftliche Nutzflächen sind daneben in der Minderzahl mit Wiese, Feld, *Breite, Kamp, Morgen* und Pflugwendestelle am Ackerrande (-vorrenne).

Es liegt am nächsten, alle Flurnamen mit dem BW. *Hasen-* auf unseren Feldhasen, *Lepus europaeus*, zu beziehen, und Richard Andree scheint dies auch ohne Bedenken getan zu haben, als er 1901 in seiner Braunschweiger Volkskunde bei der Anführung der Flurnamentypen *Hasenkamp* und -winkel auf jede weitere Erklärung verzichtete⁴⁾. Schon 1898 vertrat aber der Blankenburger Germanist Eduard Damköhler die Ansicht, das BW. *Hasen-* in FIN. müsse nicht unbedingt etwas mit Meister Lampe zu tun haben, sondern könne auch aus *Hassel*, dem niederdeutschen Namen des Haselstrauches, entstellt sein⁵⁾. Er war auf diesen Gedanken gekommen, weil der Ortsname Hasselfelde in Cattenstedt, Timmenrode und Wienrode nicht *Hasselfelle* ausgesprochen wird, sondern *Hassenfelle* mit kurzem *a* und stimmhaftem *s*, obwohl der Ort in Urkunden und Akten seit seiner ersten Erwähnung in den Jahren 1046 (*Haselfelt*) und 1052 (*Hasselvelde*) stets nur mit *Has(s)el-* oder *Hasle-* als BW. bezeugt ist. Damköhler wurde ferner dadurch stutzig gemacht, daß das *Hasental* bei Blankenburg in einer Urkunde von 1441 *hasendal*, in der zusammenfassenden Inhaltsangabe auf der Außenseite der gleichen Urkunde aber *Haseltahl* geschrieben worden ist. Als weiteren Beleg für den Lautwandel von *l* zu *n* konnte er die mundartliche Aussprache des Wortes (Forst-)kultur als *Kuntur* in Cattenstedt anführen. Das bestärkte ihn in der Vermutung, auch andere Flurstücke, deren Namen in der Neuzeit das BW. *Hasen-* aufweisen, seien ursprünglich nach dem Haselstrauch benannt worden. Walter Grosse schloß sich dieser Auffassung an und erklärte 1929 in seiner Sammlung der Flur- und Forstortsnamen der Grafschaft Wernigerode den FIN. Hasenwinkel als „Winkel, wo Hasen gern Äsung suchen, oder entstellt aus Haselwinkel, wo Haselbüsche wachsen, oder Grenzen so winklig, wie der Hase läuft“⁶⁾. Andere ostfälische Flurnamensammler und -forscher gingen noch einen Schritt weiter als Damköhler und Grosse und behaupteten, der Name des Hasen habe in FIN. überhaupt keine Verwendung gefunden und das BW. *Hasen-* sei in jedem Falle entstellt aus *Hassel*.

Mit einer solchen Verallgemeinerung hat man zweifellos weit über das Ziel hinausgeschossen. Es ist zwar richtig, daß gelegentlich in der Volkssprache *l* mit einem anderen Mitlaut aus Gründen der Dissimilierung (d. h. Entähnlichung) vertauscht wird, wenn das *l* in zwei aufeinander folgenden Silben eines Wortes enthalten ist. Als Beispiele aus dem mundartlichen Wortschatz Ostfalens nenne ich die Formen *Ärpaul* statt *Älpaul* für ‚Mistpfütze‘ und *Garmlock* statt *Galmlock* für Schalloch im Kirchturm⁷⁾. Es wäre daher sprachgeschichtlich kein Wunder, wenn gerade bei Namen wie *Hasselwinkel*, *Hasselfeld*, *Hasseldäl* und *Hasselbalken* die Dissimilierung von *Hassel-* zu *Hassen-* allgemein durchgeführt worden wäre. Das ist jedoch nicht geschehen. Ich kenne nur einen Fall, wo ein Flurstück bei Hattorf

im Kr. Gi., das 1575 und 1813 als Hasselbalken erscheint, einmal (1812) Hasenbalken geschrieben wurde. Dabei ist nicht einmal ausgemacht, ob es sich um die Wiedergabe der wirklichen Aussprache oder nur um einen Schreibfehler handelt. Demgegenüber stehen zahlreiche Belege dafür, daß die FlN. *Hasselwinkel*, *Hasselfeld*, *Hasseldål* und *Hasselbalken* ihr *l* sowohl in der schriftlichen Überlieferung wie in der mundartlichen Aussprache von der ersten Erwähnung an bis heute bewahrt haben. Umgekehrt läßt sich in der schriftlichen Überlieferung unserer 157 Hasen-FlN. kein Anzeichen dafür finden, daß das BW. früher einmal *Has(s)el-* gelautet haben könnte. Da die Dissimilierungserscheinungen in der ostfälischen Volkssprache ziemlich jung sind, müßten doch im 17. oder 16. Jahrhundert, mindestens aber im späten Mittelalter für die heutigen Hasen-FlN. Formen mit *Has(s)el-* nachzuweisen sein, wenn sie die ursprünglichen gewesen wären. Das ist aber nicht der Fall.

Der Landschaftsname *Hasenwinkel* im Amtsbezirk Fallersleben erscheint z. B. schon 1323 in der Form „in Hasenwinkele“⁸⁾. Im gleichen Jahre bietet der PN. *Heinricus Hasenbeke* in einer Saldernschen Urkunde über Güter in Kirchheerte (wüst im Stkr. Salzgitter) für einen anderen Hasen-FlN. ebenfalls einen recht frühen Beleg⁹⁾. Es folgen 1355 *silva Haseberghe* bzw. *Hasenbuch* (?) als Forstort des Oberharzes im Güterverzeichnis des Klosters Neuwerk in Goslar¹⁰⁾ und 1363 der *Hasenkamp* bei Alferde, Kr. Springe¹¹⁾. Im 15. und 16. Jahrhundert mehren sich die Erstbezeugungen anderer Hasen-FlN.

Dissimilierende Entstellungen widerfahren in der Regel wohl nur solchen Wörtern und Namen, deren Bedeutung dem Volke nicht mehr klar ist, weil das fragliche BW. oder GW. schon aus dem lebenden Sprachschatz geschwunden ist. In solchen Fällen sucht der Volksmund das unverständlich gewordene Wort einem ähnlich klingenden Worte mit bekannter Bedeutung anzugleichen. Für eine solche Angleichung und Umdeutung lag aber bei den *Has(s)el-FlN.* kein Anlaß vor. Der mundartliche Name des Haselstrauches blieb in Ostfalen durch alle Zeiten hindurch bis in die Gegenwart ebenso allgemein bekannt wie der Name des Hasen. Eine Verwechselung der beiden Namen lag um so ferner, als sie nicht nur durch den auslautenden Konsonanten, sondern auch durch die verschiedene Länge des Stammsilbenvokals voneinander abweichen. Die mundartliche Form *Hasselfelle*, die Damköhler, Grosse und andere zu der Annahme eines allgemeineren Wandels der *Hassel-FlN.* zu *Hasen-FlN.* verleitet hat, ist also ein Ausnahmefall und um so weniger beweiskräftig, als Cattenstedt, Timmenrode und Wienrode, wo so gesprochen wird, weit von Hasselfelde entfernt liegen. Die Hasselfelder selbst nennen ihren Ort *Hasselfelle*, und die müssen es doch wohl besser wissen¹²⁾.

In Anbetracht aller dieser Tatsachen kann es nach meiner Überzeugung nicht länger zweifelhaft sein, daß das BW. unserer Hasen-FlN. wirklich von Anfang an das gleiche gewesen ist wie heute. Dabei bleibt nur die Frage offen, ob sie alle nach dem Feldhasen, *Lepus europaeus*, benannt sind oder einige von ihnen nach Menschen namens Hase. Schon früh hat man in Ostfalen einzelnen Menschen den Beinamen Hase gegeben, sei es nun wegen ihrer Schnelfüßigkeit, wegen ihrer Furchtsamkeit oder wegen anderer Eigenheiten.

Wir finden bereits 1251 einen *Henricus Hase* als Zeugen in einer Schenkungsurkunde des Ritters Heinrich von Homburg¹³⁾, und ihm folgen nicht wenige Träger gleichen Namens in den Städten und Dörfern Ostfalens. Früh begegnen uns auch Beinamen nach einzelnen Körperteilen des Hasen, z. B. *Con. Hasenbalc* (= Conradus Hasenbalg) 1281 im Einnahme-

register des Hildesheimer Domdechanten¹⁴⁾, ein Hausbesitzer namens *Hasenor* (= Hasenohr) 1321 im Güterverzeichnis des Michaelisklosters zu Hildesheim¹⁵⁾, ein Grundbesitzer namens *Hasevote* (= Hasenfuß) 1333 im Lehnregister des gleichen Klosters¹⁶⁾, ein *Hannes Hasenbroghere* (= ?) 1370 in einer Urkunde des Godehardiklosters zu Hildesheim¹⁷⁾, ein *Henning Hasenvot* kurz nach 1320 als Neubürger zu Braunschweig¹⁸⁾, in der gleichen Stadt Ghereke Hasenoge (= Hasenaugen) 1445, *Ilsebe Hasenschart* 1446 und *Johannes Hasenbein* 1588 sowie — mit -hase als GW. — ein Mann namens *Velthase* 1336, *Diderik Sprinchase* 1340 und *Margret Kolhase* 1458¹⁹⁾. An weiteren Zusammensetzungen seien noch genannt *Matz Hasenschrive* 1553 zu Braunschweig²⁰⁾ und *Caspar Hasenjeger* 1568 zu Kirchbrak im Kr. Ho.²¹⁾. Der einfache PN. *Hase* war in Braunschweig 1671 nur einmal vertreten²²⁾, in Hannover 1689 elfmal²³⁾, in Goslar 1605–1622 dreimal²⁴⁾. In den Musterrungsrollen und Huldigungsverzeichnissen des Fürstentums Calenberg-Göttingen von 1585 ist der PN. *Hase* aus 28 von insgesamt 494 Orten bezeugt, also häufiger als der PN. *Voß* (18), aber nicht so oft wie der PN. *Wulf* (36)²⁵⁾.

Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß viele Örtlichkeiten mit dem BW. *Hasen-* nach einem PN. benannt sind. Am ehesten wäre das bei solchen Flurstücken denkbar, die Ackerland oder Wiesen in Privatbesitz bezeichneten, wie vielleicht *Häsenkamp*, *Häsenmorgen*, *Häsenvorrwenne* und *Häsenwäische*. In den Fällen aber, wo *Hasen-* als PN. auftritt, wie z. B. 1585 in Hameln²⁶⁾ und 1603 in Goslar²⁷⁾, dürfte das Flurstück, dessen Besitz den ersten Träger dieses Namens kennzeichnete, kaum selbst nach einem Besitzer *Hase* benannt sein, da sich der PN. dann doch wohl als *Hase* und nicht als *Hasenkamp* fortgeerbt hätte. Auch die FIN. *Hasenberg* und *Hasenwinkel* lebten in PN. fort; der erstgenannte kommt 1585 in Göttingen²⁸⁾ und 1614 in Goslar²⁹⁾ vor, der zweite 1499 in Hornburg³⁰⁾, 1614 und 1619 in Goslar³¹⁾ und 1671 in Braunschweig³²⁾.

Wenn der Feldhase unseren Vorfahren so bemerkenswert erschien, daß sie nach ihm nicht nur Feld- und Waldstücke, sondern auch zahlreiche Mitmenschen benannten, so muß das natürlich seinen besonderen Grund gehabt haben. Die Bevorzugung des Hasen bei der Namenbildung ist um so auffälliger, als andere heimische Nagetiere auch nicht entfernt eine ähnliche Beachtung gefunden haben. Neben den 157 Hasen-FIN., die hier aufgeführt werden konnten, fand ich in Ostfalen bisher nur 21 Mäuse-FIN. 12 zum Teil zweifelhafte Biber-FIN., 5 Hamster-FIN. und 2 Kaninchen-FIN. Eichhörnchen, Wühlmaus, Spitzmaus, Ratte und Maulwurf kommen weder mit ihren mundartlichen noch mit ihren hochdeutschen Bezeichnungen in unseren FIN. vor. Die verschwindend geringe Zahl der Kaninchen-FIN. mag darauf zurückzuführen sein, daß sich das Kaninchen, der südeuropäische Verwandte unseres heimischen Feldhasen, kaum vor der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts bei uns allgemein verbreitet hat, wenn es auch im 16. Jahrhundert nach Ausweis des Familiennamens *Hans Kaniniken* (1548 im Orgichtbuch der Stadt Braunschweig) schon bekannt war. Die genannten anderen Nager sind aber altheimisch und dem Bauern zum Teil viel lästiger als unser Meister Lampe. Das gilt vor allem von den verschiedenen Mäusearten, den Ratten und dem Hamster.

Ich finde also bei den Nagern wieder das bestätigt, was ich schon bei den Raubtieren festgestellt hatte³³⁾: Die Schädlichkeit einer Tierart kann nicht maßgebend gewesen sein, wenn man nach der einen Art viele, nach der anderen weniger oder gar keine Flur- und Waldstücke benannte. Die Gründe für die so überaus häufige Bildung von Hasen-FIN. liegen vielmehr wie bei den ebenfalls auffallend häufigen Fuchs-FIN. nach meiner Meinung im Bereich des Übersinnlichen.

Der Hase fiel den Menschen von jeher durch seine außerordentliche Schnelligkeit und Wendigkeit auf, durch die er sich den verfolgenden Hunden zu entziehen weiß, und durch seine erstaunliche Fruchtbarkeit. Wegen dieser zweiten Eigenschaft wurde der Hase im Volksglauben zum Überbringer der Ostereier, die als Sinnbilder der Fruchtbarkeit in der hohen Festzeit der wiedererwachten Lebenskräfte in der Natur von den Menschen genossen werden. Der Genuß des Hasenfleisches soll, wie man schon in der Antike glaubte, den Geschlechtstrieb beim Menschen steigern und wurde deshalb vom Papst Zacharias im Jahre 775 verboten³⁴⁾. Bei den alten Friesen war der Hase der Göttin der ländlichen Fruchtbarkeit, Nehalennia, geweiht. Der Hasenschwanz wurde in manchen Gegenden als Liebeszauber verwandt. Bis in die Neuzeit hinein scheint das Volk auch in Ostfalen den Hasen als Verkörperung der Sinnlichkeit angesehen zu haben. Darauf deutet ein von Theodor Reiche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts für das braunschweigische Wörterbuch aufgezeichneter plattdeutscher Volksreim, in dem der Geschlechtsverkehr der Menschen als „Häsenjacht“ bezeichnet wird. Den Körperteilen des Hasen schrieben die indogermanischen Völker seit der Antike aber nicht nur reizweckende, sondern auch andere zauberische Wirkungen zu, sei es nun als Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten, sei es als Schutzmittel gegen allerlei Mißgeschick und Gefahr.

Besonders den deutschen Volksstämmen, und zwar vor allem den nieder- und mitteldeutschen, war die Vorstellung eigen, daß der Hase ein Lieblingstier der Hexen sei und daß diese daher bei Verwandlungen gern die Gestalt des Hasen annähmen, um so unauffälliger ihr Unwesen treiben zu können. Dafür haben wir gerade aus Ostfalen zahlreiche Zeugnisse in den Sagen vom dreibeinigen Hasen, der Hirten oder andere Menschen an einsamen Stellen der Feldmark oder im Dorfe selbst beunruhigt, die Kühe melkt oder anderes Unheil anrichtet, ohne daß man ihm so leicht etwas anhaben kann. Solche Sagen sind bezeugt von Fr. Sieber aus dem Harzlande³⁵⁾, von Th. Voges³⁶⁾ aus Reislingen im Kr. He., Neubrück im Kr. Br., Gr. Denkte im Kr. Wolf., Calbecht im Stkr. Sa. und Hahausen im Kr. Ga. (hier Schatzgräberspuk), von O. Schütte³⁷⁾ aus Harbke im Kr. Hald., Emmerstedt, Volkmarisdorf und Wahrstedt im Kr. He., von A. Kuhn und W. Schwartz aus Ilsenburg im Kr. We.³⁸⁾, von H. Sohnrey aus Nienhagen an der Weser und Schoningen im Kr. No.³⁹⁾, von G. Schambach und W. Müller⁴⁰⁾ aus Vogelbeck im Kr. No. und Hildesheim. Zu den beiden letzten Sagen geben die Verfasser der Sagensammlung in ihren Anmerkungen noch ergänzende Hinweise auf ähnliche Berichte aus Eilensen, Einbeck und Odagsen im Kr. Einbeck, Fredelsloh im Kr. No. und Kreiensen im Kr. Ga. Danach hält das Volk den dreibeinigen Hasen meist für eine Hexe, gelegentlich für einen Zauberer, einen Kobold, den Teufel oder die ruhelose Seele eines Toten. Das Ursprüngliche wird die Beziehung des Hasen zu einer dämonischen Frauengestalt sein. Dafür spricht beredt eine Sage aus Brandenburg, wonach „Frau Harke“, gleich der in anderen deutschen Landschaften überlieferten „Frau Holda, Holda oder Holle“ eine seit dem Mittelalter verblaßte germanische Fruchtbarkeitsgöttin, eine Herde von Hasen um sich hat⁴¹⁾. Noch vor der Ausbildung des germanischen Götterglaubens scheint der Hase in der Zeit totemistischer Vorstellungen bei den Germanen wie bei den Indianern als heiliges Tier verehrt worden zu sein. Darauf deutet der Umstand hin, daß sein eigentlicher

indogermanischer Name bei unseren Vorfahren gemieden wurde und an seine Stelle ein *Tarnwort* trat. Seitdem heißt er bei uns „der Graue“ (ags. *hasu* = grau). Wenn der Hase sich später im Volksglauben von einem heiligen Göttertier zu einem gespenstischen Hexentier gewandelt hat, so geschah dies offensichtlich unter kirchlichem Einfluß. Die christliche Kirche mußte ja in ihrem Kampfe gegen das Fortleben heidnischer Glaubensvorstellungen bemüht sein, den Wesen und Örtlichkeiten, die vor der Bekehrungszeit unseren Vorfahren heilig waren, den Stempel des Bösen aufzudrücken, um das Volk von ihnen fernzuhalten. So wurden auch aus den weisen Frauen, die von den Germanen wegen der Gabe der Weissagung und zauberkräftigen Heilkunst verehrt wurden, verabscheuungswürdige, bössartige Hexen und aus den Stätten des vorchristlichen Kultes unheimliche, gefährliche Plätze, wo der Teufel und seine Helfer den Menschen nachstellten.

Wir gehen daher wohl kaum fehl, wenn wir das massenhafte Vorkommen der Hasen-FIN. mit der Stellung des Hasen im vorchristlichen und neueren Volksglauben in Zusammenhang bringen. Gewiß mögen manche dieser FIN., zumal die zuletzt entstandenen, nichts weiter aussagen sollen, als daß man dort häufig Hasen antreffen kann. Andere aber können sehr wohl Stätten bezeichnen, wo Dorfgenossen einmal oder öfter den gespenstischen dreibeinigen Hasen gesehen haben wollen. Nach W. Burghardt ist allen Hasenwinkeln des Kr. Wa. gemeinsam die Lage am Rande der Feldmarken, also ganz weit draußen, wo nach einer bekannten Redensart „Füchse und Hasen sich Gutenacht sagen“. Die gleiche Beobachtung machte ich in anderen Gegenden Ostfalens, soweit ich die genaue Lage der betreffenden FIN. bisher ermitteln konnte. Das kann kein Zufall sein. Es handelt sich bei den Hasenwinkeln und anderen Hasen-FIN. vielfach um spät gerodetes Land, das früher zur Almende gehörte und als Anger weide- oder holzwirtschaftlich genutzt wurde. Solche weit vom Dorfe entfernten Plätze waren einsam, und zu einer Zeit, als man noch Feld und Wiese, Anger und Wald, Quelle und Bach, Kulk und See belebt glaubte von guten oder bösen Mächten einer übersinnlichen Zwischenwelt, lag es keineswegs außerhalb der Vorstellungswelt naturverbundener Menschen, im wallend aufsteigenden Nebel der feuchten Niederungen das geheimnisvolle Wirken gespenstischer Füchse oder Hasen zu sehen. Wie man solche Naturerscheinungen in der Göttinger Gegend auf das „Brauen“ der Füchse zurückführte⁴²⁾, so sagte man vor 100 Jahren nach Hoffmann von Fallersleben dazu in seiner Heimat, dem Hasenwinkel: „*De Håse bruet*“⁴³⁾. Wenn wir auch nicht an jedem Orte, wo gespenstische Hasen durch Sagen oder FIN. überliefert sein können, eine vorchristliche Kultstätte zu wittern brauchen, so gibt es doch zu denken, daß O. Thielemann im Kr. Go. an verschiedenen Stellen Hasenwinkel mit Hillen-FIN. vergesellschaftet fand, die zweifellos hillige, d. h. heilige Plätze bezeichneten⁴⁴⁾. Es wird sich gewiß lohnen, auch in anderen Gegenden Ostfalens die FIN. genauer unter die Lupe zu nehmen, die sich in der Nähe von Hasen-FIN. finden. Wenn wir dann außer den an solchen Stellen haftenden Sagenüberlieferungen, die wahrscheinlich noch nicht überall erschöpfend erfaßt sind, auch die Spatenforschung zur Hilfe mit heranziehen, wird es vielleicht gelingen, noch einen etwas tieferen Blick in die geheimnisumwitterte, versunkene Welt des gespenstischen Hasen zu tun. Eine solche erfolgreiche „Hasenjagd“ brächte nicht nur der Flurnamenforschung, sondern auch der Volkskunde und Vorgeschichte Gewinn!

¹⁾ Werner Flechsig, Ostfälische Volkstumsgrenzen im Lichte der Dialekt- und Flurnamengeographie (in: Braunschweigische Heimat, 36. Jahrg. 1950, S. 53—89); hier S. 69.

²⁾ Als Quellen dienten hauptsächlich: a) das handschriftliche Braunschweigische Flurnamenarchiv des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz (Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1) und b) das Manuskript einer noch unveröffentlichten Hallischen Dissertation von Werner Burghardt über die Flurnamen des Kr. Wanzleben und des Stadtkr. Magdeburg, das mir der Verfasser dankenswerterweise vorübergehend zur Einsichtnahme überließ.

³⁾ Wie in den Heften 1—3/1956 dieser Zeitschrift werden folgende Abkürzungen verwandt: Kr. = Landkreis, Stkr. = Stadtkreis, Al. = Alfeld, Bal. = Ballenstedt, Bla. = Blankenburg, Br. = Braunschweig, Ga. = Gandersheim, Gi. = Gifhorn, Go. = Goslar, Göt. = Göttingen, Halb. = Halberstadt, Hald. = Haldensleben, He. = Helmstedt, Hi.-Ma. = Hildesheim-Marienburg, Ho. = Holzminden, Ma. = Magdeburg, No. = Northeim, Sa. = Salzgitter, Wa. = Wanzleben, We. = Wernigerode, Wolf. = Wolfenbüttel und Wolm. = Wolmirstedt, ferner FlN. = Flurname, PN. = Personennamen, BW. = Bestimmungswort, GW. = Grundwort und hd. = hochdeutsch.

⁴⁾ Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde, 2. Aufl. 1901, S. 98. — ⁵⁾ Eduard Dammköhler, Die massenhafte Verbreitung der Haselstaude im Unterharz in früherer Zeit (in: Braunschweigisches Magazin, Bd. 4, 1898, S. 110—112 und S. 117—118; hier S. 111). —

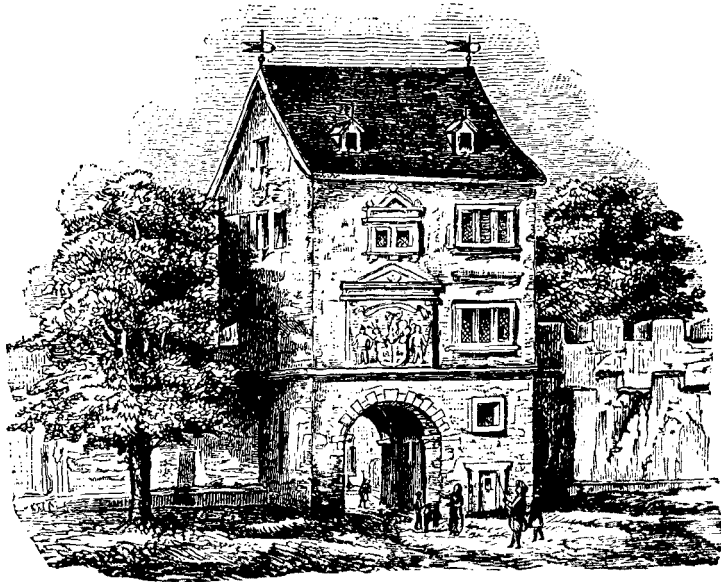
⁶⁾ Walther Grosse: Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929; hier S. 72. — ⁷⁾ Den Hinweis auf diese beiden Formen aus dem noch ungedruckten Holzland-Ostfälischen Wörterbuche verdanke ich seinem Verfasser Dr. Albert Hansen-Ostfalen in Eilsleben. — ⁸⁾ Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, hrsg. v. Ludw. Hänselmann. Bd. III, Braunschweig 1905; hier S. 58. — ⁹⁾ Urkundenbuch der Familie von Soldern, bearb. v. O. Grotefend. Bd. 1 Hildesheim 1932; hier Nr. 311. — ¹⁰⁾ Urkundenbuch der Stadt Goslar, bearb. v. G. Bode. Bd. IV, Halle 1905; Nr. 525 und 526. — ¹¹⁾ Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim, bearb. v. H. Hoogeweg. Bd. 5 Hannover 1907. Nr. 1037. — ¹²⁾ Handschriftliche Flurnamensammlung der Gemarkung und Stadtforst Hasselfelde, aufgestellt 1938 von Mittelschullehrer Wilhelm Matthias, aufbewahrt im Braunschw. Flurnamenarchiv. — ¹³⁾ Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim. Bd. II, 1901, Nr. 880. — ¹⁴⁾ Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim. Bd. III, 1903. Nr. 484, S. 238. — ¹⁵⁾ Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim. Bd. IV, 1905, Nr. 638, S. 348. — ¹⁶⁾ wie 15); hier Nr. 1336, S. 728. — ¹⁷⁾ wie 11); hier Nr. 1322. — ¹⁸⁾ wie 8); hier S. 512. — ¹⁹⁾ Sämtliche Namen nach handschriftlichen Auszügen von Otto Schütte aus den mittelalterlichen Stadtbüchern im Stadtarchiv Braunschweig, aufbewahrt im Braunschweigischen Landesmuseum f. Geschichte u. Volkstum (Wörterbucharchiv). — ²⁰⁾ wie 19). — ²¹⁾ Die reformatorischen Kirchenvisitationen in den welfischen Ländern 1542—1544, hrsg. v. K. Kayser. Göttingen 1896. S. 230. — ²²⁾ Braunschweigisches Bürger- und Gewerbeverzeichnis für das Jahr 1671, hrsg. v. W. Spieß, Braunschweig 1942. S. 25. — ²³⁾ Max Burchard: Die Kopfsteuerbeschreibung der Fürstentümer Calenberg, Göttingen und Grubenhagen. Teil 2. Hannover 1941. S. 191. — ²⁴⁾ Goslarer Bürgerbuch 1600—1647, hrsg. v. Friedr. Bonhoff, Hamburg 1925. S. 72. — ²⁵⁾ Max Burchard: Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1935. S. 407. — ²⁶⁾ wie 25). — ²⁷⁾ wie 24). — ²⁸⁾ wie 25). — ²⁹⁾ wie 24). — ³⁰⁾ Das älteste Bürgerbuch der Stadt Hornburg, hrsg. v. W. K. v. Arnswaldt und M. Burchard, Leipzig 1937. S. 3. — ³¹⁾ wie 24). — ³²⁾ wie 22). — ³³⁾ s. Braunschweigische Heimat 1956. S. 104. — ³⁴⁾ Diese und die folgenden allgemeinen Angaben sind entnommen dem Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens von H. Bächtold-Stäubli, Bd. III, Sp. 1504—1526; hier bes. Sp. 1505—1510. — ³⁵⁾ Fr. Sieber, Stammeskunde des Harzlandes. Jena 1928. S. 264. — ³⁶⁾ Theodor Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig. Braunschweig 1895. Nrn. 109, 113, 116, 117 und 137. — ³⁷⁾ Otto Schütte, Sagen (in: Braunschweigisches Magazin 5. Bd. 1899. S. 110—111 und 117—118); hier S. 117. — ³⁸⁾ A. Kuhn u. W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848, S. 480. (Anmerkung zu Nr. 101). — ³⁹⁾ Heinrich Sohnrey: Tchiff tchaff, toho! Gestalten, Sitten und Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Sollinger Walde, Berlin 1929. S. 279 u. 362. — ⁴⁰⁾ Georg Schambach u. Wilhelm Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. 1854, Neue Ausgabe v. W. Peuckert, Stuttgart 1948. Nr. 208. — ⁴¹⁾ wie 38); hier Nr. 126, 7. — ⁴²⁾ Georg Schambach, Wörterbuch der niedersächsischen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, Hannover 1858, S. 278 unter Stichwort „fos“. — ⁴³⁾ Hoffmann von Fallersleben, Mundart in und um Fallersleben (in: Die deutschen Mundarten, hrsg. v. K. Frommann. 5. Jahrg. 1858, S. 41 ff. — ⁴⁴⁾ wie 1); hier S. 69.

Der Abbruch des Haupttores der Burg Dankwarderode

Von H. A. Schultz

Von der ehemaligen Befestigung unserer Burg Dankwarderode, von den Mauern und den Gräben ist heute nichts mehr zu erkennen. Der alte Lauf der Oker an der Ostseite ist ebenfalls nur noch in einem kleinen Graben angedeutet. Bei den Pflasterarbeiten auf dem Domplatz konnten im April 1954 durch aufschlußreiche Grabungen im Zuge der Braunschweiger Stadtkernforschung wesentliche Teile einer frühen Burgmauer ermittelt werden *).

Nach dem Westen, dem Sack zu lag das Haupttor der Burg. Wie es bis zu dem 16. Jh. ausgesehen hat, ist unbekannt. 1586/87 ist es erneut aufgebaut und mit Blei gedeckt worden. Es war ein Ziortor, kein Burgtor einer Verteidigungsanlage, ein Renaissancebau.



Ehemaliges Burgtor
in Braunschweig
Nach einer Zeichnung von
A. A. Beck, es fehlen die
angrenzenden Gebäude.

Das ältere Burgtor wird vermutlich weiter westlich am Rande des Burggrabens und der Burgmauer gelegen haben, deren Verlauf sich ja noch in der Straßenführung nachweisen läßt.

Wie geschah nun der Abbruch des Burgtores? Im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel finden sich unter den „Acta der Fürstlichen Cammer in Braunschweig 1790—1798“ **) verschiedene Handschriften, die uns einen guten Eindruck vermitteln. So lautet ein Rescript vom 2. April 1798 vom Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, daß zur Erbauung eines neuen Predigerhauses von St. Blasii „... die zu dem Bau erforderlichen rauhen Mauersteine und Quader, insofern beides von dem alten Burghore, welches deshalb abgebrochen werden soll“, genommen werden sollen. „Übrigens wird den Bau beim Stift der Cammer Conducteur Rothermund führen und habt ihr daher auch diesen die Abbrechung des Thores aufzutragen und wird

ein Theil der Kosten mit dem auf dem Dach liegenden Blei und den sonst in dem Gebäude stehenden Materialien, welche, bis auf die Steine, des Behufs zu verkaufen sind, bestritten werden können."

Der Cammer Conducteur Rothermund antwortet am 7. April: „An Hoch Fürstliche Cammer Unterthäniges Pro Memoria — Da nach der . . . die Abbrechung des Burgthorthurmes mir gnädig übertragen worden, so frage . . . hiermit an, ob es mir nicht erlaubt sey, bey dieser Abbrechung einen getreuen Tagelöhner anzustellen, denselben zur Aufmunterung wegen Aufsicht und Bewahrung der abzubrechenden Materialien täglich 1 mg (Mariengroschen) mehr wie die anderen Tagelöhner bezahlen zu dürfen." Dieses wurde von der Fürstl. Cammer noch am gleichen Tage bewilligt.

Die „Abbrechung des Burgthorthurmes" wird unmittelbar darauf begonnen sein. Am 23. April 1798 berichtet Rothermund in einem Schreiben, daß dies „so weit erfolgt, daß bis jetzt noch 2 Etagen im Mauerwerk stehen, durch diese Abbrechung ist aber der Giebel von dem Anbau des Comödienhauses, welches von unten bis oben keine ausgebundene Wand hat, frey und offen geworden . . ." „In der 2. Etage des Comödienhauses findet sich, daß die Träger worauf die Bodentreppen ruhen, in diese Thurmmauer stecken . . . Wenn also mit der Abbrechung fortgefahren werden soll, so würden diese Treppen vorerst weggenommen und die Träger abgestützt werden müssen." Die weitere Anfrage von Rothermund an die Hoch Fürstl. Cammer „ob besagter Giebel mit Holz ausgebunden und die Fächer ausgemauert werden sollen", wird gleichen Tages beantwortet. „. . . es können die dazu erforderlichen Kosten mit Hülfe einiger von solchem Thurm erfolgenden Materialien aufkommenden Geldern reichlich bestritten werden." Die Genehmigung wird hierfür am 2. May 1798 mit der Bestimmung erteilt, daß „der, durch das Abbrechen des Burgthorthurmes offen kommende Giebel des Comödienhauses vorgeschlagenermaßen mit einer leichten auszumauernde Wand befriediget werde, und auf gleiche Weise auch mit dem Hause des Kleidersellers Brandes zu verfahren sei", dessen Haus vermutlich auf der anderen Seite stand. „Die baaren Ausgaben aber von dem Gelde, welches aus den alten Materialien von dem abgebrochenen Burgthor gelöset wird, genommen werden können."

Unter dem 22. October 1798 legt Rothermund eine Abrechnung an die Hoch Fürstl. Cammer vor:

Für verkaufte Materialien	447 th	27 mg	4 ¹ / ₂ pf
Ausgaben			
1. Kosten bei Abbrechung des Thorthurmes	60 th	25 mg	4 pf
2. Kosten Befriedigung des Comödienhauses	112 th	18 mg	6 pf
3. Kosten Brandes-Haus	87 th	10 mg	6 pf
	260 th	19 mg	
bleibt ein baarer Überschuß	187 th	8 mg	4 ¹ / ₂ pf

Es wurden auch noch Steine kostenlos abgegeben. So richtete der Güterbesteller Pfeiffer an die Fürstl. Cammer die Bitte, 2000 Steine von dem Abbruch

Bilder aus dem Braunschweiger Stadtteil Altewiek um 1890

Von Ernst Bode

II. Ackerhof, Husarenkaserne und Schloß

Die Tatsache, daß die Häuser Olschlägern 27, 28, 29 an der Südseite des Ackerhofes gelegen haben, erinnert daran, daß wir uns hier auf dem ältesten Grund und Boden der Altewiek und Braunschweigs überhaupt befinden. Hier war wahrscheinlich der Wirtschaftshof der brunonischen Grafen. Das wird auch dadurch beglaubigt, daß die Nordseite des Ackerhofes bis zur Gegenwart der früheren Herzoglichen Hofverwaltung unterstand. Das Grundstück der Hofverwaltung erstreckt sich noch jetzt vom ehemaligen Marstallgebäude des Schlosses in der Langedammstraße bis hinein in die Friesenstraße und bis zu dem „Pagenhause“, dem ehemaligen zur Hofstatt gehörenden Gebäude am Sandwege, dem Anton-Ulrich-Museum gegenüber. Das Grundstück wurde im Norden und Westen von dem Okerarm begrenzt, der noch heute kanalisiert hinter der Westseite der Friesenstraße entlang zieht. Diese ganze Fläche wird in einer Schenkungsurkunde vom Jahre 1254 als Herzoglicher Ackerhof erwähnt. Der brunonische Grundbesitz wurde von den Freisitzen der Edlen, von dem „Herrenhof“, umgeben. Daran erinnert noch heute die Ritterstraße und auch die Herrendorftwete, die von der Ritterstraße und dem Olschlägern bis nach der ehemaligen Hofstatt am Sandwege führt. In der weiteren Umgebung des „Herrendorfes“ wohnten dann wohl die landwirtschaftlich tätigen Hörigen und Knechte im „Kleinen Dorfe“, das sich jedenfalls südwärts anschloß. Es ist eine dadurch erklärliche, ebenso merkwürdige wie überraschende Tatsache, daß ein großes altes Haus, Mandelnstraße Nr. 5, noch heute im Volksmunde „das lüttje Dorp“ genannt wird.

Der Ackerhof wird in einzelnen Urkunden auch „Schild“ genannt, jedenfalls nach seiner Grundfläche. Hier treffen mehrere Straßen zusammen, und durch die abgestumpften Spitzen der Straßen entsteht ein schildförmiger Platz, wie es ja auch einen „Schild“ gibt, wo Hintern Brüdern, Meinhardshof, Packhofstraße und Kannengießerstraße zusammenlaufen. In einer Urkunde des 16. Jahrhunderts heißt der Ackerhof auch „Zegenmarkt“. Erst von 1858 ab behauptet sich wieder der Name „Ackerhof“. An der Nordseite des Ackerhofes steht am Eingang zum Schloßbezirk ein alter, hoher, ziemlich verwitterter Torbogen zwischen Eisengittern. Man nimmt wenig Notiz von ihm; er hätte mehr Beachtung verdient, denn er hat als „porta triumphalis“ sein besondres Schicksal und bedeutet ein kleines Stück braunschweigischer Geschichte. Die beiden senkrechten Kalkstein-Säulen gehörten ursprünglich zu dem im 18. Jahrhundert erbauten Schloß, in das Herzog Karl I. 1753 seine Residenz verlegte. 20 Jahre darauf wurden sie als Schloßgartenportal am Eingang zur Allee aufgestellt. 25 oder 30 Jahre später kamen sie an ihre jetzige Stelle. Wieder einige Jahre darauf während der französischen Besetzung des braunschweigischen Landes, nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, wurden beide Säulen durch einen Sandstein-Aufsatz miteinander verbunden. Dann kam der Tag, im Jahre 1809, an dem Jérôme, der „König von Westfalen“, zu dem auch unser Herzogtum gehörte, seinen Einzug hielt in Braunschweig, seiner zweiten Residenz. Der festliche Zug bewegte sich vom Ackerhofe her nach dem Residenzschlosse.

Zur Feier des Augenblicks hatte man im Mittelstück als Huldigungsgruß einen Lorbeerkranz eingemeißelt mit der Inschrift: Jérôme H. N. R. (Hieronymus Napoleon Rex).

Als 1813 nach der Schlacht bei Leipzig die Bürgerschaft die Zeichen der französischen Fremdherrschaft entfernte, wurde auch die Inschrift mit den drei Buchstaben losgerissen und zur Erde geworfen. Die erregte Volksmenge wollte wissen, was die rätselhaften französischen Buchstaben bedeuteten. Da ergriff ein Bürger vom Klint die im Staub liegenden Initialen, hielt sie hoch und rief unter dem Jubel der Menge, lustig und geistreich auf die vorhergesehene Flucht des Königs anspielend: „H. N. R. Dat sal heiten: Hei nimmt riet ut“, d. h. auf Hochdeutsch: er reißt



Schloßportal am Ackerhof um 1910

Bildarchiv Landesmuseum

aus. Der „Westfälische“ Torbogen hat aber auch andere Festaufzüge erlebt. An gewissen Festtagen, z. B. an den Geburtstagen des Kaisers und des Herzogs oder militärischen Gedenktagen zogen braunschweigische Husaren unter Beteiligung der braunschweigischen Bevölkerung durch das Portal zur feierlichen Parade auf den großen Schloßhof. Die „Siebzehner“ Husaren ritten über den Ackerhof zum Schlosse. Ihre Kaserne lag nämlich am Magnitor in der Altewiek. Das Gebäude der späteren Kunstgewerbeschule war damals die Hauptkaserne. Der große Platz davor, auf dem sich jetzt die Gaußschule, das Städt. Museum und das Stadtarchiv erheben, war Exerzierplatz der Husaren. Er war teilweise durch eine niedrige Mauer, größtenteils durch einen Holzzaun gegen den Fußgängersteig abgegrenzt,

der heute noch vom Magnitor zum Löwenwall führt. Die Bevölkerung hatte willkommene Gelegenheit, vom „Stakett“ aus den Reitübungen und sonstigen Exerzitien und Appellen zuzuschauen. Wo heute das Stadtarchiv steht, befand sich die kreisrunde Reitbahn. Wie in einem Zirkus trabten oder galoppierten dort die Pferde rundherum hintereinander her. Und jederzeit konnte man beobachten, wie die jungen Rekruten ausgebildet wurden. An einer Stelle war dicht am Holzzaun ein Erdhügel aufgeworfen, und oben darauf stand eine große Feldkanone, eine französische, die das Husarenregiment 1870 in der Schlacht bei Mars-la-Tour erobert hatte. Kaiser Wilhelm I. hatte sie dem Husarenregiment 17 als Anerkennung für die Reiterattacke geschenkt. Rückseitig, nach der Ritterstraße zu, schlossen



Husarenkaserne am Löwenwall um 1893

Bildarchiv Landesmuseum

sich an die Husarenkaserne kleinere Gebäude, Stallungen und Hofanlagen. Sie waren von der Straßenfront der Ritterstraße durch eine lange, sehr hohe Mauer abgetrennt, die heute durch ein Eisengitter ersetzt wird. Dieses Stück der Ritterstraße nannte man früher schlechthin die „Reitbahn“. Die Hauptstallungen für die Pferde befanden sich aber auf der anderen Seite des Magnitors, am Sandwege entlang, von dort, wo jetzt die neuen Häuser stehen, bis zum „Herzoglichen Pagenhause“. Die Braunschweiger konnten vom Magnitorwalle aus jederzeit durch die offenen Türen in die Ställe gucken und sehen, wie die Husarenpferde gepflegt und geputzt wurden. War nun Fest- oder Gedenktag, dann ritten die Husaren in Paradeuniform auf ihren stolzen Rossen in das Magnitor hinein und über den Ackerhof, eine Schwadron nach der anderen. Allen voran das Musikkorps unter Führung des Musikdirektors Harsing. Am meisten bewundert wurde bei dieser

Gelegenheit der Paukenschläger, der auf seinem Rosse rechts und links je eine Pauke nach dem Takte der Musik bearbeitete und zwischen den einzelnen Paukenwirbeln mit Armen und Händen genau abgezirkelte, kunstvolle Bewegungen ausführte. Das Volk drängte nach; denn der Schloßplatz war auch bei Paraden nicht abgesperrt.

Alltags war der Schloßhof überhaupt immer für jeden geöffnet. Die Braunschweiger gingen jederzeit aus der Altwiek in gerader Richtung vom Ackerhofe durch das Portal am Marstall vorbei durch das Schloß mitten unter der Rotunde hindurch nach dem Langer Hof zu auf den Bohlweg. Das Ziel dieses Weges war abends recht oft das Restaurant von Eggers (Stahlhut) an der Ecke Bohlweg und



Husarenpferdestall am Sandweg 1887

Bildarchiv Landesmuseum

Langer Hof, das damals dieselbe Bedeutung hatte wie später das von Brüning auf dem Damm. In dem Schloßportal, d. h. in dem mittleren Durchgang durch das Schloß, spielten die Jungen der Altwiek unbekümmert um die Bedeutung des Gebäudes, oft hinter den dicken dorischen Säulen und zwischen den Glaswänden „Kriegen“ und „Verstecken“, bis — — der Schloßwächter, der „Piper“, mit seinem großen Hunde auftauchte und dem Spiel ein Ende machte. Auch der Weg nach dem Ritterbrunnen zu, an dem Springbrunnen und den Gewächshäusern vorbei, war tagsüber frei. Nur die herrliche Kastanienallee war am Steinweg-Ende beständig verschlossen, ab und zu auch völlig gesperrt, wenn nämlich der Herzog Wilhelm dort spazierenging. Man erzählte sich damals, der Herzog rauche auf seinen Spaziergängen eine wundervolle „Havanna“ nach der anderen. Und zwar des Wohl-

geschmacks wegen immer nur etwa das erste Drittel jeder Zigarre. Den Rest werfe er fort, der „Piper“ bleibe immer in seiner Nähe und beobachte das genau — — und so käme er zu seinen vorzüglichen Zigarren! Der Herzog blieb übrigens in seinen letzten Lebensjahren oft oben in seinem „Wintergarten“. Das war eine große, mit Blumen geschmückte Glasveranda im ersten Stock des einen nach der Friesenstraße zu gelegenen Seitenflügels des Schlosses. Noch im Jahre 1884 haben wir ihn gesehen, wie er in seinem Wintergarten hin- und herspazierte.

Gittelde und Stauffenburg

Zwei idyllische Gedichte aus dem Ende des 18. Jahrhunderts
mitgeteilt von Otto H a h n e

Die beiden folgenden und bisher nicht bekannten Gedichte sind in den handschriftlichen Collectaneen des Konsistorialrats Hassel niedergeschrieben *), die er für sein Buch „Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg (gedruckt 1800/03) sammelte. Leider ist kein Verfasser genannt, sondern nur ein Siegelabdruck der Herrn v. Gittelde aus dem 16. Jahrhundert darunter gesetzt, so daß die Urheberschaft in völliges Dunkel gehüllt ist. Die Gedichte stehen in enger Beziehung zu dem Dichterkreise des Göttinger Hainbundes von 1772, zu dem auch Heinrich Christian Boie, Johann Heinrich Voß, Gottfried August Bürger, Heinrich Christian Hölty und Friedrich Leopold von Stolberg-Wernigerode gehörten. Man begeistert sich damals außer für Shakespeare, die Griechen und den Minnesang für Klopstocks Oden und betont bewußt seine Verehrung für deutsche Denkart und Vaterlandsgefühl. Die ehrliche Schwärmerei für die heimische Landschaft äußert sich auch in solchen empfindsamen Idyllen, für deren besondere Eigenart diese beiden Gedichte ein schönes Beispiel sind.

Gittelde

Gittel', sey mir begrüßt im Schimmer der scheidenden Sonne,
Lieblich ruhet des Abends Schleier auf deinen Gefilden!
Deine weißen Wände sind sanft geröthet. Die Dächer
Stralen gold. Es dämmern so düster! so herrlich! deine
Säuselnden Hain'; es spiegeln die Wangen des Himmels
Sich in den Wassern umher, die deine Wiesen bespülen!

Staufenburg

Staufenburg, schön bist du. Deine Gefilde
Lächeln in jeder ländlichen Anmuth! Duftende Wiesen
Reuchen um dir empor, die Äcker und Gärten mit goldenen Früchten.
Schertzende Fisch' enthüpfen, wie Sterne, dem klaren Gewässer
Deiner Teich'. In den Wäldern flötet die Droßel,
Zwitschert der grüne Zeisich; und horch! vom grauenden Morgen
Bis zur sinkenden Nacht erschallt unendlicher Jubel,
Jauchzen des Pflügers, Brüllen der Heerden, helles Gelächter
Rascher Dirnen auf dir!

*) Landschaftsbibliothek Nr. 1225, Bd. 11 im Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel.

Ut mine Kinderjahre

Von Albert Hosenthien

III. Schauletiet

Wi harr'n in Drakenstee de klaine Schaule mit 'en klainen Kanter, wu wi drai Jähre wår'n, wenn wi nich sitten blaib'n, un de grote Schaule mit 'en groten Kanter, dee ick bloß noch ain Jähr besochte. Wu ick nå Schaule kâ, moßte de klaine Kanter mick erst bibringen, wie man den Schewwersticken anfât't. Ick mâkte denn alles sau wie de andern. Dat Lehren follt mick leicht, un de Biwel- un Jesangbaukvarse brukte ick bloß vor de Schaule en paar mål dorchtelesen. Ick kraich allerdings ook mannichmål Prüjel, in de klaine Schaule, ainmal an minen Jeburtsdach drai mål, un ick wett hûte nonnich, wufor. In de grote Schaule kraich ick ook glieks Prüjel, wail ick immer nå de Landkaarte kiekte, un då dacht ick erst: Wörr' ick doch man in de klaine Schaule 'bleben. Erdkunne wår nämlich dat, wat mick an'n mehrsten — un ook te Huse intressierte. Ick konne då sau veel, dat ick späder in Helmstee nie wat tau düt Fach lehren brukte und doch immer 'ne Ains harre. Ick mâlte mick in Drakenstee schon en ganzen Atlas, alle Länder genau, un denn mâkte ick, wail ick kainen Tuschkasten harre, de Landkaarten bunt mit mattjemâktes Bonkspapier, wat et in alle Farben jaf.

Ick glöwe, Zeichenstunne jaf et dâmals in unse Dorpschaule noch nich. Awer ick funk schon, wu ick in de klaine Schaule junk, an te mål'n, un Mål'n wår då ook dat Kritzeln mit Schewwersticken oder Bliesticken. Ick mâlte då tauerst mehrst Schiffe, noch eh ick ain esaihn harre. Ick bemâlte alles Papier, wu noch Platz drop wår, ook de Dören un de Bredderwânne in'n Holtstall. Wu ick mål âb'ns in'n Kalender Bilder von'n Kaiser, von Bismarcken un Kaprivi'n besâh, sâ mien Brauder Otto: „Dat kannst 'e man nich mål'n!“. Wat, dat kann ick nich mål'n? Dat moßte ick vorsoiken. De Uniformen, dat junk jo, ook de Håre un Bårte. Åwer Ogen, Nese un Mund woll'n nich terechtekommen. Da harr'n wi grade en Dainst-måken, wat noch nie emålt harre, un wat maint ji? Dat kraich dat fartich!

Extra eleset heww' ick in de Drakensteeschen Schauljåre woll nist. Ick harre bloß mien Lesebauk, un de Schaule harre noch kaine Bibliothek. Ick konne also dâmals noch kain Intresse for Jeschichten un Jedichte kri'en. Un doch heww' ick dâmals schon en „Jedicht“ emåkt, wenn man dat dumme Tüüch sau nennen kann, wat ick bet hûte in'n Koppe beholen hewwe, öwwer minen Brauder Otto un en Måken Mieke Hohbom, dat bie'n Båhnhoff „Dreileben-Drakenstedt“ wohnte. Dat „Jedicht“ funk sau an:

Mieke Hohbom, Hedwig Maier,
hat Otto alle baide,
wenichsten aine davon,
un dat is Mieke Hohbom.

Düsse küßt 'e wie noch nie
un nennt se sine Miezizi,
un damit löppt 'e wie dumm
op de ganze Bahne rum. — — —

Dat dat åwer sau wår, wie ick dâmals eriemt hewwe, will ick nich beswören, un sau mächtig wår Otto ook nich hinder Mekens her. Ick sülwest harre dâmals natürlich noch kain Intresse for sauwat. Ick kann mick ook nich besinn'n, dat ick mål als Junge mit 'en Meken espeelt hewwe. Denn in de uns bekannten Familijen wår'n gråde kaine in mien'n Older.

Gar kain Intresse harr' ick dāmāls for Landwirtschaft. Ick wett noch, dat mien Vāder māl sā, wu ick dā irjentwat nich konne: „Hai is ook man tau dumm“. Wu ick dat erste Māl mit nā't Roib'nvortrecken gāhn moßte, sā Mamma tau mick: „Du brukst āwer bloß aine Re'e te neh'm'n.“ Denn de andern Kinder, dee dat schon konn'n, nāhm'n zwee. Wu ick nu aine Re'e vortreckt harre, sā ick: „Nu gāh ick nā Hus“. Åwer Rainholt sā kort un streng: „Du bliffst hier!“

Wie ick zehn Jāhre olt wār, hōrte mine Kindhait op. Ick harre schon von Rainholten ehōrt, wu de klainen Kinder herkomm'n. Åwer dat intressierte mick noch wennich. Nu nām ick ook Afschied von'n Wiehnachtsmann. Ich harre schon lange nich mehr an 'ne glōwet. Åwer en Dach vor't Fest kām 'e dā doch noch māl bie uns rin, un dā wār mick op ainmāl sau, dat ick foilte, hai existiert also doch. Åwer dā nāhm 'e ook schon sinen Bārt af, un Papa sā arjerlich: „Du dummer Junge!“ Åwer de Hauptsache wār: Ick kām nā Helmstee op't J i m n a s i u m.

Dat mick mine Oldern mit zehn Jāhr dāhen schickten, dārōwwer mott ick mick hūte noch wundern. Et jaf dāmāls woll manniye Oldern, dee klauke Kinder harr'n, āwer sick nich von se trenn'n konn'n oder dat Jeld nich riskierten. Of ick allerdings besonders klauk wār, wußte kainer, un bloß dat aine wußte man ganz jewiß: Taun Buren wār ick nich te bruken. Ick moßte irjentwat andres wār'n, un wenn't sien konne, wat Besseres. Ick konne wār'n, wat ick wolle. De Oldern mainten: „Lehre man erst māl düchtich wat! Denn kannst 'e jo saihn, wu du Lust tau hast, un dadrop kannst 'e denn losgāhn.“ Se wār'n nu ook sau jestellt, dat se mick noin Jahre op't J i m n ā s i u m schicken un denn studieren lāten konn'n, un als Onkel August in Si'erslā mainte: „Matthies, wenn Albert erst studiert, dat hōlst 'e nich ut“, da sā mien Papa: „Dat holl' ick ut, un wenn zehne studiern.“ Mick harre man gārnich efrā'et, of ick nā Helmstee gāhn wolle. Dat wār ook nich nōdich, un ick junk dāhen, ohne mick veel dabie te denken.

Ick slaip denn nā Ostern vor de Raise noch aine Nacht mit in Papas und aine mit in Mamas Bedde. Denn brochte Mama mick nā Helmstee, un in de nächste Nacht slaip ick mit zwee fremme Jungens von 'ne andere Schaule in 'ne enge Slāpstuwe zwee Treppen hoch, ohne Haimweh. En andern Morjen konn' ick erst mine Schaule nich finn'n un kām 'ne Stunne te spāde. De andern harr'n schon öhre Plätze, un ick wār de Plock. Åwer dat māke mick kain'n Kummer, un ick kām balle in de Sache rin. In de erste latiensch Arbeit harr' ick 'ne „Drei bis Vier“. Åwer in de zweete harr' ick 'ne „Zwei“ un in de dridde 'ne „Eins“. Sau junk dat wieder, un sau is ut den drōjen, dummen Buerjungen saugar en Paster eworr'n.

Dorfgeschichtsforschung der jüngsten Vergangenheit, aufgezeigt am Beispiel von Geitelde

(1945—1953)

von H. A. S c h u l t z

Viele der in den letzten Jahren entstandenen Dorfchroniken enden mit 1914 oder mit dem letzten Kriege. Bis dahin liegen die Quellen in mehr oder minder reicher Zahl vor. Es wird jedoch schwierig, — und dies mag zunächst seltsam klingen — die anschließende Periode zu bearbeiten, die uns am nächsten liegt. Gerade in ihr haben nach dem letzten Kriege durch die Flüchtlingsströme derart

einschneidende Bevölkerungsumwälzungen stattgefunden, daß es erforderlich ist, so genau wie irgend möglich gerade diese Zeit — und zwar schon jetzt — festzuhalten. Die Verwaltungsakten der Kreisflüchtlingsämter geben nur einen allgemeinen Eindruck wieder. Diese Geschehnisse müssen aber möglichst objektiv in geschichtlicher Hinsicht festgelegt werden. Unsere Zeit ist so schnelllebig! Fragen wir uns selber, was wir heute noch von den Flüchtlingsströmen, die nach 1945 in unser Braunschweiger Land hineinbrandeten, wissen. Wohl sehen wir noch die Trecks und sehen das Elend, das mit diesen Flüchtlingen kam. Doch Einzelheiten sind bereits in Vergessenheit geraten. Auf manche Frage antworten heute schon die Bürgermeister und Gemeindedirektoren selbst kleiner Orte: „Das weiß ich nicht mehr! Geschrieben ist darüber auch nichts.“

Um einmal aufzuzeigen, in welcher Art eine solche Überarbeitung der Jahre seit 1945 in einer Dorfchronik geschehen kann, sei das Beispiel eines Dorfes, Geitelde, Kr. Wolfenbüttel, angeführt. Es liegt abseits der Straße, die von Braunschweig in das Salzgitter-Gebiet führt. Die Bevölkerung ist vorwiegend dörflich eingestellt. Als Unterlage, d. h. als schriftliche Quelle, diente für diese Zusammenstellung das Einwohnermeldebuch (begonnen mit dem 22. 3. 1945) und die Akten des Standesamtes. Weitere Auskünfte und Hinweise gaben gern die Herren Grabenhorst als derzeitiger Bürgermeister, Lehrer Fr. Horn als Standesbeamter und Landwirt Werner Hogrefe.

Natürlich läßt sich heute kein abschließendes Ergebnis vorlegen. Noch stehen wir inmitten einer großen Bewegung. Ein Abschluß ist nicht abzusehen. Dennoch ist es ein dringendes Erfordernis, schon jetzt die Unterlagen nach einigen Gesichtspunkten zu sammeln. Die sich bisher ergebenden Tatsachen seien einmal mit aller Vorsicht erörtert.

Aus den Ostgebieten einschließlich der sowjetischen Besatzungszone kamen 1946 185 Zuwanderer nach Geitelde. Nach Konfessionen geordnet teilen sie sich etwa so auf: 137 Evangel., 45 Kath., 3 Freirel.; nach Familienstand: 95 Ledige, 75 Verheiratete, 13 Verwitwete und 3 Geschiedene. Sie kamen vornehmlich aus den Gebieten Nieder- und Oberschlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen, aber auch aus Thüringen und aus den uns unmittelbar anliegenden östlichen Kreisen Blankenburg, Halberstadt und Magdeburg.

In demselben Jahre erfolgten wieder 77 Abwanderungen dieser Flüchtlinge (64 Evangel., 13 Kath., oder nach Familienstand: 29 Verh., 41 Led., 7 Verw.). Interessant ist die Betrachtung ihres neuen Zieles. 13 von ihnen gehen zurück in die Ostgebiete. Die übrigen verbleiben meist in der näheren Umgebung in den Landkreisen Wolfenbüttel und Braunschweig.

Es stehen also 1946 für den Ort Geitelde den 185 Zuwanderungen 77 Abwanderungen gegenüber. Diese Zahlen mögen zunächst statistisch nüchtern aussehen, sie sind es aber keineswegs. Sie zeigen ungemein deutlich die Unruhe an, die damals sowohl in den Reihen der Flüchtlinge als der Einheimischen herrschte.

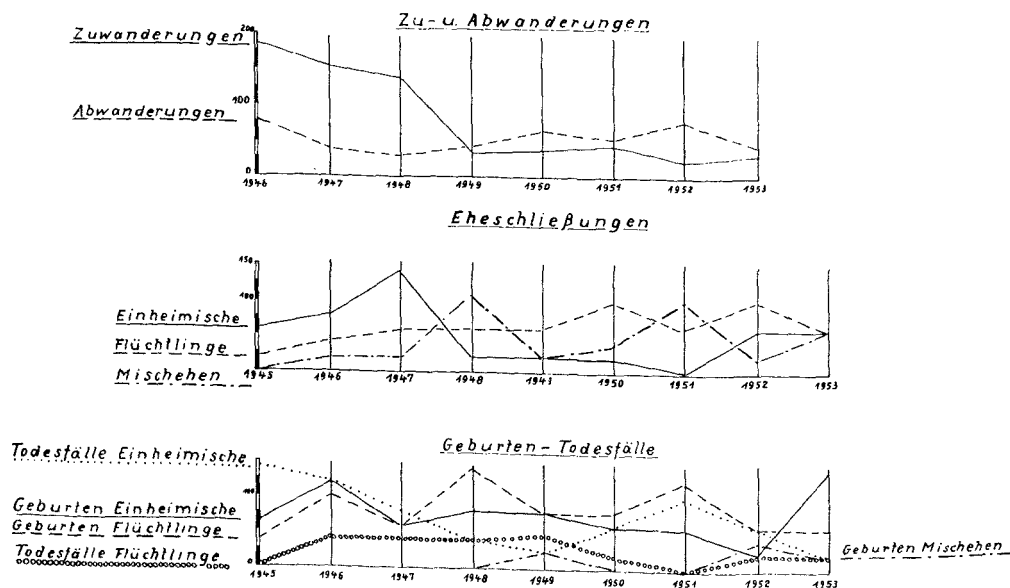
1947 ist die Zahl der zugewanderten Flüchtlinge auf 154 um ein Geringes gesunken (97 Evangel., 47 Kath., 10 Freirel. oder 58 Verheiratete, 87 Ledige und 9 Verwitwete). Die Abwanderungen sind ebenfalls geringer geworden, sie betragen 38 Personen (34 Evangel., 13 Kath., 1 Freirel. oder 5 Verh., 30 Ledige, 1 Geschied., 2 Verw.). Unter den Abwanderern stehen wieder weitaus an erster

Stelle die Ledigen. Dies ist verständlich, da sie ja zunächst am ungebundensten waren.

Das Jahr 1948 zeigt uns etwa die gleichen Verhältnisse wie 1947. Einer Zuwanderung von 140 Personen steht eine Abwanderung im gleichen Zeitraum von 30 Personen gegenüber. In beiden Gruppen stehen die Ledigen an der Spitze.

Fast schlagartig ändern sich jedoch die Zahlen im Jahre 1949. Der Strom der Zuwanderer (34 Personen) nimmt wesentlich ab; dagegen zeigt die Abwanderung ein Ansteigen (44 Personen). Der große Unterschied lag bisher zugunsten der Zuwanderung und hat sich jetzt in das Gegenteil verkehrt, 1948 waren noch 110 Zuwanderer mehr als Abwanderer, jetzt sind bei wesentlich geringeren Zahlen 10 Abwanderer mehr als Zuwanderer. Auf die dörflichen Verhältnisse von Geitelde wird sich dies in jeder Beziehung bereits ausgewirkt haben. Viele der ehemals eingewiesenen Flüchtlinge finden ihrem ursprünglichen Beruf entsprechende Arbeitsmöglichkeiten an anderen Orten und verlassen Geitelde.

Folgerichtig läßt sich diese Entwicklung 1950 weiter beobachten. Einer Zuwanderung von 38 Personen steht die Abwanderung von 67 Personen gegenüber. 1949 waren es 10 Personen im Unterschied, jetzt sind es bereits 29 mehr auf Seiten der Abwanderung.



Eine gewisse Stetigkeit erreicht diese Bevölkerungsumwälzung im Jahre 1951. 45 Flüchtlinge kommen nach Geitelde (unter ihnen 32 Ledige) und 55 wandern ab.

Das folgende Jahr 1952, deutet wieder eine größere Bewegung an. Auf 25 Zuwanderer kommen 80 Abwanderer, der Unterschied beträgt jetzt 55 Personen.

1953 sind es nur noch 28 Flüchtlinge, die einwandern, aber 47, die das Dorf wieder verlassen.

Auch in den letzten Jahren stehen, wie es die Aufgliederung in den Säulen der Übersicht zeigt, die Ledigen, und zwar vorwiegend Jugendliche an erster Stelle.

Während die Rückwanderungen in die Ostgebiete in den Jahren 1946 und 1947 noch erfolgen, setzt bereits mit dem Jahre 1948 — deutlich erkennbar — bei den Zuwanderern das Bestreben ein, sich hier in dem neuen Gebiet nach günstigen Arbeits- und Lebensmöglichkeiten umzusehen, und nach dort überzusiedeln. So wird sie die wieder zunehmende Arbeit im Watenstedt-Salzgitter-Gebiet angezogen haben. 1948 waren es 3 Zuwanderer, die nach dorthin verzogen, 1949 — 7 und 1950 — 16.

Einen weiteren Anziehungspunkt bildete die Stadt Braunschweig mit den verschiedensten Industriezweigen. 1946 sind es 4, 1947 — 10, 1948 — 8, 1949 — 21, 1950 — 13, 1951 — 21, 1952 — 37, 1953 — 14 Personen, die in dem engeren Stadtgebiet eine Wohnung finden. Ein weiterer nicht unwesentlicher Teil verzieht in die unmittelbare Nähe der Stadt, in die Vororte.

1951 mag einer eine Stellung und Wohnung in Dortmund gefunden haben, 6 weitere zieht er 1952 nach. Einige Zuwanderer verlassen überhaupt Deutschland; so gehen 2 nach Amerika, 2 nach England und 1 in die Schweiz.

In diesem Zusammenhange muß auch ein Blick auf die Berufe der Flüchtlinge getan werden, zumal in ihnen ja in den meisten Fällen wohl die Veranlassung zur Abwanderung liegt. Es sind 72 verschiedene Berufe vertreten. Unter den handwerklichen fehlt eigentlich nur der Schornsteinfeger. Obgleich doch eine gewisse Willkür in den Zuweisungen und damit in der Zuwanderung in den ersten Jahren nach dem Kriege vorlag, ist geradezu spaßig, zu sehen, daß in einem Ort wie Geitelde alle wichtigen Berufe zusammengekommen sind. Es fehlt nicht an den Landwirten mit ihrem Wirtschaftspersonal, es fehlen nicht die für ein Dorf wichtigen Handwerkszweige; die Polizei, die Finanz- und Zollverwaltung, die ehem. Reichsbahn-Verwaltung, eine Anzahl Lehrer und Lehrerinnen, ein Ziegeleibesitzer, Prokuristen, Expedienten, Bank- und techn. Kaufleute, Diplom-Ingenieure, Konstrukteure, Photographen, sie alle haben einen z. T. nur vorübergehenden Aufenthalt in Geitelde zwangsmäßig genommen. Geitelde war für sie eigentlich nur ein Ausgangspunkt, von dem sie sich nach einer geeigneten Arbeitsstätte umsahen.

Natürlich treten nun auch eine Anzahl neuer, bisher in Geitelde unbekannter Familien- und Vornamen auf, wie z. B. Jurkat aus Ostpreußen, Kapahn aus Danzig, Kosmala aus Breslau, Moscheck, Masurek und Michalek aus Oberschlesien und manche andere.

Viele Flüchtlinge haben sich den Verhältnissen in Geitelde eingegliedert und dort eine neue Lebensgrundlage gewonnen. Zwei Häuser sind in den Besitz von Flüchtlingen übergegangen, 6 neue Häuser sind für sie gebaut worden. Damit dürfte in den Wohnverhältnissen eine leichte Besserung eingetreten sein. Durch Einheirat hat ein Flüchtling wieder eine eigene Landwirtschaft übernehmen können.

So vollzieht sich zwar langsam aber stetig die Eingliederung eines Teiles der Flüchtlinge in die bestehende Dorfgemeinschaft.

Seit 1946 finden die ersten Verheiratungen zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen statt. Die Übersicht über die Eheschließungen verdeutlicht dies (s. statist. Übersicht).

Eine derartige Betrachtung selbst nur über einen verhältnismäßig kleinen Zeitraum von 8 Jahren wirkt sehr eindrucksvoll und läßt die Einflüsse der großen politischen Ereignisse auf ein Dorf wie Geitelde deutlich erkennen.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Die Anlage von Naturlehrpfaden

Von Heinz Mollenhauer

Der erste Zweck einer Wanderung in die freie Natur wird sicherlich schon erfüllt, wenn nichts weiter als Erholung gesucht und gefunden wird. Die Entlastung von den Sorgen und Nöten des Alltags ist ganz gewiß eine immer dringlicher werdende Aufgabe. So kann man selbst auf mehr und weniger planlosen „Ausflügen“ eine spürbare Förderung des Allgemeinbefindens erfahren. Daneben kann man ganz anregende, allgemeine Eindrücke mit nach Hause nehmen, so etwa Stimmungsbilder von Blütenpracht, Laubfärbung, Murmeln von Bächen, Sonnenauf- und Untergängen, fliehenden Wolken und dergleichen mehr.

Man muß sich jedoch vor Augen halten, daß man damit nur die äußere Seite der Natur in sich aufgenommen hat, selbst wenn man wie unsere Vorfahren aus der Zeit um 1800 herum auf sog. „Philosophenwegen“ tiefsinnige Betrachtungen angestellt hat, so über die Schönheit und Pracht der Erde, über die Weisheit der Vorsehung oder über die Vergänglichkeit des Daseins.

Alle solche „Reflexionen“ in vollen Ehren! Sie sind nicht unberechtigt, allein der wahren Größe der Natur gegenüber nicht ausreichend. Geradeso wie der Besucher eines Museums, eines Theaters oder eines Konzertsales ohne jegliche Schulung nicht zu einem vollen Genuß der dargebotenen Kunstwerke kommen kann, so wird ein Gelegenheits-Ausflügler bei Fehlen positiver Kenntnisse nur geringe Belehrungen in der Natur empfangen. Wer noch nicht einmal die Namen von Tieren und Pflanzen kennt — von Gesteinen ganz zu schweigen —, wer die Stimmen (bes. der Vögel) und die Spuren der Lebewesen nicht zu deuten vermag, oder wem die Lebensgemeinschaften und biologischen Zusammenhänge völlig unbekannt sind, der kann zwangsläufig das eigentliche Wesen der Natur nicht erfassen. Der ungeschulte Wanderer sieht und ist doch blind, er hört und ist doch taub.

Um der weitverbreiteten Unkenntnis zu steuern, begannen besonders in der Zeit nach dem ersten Weltkriege einsichtige und begeisterte Naturfreunde — darunter auch Forstleute —, hier und da Naturlehrpfade anzulegen. Erfreulicherweise kann man sagen, daß nach ersten tastenden Versuchen bereits hervorragende Anlagen entstanden sind. Es handelt sich dabei nicht nur um Freilicht-Stätten der Belehrung, sondern vielfach auch um Sehenswürdigkeiten und Anziehungspunkte für den Fremdenverkehr¹).

Man versteht unter einem Naturlehrpfad einen Weg, an dessen Rändern mit unauffälligen, aber doch unübersehbaren Schildern alle bemerkenswerten Vorkommnisse angedeutet, mit Namen versehen und kurz erläutert sind. An geeigneten Stellen können auch noch andere Lehrinrichtungen getroffen werden (vgl. unten!). Dabei brauchen sich die Hinweise keineswegs nur auf die Lebensspuren von Tieren, die Daseinsformen von Bäumen, Pflanzen und Gesteinen zu beschränken. Es können auch Kulturdenkmale wie vorgeschichtliche Gräber,

Ruinen, Kirchen, Burgen und Häuser erklärt werden, sofern sie eben am Wege liegen. Selbst Flurnamen sind der Hervorhebung und Deutung wert. Weiter ist die Art der Nutzung eines Geländes durch die Menschen eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung.

Kommt man an Ackern und Wiesen vorüber, so interessieren die Namen der Getreidesorten, der Hackfrüchte und Futterkräuter, eine Charakterisierung der Bodenflächen, Entwässerungen, Drainagen, etwaige Windschutzhecken usw. In Waldteilen erregen u. a. die Aufmerksamkeit: die Bodenarten und Pflanzengesellschaften, die Art und das Alter von Beständen, die Höhe von Bäumen, Frostrisse, Verjüngungen, Windwurfflächen, Saat- und Verschulkämpfe, Grenzsteine und sonstige Markierungen, Schädlingsbefall, Wildschäden, Wildfütterungen, Salzlecken. Aber auch auf dem Gebiete der gewerblichen Wirtschaft sind interessante Beobachtungen möglich (Ziegeleien, Steinbrüche), desgleichen auf dem Gebiete der Technik (elektr. Stromleitungen, Flußregulierungen, Talsperren²⁾).

Eine geringe Rolle spielt die Länge oder Form eines Pfades. Schon eine kurze grade Strecke kann ein Gewinn sein. Allerdings wird ein Weg um so „ertragreicher“ und auch interessanter sein, je länger er ist. Es gibt Naturlehrpfade von vielen Kilometern Ausdehnung. Man kann sie auch über Berge und durch Täler führen. Ansprechend sind Rundwege, die zum Ausgangspunkte zurückführen und daher keine Unterbrechung der Beobachtungsmöglichkeiten erfahren. Geeignet ist jedes Gelände, sofern es nicht durch Monokultur einseitig und eintönig geworden ist.

Es bedarf wohl nur eines kurzen Hinweises, daß selbstverständlich die Pfade, soweit wie möglich, für den Verkehr mit Fahrzeugen aller Art zu sperren sind, sofern diese nur dem Vergnügen dienen. Diese Art von Wegen soll eben nicht möglichst schnell durchrast werden, sondern der eingehenden und besinnlichen Betrachtung dienen.

In einer Übersicht zusammengefaßt, läßt sich die Bedeutung der Naturlehrpfade wie folgt kennzeichnen:

1. Sie tragen wesentlich zu der kulturellen Erschließung einer Gegend bei. Handelt es sich zugleich um Naturschutzgebiete, so werden diese sinnvoll ausgenutzt.
2. Die Pfade dienen der praktischen Belehrung der Bevölkerung aller Kreise und jeden Alters. Sie fördern nicht nur die Kenntnis, sondern auch das Verständnis für Naturschutz. Sie fördern den Kampf gegen Wegwerfen von Abfällen, das Ausnehmen von Nestern, das Rauchen im Walde, Wilddieberei usw.
3. Bei der Pflege der Pfade können weitgehend jugendliche Personen unter der Führung erfahrener Fachleute eingesetzt werden. Die Jugend wird dadurch mit idealen Zielen vertraut gemacht, die eine wertvolle Bereicherung des Lebens darstellen. Außerdem ist die Freizeit sinnvoll ausgenutzt. Die Anlage oder Pflege der genannten Pfade können auch einen Teil des Schulunterrichtes ausmachen.
4. Befinden sich die Pfade in Kurgebieten, so stellen sie eine treffliche Möglichkeit dar, Patienten zweckmäßig zu beschäftigen. Aber auch sonst kann bei vorbildlichen Einrichtungen mit einer Steigerung des Fremdenverkehrs gerechnet werden.

Nachstehend soll noch angegeben werden, welche Einrichtungen ein Naturpfad zweckmäßigerweise haben muß.

1. Wünschenswert sind eine oder mehrere Orientierungstafeln im Gelände an passenden Stellen³⁾. Die Herausgabe von gedruckten Führern stellt bereits einen bemerkenswerten Fortschritt dar⁴⁾.
2. Die Hinweisschilder müssen aus wetterfestem Material und geeignet sein, entweder in den Erdboden gesteckt oder um Bäume gebunden oder an Zweigen aufgehängt zu werden. Die Lesbarkeit und Zeitgemäßheit der Inschriften müssen dauernd überprüft werden.
3. Eine große Bereicherung sind Verstecke, um Wild und Vögel beobachten zu können. Die Einrichtungen brauchen kaum etwas zu kosten, wenn Zweige und Schilf verwendet werden. Störungen der Tiere sind jedoch zu vermeiden.
4. Ueberaus wertvoll sind Schutzhütten, Pavillons und Köten. Sie dienen nicht nur dazu, um Wanderer vor den Unbilden der Witterung zu schützen. Sie können auch in der Weise ausgenutzt werden, daß in ihnen Schaubilder, Bestimmungstabellen, Bekanntmachungen usw. aufgehängt werden. Es ist auch möglich, hier Modelle aller Art auszustellen, z. B. von Meilern, Sägewerken oder Darren⁵⁾.
5. Es ist zweckmäßig, in der Nachbarschaft von Naturlehrpfaden Einrichtungen zum Schutz von Vögeln anzulegen, so Schutzgehölze, Futterplätze und Nistkästen.

Da die Anlage von Naturlehrpfaden nicht der Willkür von Dilettanten überlassen werden kann, ist die Bildung eines Trägers für jeden Pfad unerlässlich. Die Gründung eines Vereins wird in der Regel vorteilhaft sein. Maßgebend sind etwa folgende Gesichtspunkte:

1. Es muß eine verantwortliche Stelle vorhanden sein, welche die planmäßige Einrichtung, die dauernde Überwachung und etwaige Erweiterungen zu übernehmen in der Lage ist.
2. Ein Naturlehrpfad erfordert eine ordnungsmäßige Verwaltung, so bei Verhandlungen mit den Grundstückseigentümern, bei der Aufbringung und Ausgabe von Mitteln, bei der Einstellung von Hilfskräften, bei Abschluß von Pachtverträgen.
3. Die Bildung einer eignen Rechtspersönlichkeit ist ferner wegen des Erwerbes von Eigentum an Geräten und Einrichtungen, wenn nicht sogar von Grundeigentum, geboten.
4. Ein Verein ist zugleich die Sammelstelle für Mitarbeiter, Freunde und Gönner. Die Mitgliedschaft von Kreis- und Gemeindebehörden, von Forstämtern, landwirtschaftlichen Stellen, Schulen usw. ist erstrebenswert.
5. Die Herausgabe von Schrifttum (gedruckte Führer, Beobachtungsergebnisse, Statistiken) ist wünschenswert, wenn Mittel vorhanden sind. Die Zusammenarbeit mit der Presse ist geboten. Erfahrungsgemäß werden aktuelle Aufsätze gern aufgenommen.
6. Ein Zusammenwirken mit allen Stellen, die gleiche oder ähnliche Ziele verfolgen, ist selbstverständlich, so besonders mit Naturschutz-Behörden und Vereinen.

Bei der bemerkenswerten Mannigfaltigkeit der Umgebung von Braunschweig ist eine größere Anzahl von Naturlehrpfaden denkbar. Leider ist deren Anlage

aber noch nicht in Angriff genommen, trotzdem unser Land auf einem ähnlichen Gebiete, nämlich dem der Schreiber- und Schulgärten, führend war und ist.

Glanzpunkte für solche Pfade sind z. B. Riddagshausen mit der anschließenden Buchhorst und dem Forstgarten, der Waldpark im Kalten Tale bei Bad Harzburg und das Teichgebiet von Walkenried mit Umgebung (Zechsteininformationen, Hudewälder!). Daß auch kleinere, scheinbar unbedeutende Ortschaften erfolgreich vorangehen können, zeigen die Bemühungen des Lehrers Arthur Paech in Bettmar bei Vechelde. Die von ihm geschaffenen Vogelschutzanlagen im Bettmarer Holze sowie die durchgeführten Anpflanzungen von Pappeln stellen einen erfreulichen Anfang dar, der zu einem Naturlehrpfad weiterentwickelt werden könnte. Die Fülle der Möglichkeiten ist nicht abzusehen. Es wird darauf ankommen, daß der Gedanke von weiten Kreisen der Bevölkerung getragen wird.

¹⁾ Vgl. dazu den Aufsatz von Rudolf Petri, Sieber, über den „Forstlehrpfad in Sieber“, abgedruckt in „Unser Harz“ Nr. 7—9/1956.

²⁾ Zum Studium der angeschnittenen Fragen eignet sich u. a. das Buch von Dr. Fritz Jürgen Meyer „Kulturtechnische Botanik“, Naturwissenschaft. Verlag vormals Gebr. Bornträger, Berlin-Nikolassee, 1951.

³⁾ Vgl. dazu den Aufsatz des Verfassers über die „Aufstellung von Orientierungstafeln“ in der Br. Heimat Heft 1/1956 S. 54 ff.

⁴⁾ Ansprechende Führer sind z. B. erschienen: „Naturlehrpfad-Landschaftsschutzgebiet Nonnenfluss“ von Prof. Dr. A. Scamoni, Eberswalde, 1954 und „August Heese-Naturlehrpfad“, Rat des Bezirkes Frankfurt/Oder, 1954.

⁵⁾ Treffliche Modelle befinden sich in der Dauerausstellung „Du und der Wald“ im Kurpark Unter den Eichen in Bad Harzburg.

Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum Abteilung Vorgeschichte, vom 1. 1. bis 31. 12. 1955

von Franz Niquet

unter der Benutzung der Berichte von Lehrer W. Forche, Reppner; Studienrat W. Freist, Schöningen; Anthropologe H. Keune, Gielde; Studienrat i. R. O. Krone, Gifhorn; Lehrer i. R. H. Müller, Garlebsen; Studienrat i. R. Siebers, Helmstedt; Stadtschulrat i. R. F. Zobel, Salzgitter-Lebenstedt

I. Ältere Steinzeit: Keine Fundeinlieferungen- oder Meldungen.

II. Mittlere Steinzeit (etwa 8.—4. Jahrht. v. Chr.)

Fundbergungen:

Neubrück, Kr. Braunschweig.

Kriekenkamp. Feuersteingeräte- und Abschläge als Oberflächenlesefunde. (Dr. Niquet)

III. Jüngere Steinzeit und frühe Bronzezeit

(4. Jahrht. — Mitte des 2. Jahrht. v. Chr.)

Fundbergungen:

Emmerstedt, Kr. Helmstedt

D i a m a n t b e r g. Verzierte Scherben der Trichterbecherkultur.

P f i n g s t b e r g. Baalberger Kanne, deren Scherben zusammengesetzt und ergänzt werden konnten. Wahrscheinlich aus einem zerstörten Hügelgrab auf der Kuppe des Pfingstberges. (Abb. 1) Verzierte Scherben d. Bernburger u. Schönfelder Kultur. Mittelstück eines Feuersteindolches. (Siebers) Privatbesitz.

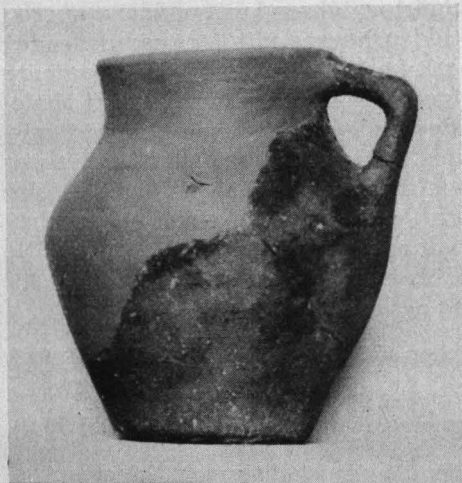


Abb. 1. Kanne der jungsteinzeitlichen
Baalberger Kultur vom Pfingstberg
bei Helmstedt 1 : 3

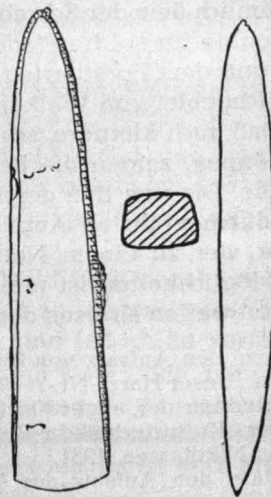


Abb. 2. Metallbeil aus dem Ende der
Jungsteinzeit von Othfresen 1 : 2

Schöningen, Kr. Helmstedt

Eichendorffstraße. Beim Neubau der Schule Gruben mit verzierten und unverzierten Scherben der Rössener Kultur und Gruben mit Scherben der älteren Eisenzeit. Fundbergung mit Unterstützung der Stadt Schöningen. (Dr. Niquet)

Kiesgrube Mölle. Große Scherbe eines verzierten weitmündigen Topfes und oberer Teil einer verzierten Kugelamphore der Kugelamphorenkultur. Feuersteinmesser. Wahrscheinlich Beigabereste aus zerstörten Gräbern. Eine Nachuntersuchung durch W. Freist 1955 blieb ohne Erfolg.

Fundbergung 1953—55 H. Krohne, Schöningen, und Kiesgrubenarbeiter. Bericht Freist M. Schöningen.

Einzelfunde:

Beuchte, Kr. Goslar

Schierk. Bruchstück einer handkeramischen Hacke.

Am östlichen Hang des Weddetales. Kernstück aus Feuerstein. Oberflächenlesefunde. (Dr. Niquet).

Greene, Kr. Gandersheim

Flur kleiner Feldberg. Spitznackiges Metallteil (Abb. 2). Beim Pflügen von W. Bothe, Bauer Rudolf Müller, Greene, gefunden. Ber. Lehrer i. R. Hermann Müller, Garlebsen. Privatbesitz.

Othfresen, Kr. Goslar

Flur kleiner Feldberg. Spitznackiges Metallteil (Abb. 2). Beim Pflügen von W. Bothe; Hohenrode, etwa Juli 1954 gefunden. Ber. Zobel. Slg. d. Stadt Salzgitter.

Watenstedt, Kr. Helmstedt

Östlich v. W. Unsymmetrische Axt. Bei der Feldarbeit vom Schüler Sieg, Watenstedt, etwa 1953 gefunden. Mitt. stud. Scharff, Watenstedt. Privatbesitz.

Wehre, Kr. Goslar

Schierk. Bruchstück einer Feuersteinklinge mit Bearbeitung. Oberflächenlesefund (Dr. Niquet).

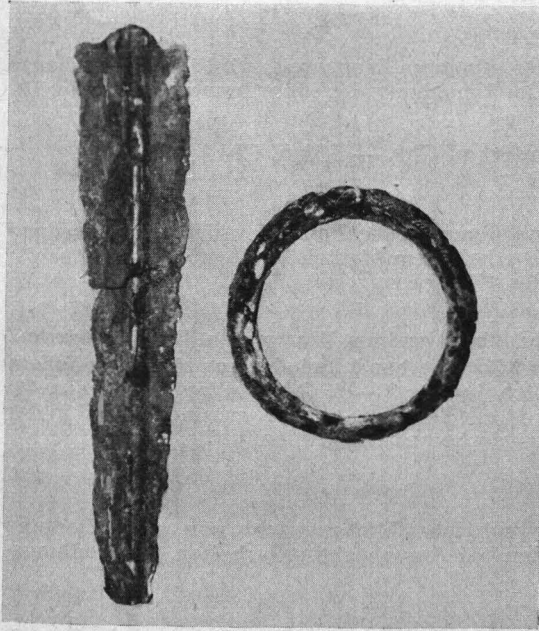


Abb. 3. Beinring und Bruchstück eines Dolches aus der älteren Bronzezeit vom Pfingstberg bei Helmstedt 1 : 2



Abb. 4. Gefäß der jüngeren Bronzezeit von Emmerstedt 1 : 4

IV. Bronzezeit (15. Jahrhundert v. Chr. — 8. Jahrhundert n. Chr.)

Ausgrabungen:

Beierstedt, Kr. Helmstedt

Steinbruch am Heeseberg. Körpergrab der älteren Bronzezeit (Ilmenau-Kultur). Beigaben: Bronzedolch mit durchbrochener Griffzunge, Reste von 2 napfförmigen Tongefäßen. (Dr. Tode)

Beuchte, Kr. Goslar

Beuchter Schierk. Aus einer Grube mit zersprungenen Steinen und Holzkohle Scherben der frühen Eisenzeit. (Dr. Niquet)

Klein Mahner, Kr. Goslar

Sickel. Hügel 2. Eingestieftes Steinpackungsgrab der Urnenfelderkultur (Saalemündungsgruppe) mit großer Urne mit facettiertem Rand, 2 Gefäßen, 1 Gefäßrest, Rest einer Nadel und Stück eines vierkantigen Armringes oder einer Nadel.

Grab 3. (Durch Planierungsraupe z. T. vernichtet). Unter einer Rollsteinpackung wohl Holzkiste, darin Leichenbrand ausgebreitet. Beigaben (z. T. vernichtet): 1 Gefäß, 1 Stück Bronzeblech. (Dr. Niquet)

Fundbergungen:

Helmstedt

Pfingstberg. In 2 Stücke zerbrochener Facettenring, dachförmige Außenseite mit „geteilten gegenständigen gefüllten Dreiecken“ verziert, Innenseite gerundet. Unterer Teil eines Dolches, ebenfalls in 2 Stücke zerbrochen, mit kräftigem gerundetem Grat. Wahrscheinlich aus einem zerstörten Grab auf der Kuppe des Pfingstberges (Abb. 3). Fundbergung aus dem Abraum der Sandgrube. (Siebers). Privatbesitz.

Emmerstedt, Kr. Helmstedt

Heidberg (Sandgrube Brüning). Gefäß der jüngeren Bronzezeit (Abb. 4), stand etwa 0,60 cm tief im gelben Sand. Fundbergung und Ber. Siebers. Privatbesitz.

Isingerode, Kr. Wolfenbüttel

Schwedenschanze. Zahlreiche Scherben der jüngeren Bronzezeit nördlich der Schanze (Urnenfriedhof?), in der Wallerde und in der Umgebung der Befestigung. (H. Keune, Dr. Niquet)

V. Eisenzeit (8. Jahrhundert v. Chr. — 500 n. Chr.)

Ausgrabungen:

Lobmachtersen, Stadtkr. Salzgitter

Fortsetzung und Abschluß der Ausgrabungen am Strauchholz. U. a. Untersuchung und Bergung ¹⁾ eines Schmelzofens mit teilweise erhaltenem Mantel.

Funde bestimmt für Heimatmuseum in Salder. (G. Stelzer)

Reitlingtal, Kr. Wolfenbüttel

Fortsetzung der Untersuchung an der Krimmelburg und am Wurtgarten. Der Wurtgarten, in dessen Wallaußenfront eine Mauer ohne Mörtelverband, „mindestens aber eine äußere Mauerverblendung“ steckt, ist wahrscheinlich in das 9.—10. Jahrhundert n. Chr. zu datieren. Die Krimmelburg ist wahrscheinlich in der Zeit um Chr. Geb. entstanden und in der Zeit der Frankenkriege (8. Jahrh. n. Chr.) wiederhergestellt worden ²⁾. (Dr. Tode)

Fundbergungen:

Flechtorf, Kr. Braunschweig

Hasenberg. Scherben, Eisenschlacke, 1 zylindrisches Webegewicht von einer Siedlung der frühen Römischen Kaiserszeit, gefunden bei Ausschachtungsarbeiten für Siedlungshäuser. (Lehrer Franke, Flechtorf)

Helmstedt

Pfingstberg, Westhang. 4 Schalenurnen. Fundbergung und Ber. Siebers. Privatbesitz. Schwarzer Berg, Grundstück Retschy. Aus Siedlung der älteren Eisenzeit Scherben und pyramidenförmige Webegewichte. Fundbergung und Ber. Siebers. Privatbesitz.

Lichtenberg, Stadtkr. Watenstedt-Salzgitter

Obere Sukopsmühle. Scherben und unverziertes Bronzeblech (Armband?) von einer Siedlung der Römischen Kaiserszeit. Fundbergung und Ber. Forche. Privatbesitz.

VI. Merowinger und Karolinger Zeit (500—900 n. Chr.)

Ausgrabungen:

Beuchte, Kr. Goslar

Schierk. Bisher 4 Körpergräber des 6. Jahrhunderts. Grab 1: Frauengrab. Unter den reichen Beigaben Relieffibel vom skandinavischen Typ mit 2 Runenschriften auf der Kopfplatte und einer Ritzung auf dem Fuß. Grab 2: Männergrab mit Lanzen spitze, Schildbuckel, Bratenspieß, eisernen Gräten, Solidus Anastasius I als Charonspfenning. Grab 3: Mädchengrab mit reichen Beigaben, darunter Fünfknopffibel mit ovalem Fuß, einem Tongefäß und einem Holzgefäß. Grab 4: Kindergrab. (Dr. Niquet)

VII. Ausgrabungen und Fundbergungen an wiederholt besiedelten Fundstellen.

Ausgrabungen:

Bansleben, Kr. Wolfenbüttel

Etwa 200 m südöstlich vom Olla. Auf einer vor etwa 20 Jahren untersuchten Fläche von rund 3 qm in der Kulturschicht Scherben und Gefäßreste der Jungsteinzeit (Trichterbecher und Bernburger Kultur, 1 Scherbe mit echter Schnurverzierung), der jüngeren Bronzezeit, der frühen Eisenzeit (mit imitierter Schnurverzierung). Grabung und Ber. Krone.

Burgdorf, Kr. Goslar

Liet-Sandgrube ³⁾. Aus Siedlungsgruben:

I. Neolithikum:

- a) Bernburger Kultur. Zahlreiche Scherben, darunter einige wenige verzierte, Spinnwirtel, Geräte und Bruchstücke aus Fels- und Feuerstein, Lehmewurf, Tierknochen. Aus den Stellen 215 und 216 u. a. verkohlte Getreidekörner. Nach Bestimmung durch Fr. Dr. Maria Hopf vom Röm.-Germ. Zentralmuseum in Mainz Einkorn, Emmer, Gerste.
- b) Scherben der Michelsberger Kultur, darunter Bruchstücke eines Schöpfers.

- c) Gefäß der Trichterbecherkultur.
- d) Als bisher einziges Fundstück der Bandkeramik Teil eines hochrückigen Schuhleists in einer verschlammten Wasserrinne.

II. Frühe Bronzezeit (Aunjetitzer Zeit):
Scherben.

III. Frühe und ältere Eisenzeit:

Zahlreiche Scherben, Bruchstücke von Geräten aus Felsgestein, Lehmewurf, teilweise mit Verzierung (?), Tierknochen.

Die Rettungsgrabungen wurden auch 1955 mit finanzieller Unterstützung des Landkreises und der Stadt Goslar (Stelle 191—227 A) durchgeführt. Die gesamte seit 1952 untersuchte Fläche beträgt rund 7 500 qm. (Dr. Niquet)

Fundbergungen:

Beuchte, Kr. Goslar

Wüstung Alvessem. Scherben und 2 Feuersteinabschläge mit Bearbeitung als Oberflächenlesefunde (Vor- und frühgeschichtlich, wahrscheinlich Jgstzt, Ä. Ezt; R. Kzt; Karol. Zt — Ma., Ma.) (Keune)

Börßum, Kr. Wolfenbüttel

Roter Stein. Scherben, Feuersteingeräte- und Abschlüge als Oberflächenlesefunde (Jgstzt, Rössen und Bernburg, Ma.). (Keune)

Burgdorf, Kr. Goslar

Wüstung Beddenstedt. Scherben, Lehmewurf, Eisenschlacke als Oberflächenlesefunde (Jgstzt, Karol. Zt — Ma.). (Keune)

Calenberg, oberhalb der Quelle. Scherben und Lehmewurf als Oberflächenlesefunde (Jgstzt, Ä. Ezt, R. Kzt). (Keune)

Calenberg, Hillenbeeke-West. Scherben als Oberflächenlesefunde (Spätlatène-Zt, R. Kzt). (Keune)

Werlagelände. Scherben als Oberflächenlesefunde (Jgstzt, Ä. Ezt, Karol. Zt — Ma. Ma.). (Keune)

Erkerode, Kr. Braunschweig

Nördlich des Quellenhauses. Scherben und Tierknochen aus dem Aushub eines Wasserleitungsgraben (Ä. Ezt, Scherbe mit Schrägwulsten des 5. Jahrhunderts, Karol. Zt — Ma. Ma.). (Dr. Tode)

Gielde, Kr. Goslar

Alter Friedhof und zahlreiche Hofgärten. Scherben, Lehmewurf, Eisenschlacke als Oberflächenlesefunde (Ä. Ezt, fr. u. sp. R. Kzt, Karol. Zt — Ma, Ma) (Keune)
Hetelde. Scherben, Lehmewurf, Eisenschlacke als Oberflächenlesefunde (Jgstzt, Ä. Ezt, Spätlatène-Zt, fr. u. sp. R. Kzt, Karol. Zt — Ma, Ma). (Keune)

Hornburg, Kr. Wolfenbüttel

Wüstung Ilkenrode. Scherben, Lehmewurf, Mantelstück v. Schmelzofen, Eisenschlacke, Feuersteinabschlag als Oberflächenlesefunde (Jgstzt, R. Kzt (?), Karol. Zt — Ma. Ma, (Keune)

Wüstung Tönnierode. Scherben als Oberflächenlesefunde (Jgstzt (?), Karol. Zt — Ma, Ma). (Keune)

Wüstung Westerode. Scherben und Eisenschlacke als Oberflächenlesefunde. (Jgstzt (?), Ä. Ezt, R. Kzt, Karol. Zt — Ma, Ma). (Keune).

Liepenburg, Kr. Goslar

Saichenkamp. Scherben, 1 Feuerstein-Abschlag als Oberflächenlesefunde (R. Kzt (?), Karol. Zt — Ma, Ma). (Keune)

Klein Mahner, Kr. Goslar

Lahwinkel. Scherben und Lehmewurf als Oberflächenlesefunde (Ä. Ezt, fr. u. sp. R. Kzt, Karol. Zt — Ma, Ma). (Keune)

Teichmühle. Scherben, Lehmewurf, Feuersteingeräte- und Abschlüge, Eisenschlacke als Oberflächenlesefunde (Jgstzt, Ä. Ezt (?), R. Kzt, Karol. Zt — Ma, Ma). (Keune)

Schladen, Kr. Goslar

Wüstung Klein Wehre. Scherben und Schlacke als Oberflächenlesefunde (R. Kzi (?), Karol. Zt — Ma, Ma). (Keune)

Steinlah, Kr. Goslar

Hof Nr. 15 (Keune). Scherben und Eisenschlacke als Oberflächenlesefunde (Vorgesch., Karol. Zt — Ma, Ma). (Keune)

- ¹⁾ K. S. Ausgrabungen in Lobmachtersen fanden ihren erfolgreichen Abschluß. Unsere Hütte 9, 1955, 265 (3 Bilder mit Text von der Bergung des Schmelzofens).
- ²⁾ Tode, A.: Ausgrabungen auf den Reitlingsburgen. Heimatkalender f. d. Landkr. Wolfenbüttel 1956, 39.—43.
- ³⁾ Vom 5. Juni bis 3. Juli 1955 mit einer Woche Verlängerung zeigte das Goslarer Museum in 5 Räumen eine Ausstellung „Neue Ausgrabungen d. Braunsch. Landesmuseums im Raum Goslar 1950—55“. Diese Ausstellung sollte einen Eindruck von 5 Ausgrabungen (Burgdorf seit 1952, Neuenkirchen 1950, Kl. Mahner 1955, Beuchten 1955) und der anschließenden technischen Behandlung der Fundstücke vermitteln; die kultur- und siedlungsgesch. Auswertung blieb noch unberücksichtigt. Ein illustrierter Führer (Niquet, F.: Neue Ausgrabungen d. Br. Landesmus. im Raum Goslar o. J.) war bereits vor Ende der Ausstellung vergriffen. In Braunschweig konnte diese Ausstellung bedauerlicherweise, nicht einmal in kleinerem Umfange, aus Mangel an geeigneten Räumen nicht gezeigt werden.

Jahresbericht der Niederdeutschen Volksbühne Braunschweig über die Spielzeit 1955/56

Wir starteten am Sonnabend, dem 17. September 1955 mit August Hinrichs unvergänglicher „S w i e n s k o m ö d i e“. Die Proben hierfür fanden erstmalig in unserem Kulissenraum statt, da unser sonstiger Arbeitsraum anderweitig besetzt war. Erfreulich war diese Lage allerdings nicht, da gleichzeitig während der Proben die Kulissen angefertigt wurden. Für die Spieler bedeutete das eine doppelte Belastung. Die dauernde krampfhaftige Konzentration macht die Spieler so nervös, daß wir vorsichtshalber zwischen den Proben und den Aufführungen eine kleine Pause einlegten, um die Nervosität ein wenig abklingen zu lassen. Der schöne Erfolg der Aufführung entschädigte alle Mitarbeiter für die vorangegangenen Strapazen.

Anfang Oktober bezogen wir dann wieder unseren gewohnten Proberaum in der Karlstraße, den uns die Firma Paul Lindner kostenlos zur Verfügung stellt. Das schöne Zimmer, ausgestattet mit eigenen, wertvollen Möbeln aus Großvaters-Zeiten und mit vielen, schönen Bildern aus besonders erfolgreichen Aufführungen ist wie ein Niederdeutsches Eiland, in dem wir uns sehr wohl fühlen.

Das Schauspiel „Leentje Marten fangt eer Leeben an“ von Jan Babrius war für Ende November vorgesehen. Die Freude, wieder im halbeigenen Raum zu sein, war so beglückend, daß die Spieler kaum den nächsten Probeabend abwarten konnten. Schon die ersten Proben waren vorbildlich. Beinahe wäre jedoch alles umsonst gewesen, weil der Darsteller des Gerd Marten, Otto Kerkau, sich plötzlich einer Blinddarmoperation unterziehen mußte, die ihn wochenlang arbeitsunfähig machte. Zum Glück fanden wir in Wolfgang Demann eine gleichwertige Kraft und so konnte der Ausfall aller vier Stammsitz-Aufführungen vermieden werden, der für uns einen schweren finanziellen Verlust bedeutet hätte. Bei der letzten Aufführung konnten wir eine Tonbandaufnahme wagen, die wir als äußerst geglückt bezeichnen durften. Leider ließen sich aber allerlei sprachliche Fehler nicht leugnen, die wir in Zukunft noch beseitigen müssen. Für solche Zwecke wäre ein Tonbandgerät ideal.

„Voß ut Lock“, ein harmlos lustiges Spielchen von Walter Looschen war unsere nächste Aufgabe. Wolfgang Demann, der sich als Darsteller und Bühnenbildner schon vielfach bewährt hat, übernahm bei diesem Werke zum ersten Male die Spielleitung. Das uralte Sprichwort: „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen“ bewahrheitete sich auch mit diesem ersten Versuch. Am Anfang noch unsicher, wuchs Wolfgang

Demann nach und nach immer mehr in seine Aufgabe hinein. Möge der beachtliche Erfolg, der herzliche Beifall von Publikum und Presse allen Mitwirkenden Ansporn sein, einen weiteren Start mit dem jungen Spielleiter zu wagen!

Eine sehr bittere Pille mußten wir aber doch noch schlucken. Unser Bühnenvorhang, den wir zu jeder Neueinstudierung notdürftig aufbessern mußten, löste sich bei der letzten Aufführung von „Voß ut Lock“ plötzlich in Wohlgefallen auf. Uns wurde mit Schrecken bewußt: Zur nächsten Aufführung ist ein neuer Vorhang fällig. Junge, Junge, wat'n Slag in't Kontor! Ausgerechnet die nächste Premiere, die mit einem Festball verbunden werden sollte, würde sowieso viel teurer werden, als die normalen vier Stammsitz-Aufführungen. Aber mit Hilfe einiger Freunde der Bühne schafften wir auch das. Am Sonnabend, dem 14. April 1956, um 20.15 Uhr hob sich der neue, wundervolle, hellgraue Vorhang. Wir sahen ein herrliches Bühnenbild, in dem jetzt in biedermeierlicher Umgebung der verflixte Strump sein Wesen oder Unwesen trieb. Wir danken unserem lieben Freund und Gönner, Herrn Oberbürgermeister Otto Ben n e m a n n, für seine humorvollen, herzlichen Worte zu Beginn der Aufführung und für das Versprechen, der Bühne nach bestem Können und Vermögen zu helfen, wie und wann es nötig sei. „De verflixte Strump!“ „Einmal ganz anders“ schreibt Siegfried Wolter im Programmheft. So ist es allerdings auch. „Plattdeutsch im biedermeierlichen Milieu?“ fragten skeptisch unsere Besucher. Zu unserer großen Freude brachte uns „De verflixte Strump“ von Hans Balzer einen ungeahnten Erfolg. Leider können wir die Bitte unserer ständigen Besucher, einmal in jeder Spielzeit eine solche Abwechslung zu bieten, nicht unbedingt erfüllen. Wenn wir unsere Existenz nicht gefährden wollen, müssen wir äußerst sparsam wirtschaften. Unser Bestreben aber wird sein, alles zu versuchen, um den Wünschen unserer Getreuen gerecht zu werden.

Anfang Mai begann die Arbeit für das letzte Stück der laufenden Spielzeit. „D a t G e w i t t e r“, ein Schauspiel in vier kurzen Akten von R e n a t e U h l sollte am 17. Juni 1956 aufgeführt werden. Nach der Uraufführung dieses Werkes durch das Richard-Ohnsorg-Theater in Hamburg war unsere Niederdeutsche Bühne die zweite und bis jetzt einzige, die es herausbrachte. Einige Mitglieder unserer Bühne hatten „Dat Gewitter“ in Hamburg gesehen; wir waren uns einiger Schwierigkeiten wohl bewußt: Für Gesine, ein blindes junges Mädchen mußten wir eine noch nicht bühnenfertige Darstellerin einsetzen. Das ist immer ein Risiko. Zum Glück brachte Barbara O h l e n d o r f äußerlich alles mit, was für die Rolle Gesine erforderlich war, und schon nach einigen Proben hatten wir Gewißheit, daß wir mit Barbara als Gesine eine gute Wahl getroffen hatten. Publikum und Presse waren sich einig über die gute schauspielerische Leistung aller Darsteller. Über das Stück selbst wurde viel diskutiert. Neben Stimmen der Begeisterung wurde auch die Meinung vertreten, das Schauspiel sei vollkommen undramatisch und nichtssagend. Wir Spieler haben aber unsere Rollen sehr gerne gespielt und sind glücklich, Renate Uhls Schauspiel zu einem beachtenswerten Erfolg verholfen zu haben.

„Dat Gewitter“ war das fünfte und letzte Stück der Spielzeit 1955/56. Leider erleben wir immer wieder, daß die letzte Aufführung jeder Spielzeit, die leider erst Mitte oder gar Ende Juni stattfinden kann, nicht gut besucht ist. Das ist aber nicht etwa Theatermüdigkeit, wie vielfach angenommen wird, sondern es liegt lediglich daran, daß viele unserer Besucher schon Ferien haben und gar nicht in Braunschweig sind. Diesem Übel abzuhelpen, gibt es nur eine Möglichkeit: Wir müßten uns auf vier Einstudierungen in jeder Spielzeit beschränken. Es wurde schon mehrfach darüber abgestimmt, aber der Vorschlag wurde mit 30 gegen eine Stimme abgelehnt.

Am Schluß meines Berichtes habe ich noch eine Pflicht zu erfüllen, die mir schwer am Herzen liegt. Am Sonntag, dem 30. Oktober 1955 nahm unsere Ellen Biermann Abschied von ihrer beinahe 30jährigen Bühnentätigkeit. An ihrem Ehrenabend konnte Ellen Biermann als „Koptein sin eenzig Süster“ in Walter Looschens „Hahn in'n Korw“ noch einmal vor ausverkauftem Hause ihr großes Können beweisen. Geschenke und Blumen häuften sich um eine Künstlerin, die keinerlei Anstrengungen scheute, wenn es galt, der Niederdeutschen Volksbühne zu dienen. Im Auftrage aller Mitglieder ehrte Helene Evers mit herzlichen Worten und einem Lorbeerkrantz die langjährige treue Mitarbeiterin und Partnerin vieler schöner Rollen. Ellen Biermann, die aus Gesundheitsgründen ihre rege Wirksamkeit aufgibt, stand an ihrem Ehrenabend zum 575. Male auf der Bühne. Wir wollen wünschen und hoffen, daß sie trotz ihres Abschiedes bereit ist, hin und wieder als Gast in unserer Spielschar mitzuwirken!

Von den 26 Aufführungen der Spielzeit 1955/56 entfielen auf „Swienschkomödie“ 6, auf „Leentjen Marten fangt ehr Leven an“ 4, „Voß ut't Lock 4, „De verflixte Strump“ 5, „Dat Gewitter“ 4 und „Hahn in'n Korw“ 3. Diese Vorstellungen wurden insgesamt von 5997 Zuschauern besucht. 23 Bühnenmitglieder teilten unter sich dabei den Beifall und Dank unserer treuen Besuchergemeinde. In der folgenden Aufstellung zeigt die erste Zahl hinter dem Namen des Bühnenmitgliedes an, wie oft es in der verflossenen Spielzeit mitgewirkt hat, und die in Klammern dahinter gesetzte Zahl, an wie vielen Aufführungen es insgesamt seit Eintritt in unsere Spielgemeinschaft aktiv beteiligt war:

Ellen Biermann 3 (575), Senta Demann 9 (26), Wolfgang Demann 23 (156), Werner Drebes 17 (58), Otto Ebeling 26 (92), Helene Evers 26 (798), Alfred Gerecke 6 (98), Fritz Goetze 6 (264), Richard Gralle 18 (562), Reinhold Heydecke 19 (200), Otto Hirsch 26 (106), Ilse Jacobasch 21 (198), Otto Kerkau 4 (75), Isolde Meves 22 (285), Sigrid Müller 26 (159), Barbara Ohlendorf 4 (4), Dörte Poppendiek 7 (58), Eva Rehnert-Lieberoth 16 (82), Erich Ristig 10 (112), Klaus Scharenberg 8 (136), Willi Schütt 10 (175), Ernst Wittram 21 (81), Siegfried Wolter 18 (179).

Überblickt man am Ende der Spielzeit all die Freuden und Leiden der vergangenen Monate, dann kann man immer wieder feststellen, daß die oft anstrengende Arbeit mit Ernst und froher Bereitschaft geleistet wurde. Die Arbeit hat aber nur dann ihren Sinn, wenn sie auch einen entsprechenden Widerhall bei der Bevölkerung findet, der unsere Kunst dienen soll und will. Wir bitten daher unsere Freunde immer wieder von neuem: Besucht unsere Aufführungen regelmäßig und werbt in Euerem Bekanntenkreise neue Freunde der niederdeutschen Bühnendichtung für den Besuch unserer Aufführungen! Die Besucherzahl hat leider noch immer nicht wieder den Stand in der Zeit vor der Währungsreform erreicht, ein betrübliches Zeichen dafür, daß anscheinend wachsender Wohlstand die Aufgeschlossenheit für Kulturwerte bei manchen Menschen gemindert hat. Gegen solche Teilnahmslosigkeit gilt es zu kämpfen. Ich schließe mit den Worten, die dem großen niederdeutschen Dichter Georg Fock gewidmet wurden:

Holt fast, holt fast, denn geht dat klor,
denn lewt uns Sprok noch dusend Joahr.

Nich nalaten!

Helene Evers

Neues heimatliches Schrifttum

Bibliographie zur Vor- und Frühgeschichte Mitteldeutschlands, herausgegeben von M. Jahn. Bd. I Sachsen-Anhalt und Thüringen. Teil I: Vom 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bearbeitet von W. Schulz. Berlin 1955. 12 DM.

Im 1. Teil des I. Bandes der umfassenden Bibliographie hat W. Schulz, bis 1945 Direktor der „Landesanstalt für Volksheilkunde“ in Halle/S., die Literatur über Bodenfunde und Denkmäler „vor Bestehen einer Wissenschaft, die heute als Vorgeschichte und Urgeschichte bezeichnet wird“ (1865), zusammengestellt, und zwar in zwei Hauptteilen, 1. der archäologischen Literatur bis zur Erkenntnis einer vorgeschichtlichen Zeit und 2. der geologisch-paläolithischen Literatur bis zur Entdeckung des Eiszeitmenschen (Diluvialfunde). Ein Verfasser-, Orts- und Inhaltsregister sowie eine Übersicht der „Bodenfunde nach dem

heutigen Forschungsstande zeitlich geordnet“ erhöhen den Wert dieser aus 1085 Nummern bestehenden Bibliographie, ebenso wie eine kurze gediegene Inhaltsangabe bei besonders seltenen und schwer zugänglichen Werken.

Wenn auch die Bibliographie im wesentlichen auf das mitteldeutsche Gebiet abgestimmt ist, so wird der braunschw. Heimatforscher, Historiker und Archäologe sie doch als eine willkommene Ergänzung und Erweiterung der „sichtlich mit größter Sorgfalt bearbeiteten“ Bibliographie von W. Blasius¹⁾ begrüßen. So ist z. B. Johann Georg Justus Ballenstedt mit 27 Arbeiten vertreten, und auch die Werke von Conring, Schäffer, Dünnhaupt und Bode fehlen nicht. Die Literatur über die paläolithischen Funde des Harzes und seines Vorlandes dürfte vollständig sein. N.

¹⁾ Blasius, W.: Die anthropolog. Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluß des ganzen Harzes. Brschw. 1900.

Elegante *Damenmäntel*

Kostüme · Kleider · Röcke und Blusen

ausgesucht für hohe Ansprüche
aber abgestimmt auf niedrige Preise

wie immer bei **MÄNTEL-STEINBACH**

Papenstieg 8

Kaffee aerotherm rösten!

Was bedeutet aerotherm?

AEROTHERM-Röstung ist ein Röstverfahren, bei dem der Kaffee **freischwebend im Strom reiner Röstluft (nicht Heizluft!)** geröstet wird.

Warum aerotherm?

Weil 1. vermieden wird, daß der Kaffee durch die Heizgase geschmacklich beeinträchtigt wird.

Weil 2. ebenso vermieden wird, daß der Kaffee durch überhitzte Eisenflächen, sowie Ablagerungen darauf, geschmacklich beeinträchtigt wird, und

weil 3. hierdurch bewirkt wird, daß aerotherm gerösteter Kaffee immer

- a) klar und sauber im Geschmack
- b) voll und würzig und
- c) dadurch bekömmlich ist

ist der **erste aerotherm geröstete Kaffee.**
Überzeugen Sie sich selbst!



ULLRICH & FAILLARD

Inhaber: R. Balcke

TAPETEN - LINOLEUM - LAUFER

KOHLMAKRT 2 · FERNRUF 24811
GEGRÜNDET 1849

fa-MS



Bernhard Mackels

HEIZUNG UND LÜFTUNG

BRAUNSCHWEIG · JASPERALLEE 4 · FERNRUF 216 46/47

So können Sie Steuern sparen

Bringen Sie Ihr Geld gern zum Finanzamt? Oder haben Sie schon einmal überlegt, wie Sie einen Teil der Steuern einsparen können? Die neuen Steuergesetze geben Ihnen die Möglichkeit dazu, wenn Sie einen steuerbegünstigten Sparvertrag abschließen; durchschnittlich 30% Steuern können Sie dann einsparen. – Kommen Sie zu uns, wir beraten Sie gern über die für Sie beste steuerbegünstigte Sparmöglichkeit.

STAATSBANK · Landesparkasse

Älteste öffentlich-rechtliche Bank und Sparkasse in Deutschland mit nahezu 300 000 Sparern

Schöninger Ton- und Hohlsteinwerke

Akt.-Ges. Schöningen / Braunschweig
Fernsprecher: Schöningen 576 u. 563

Poröse Hohl- und Deckensteine Drainröhren u. Kabelhauben

Vertretungen:

Braunschweig-Stadt:

Dr. W. Bösch, Jasperallee 70, Fernruf 28653

Braunschweig-Land:

Baubedarf Leunig & Co., Salzgitter-Bad
Gittertor 48, Fernruf 2134

Baufertigteile wie

Ahrens-Decke, Esto-Decke

Heupel-Dachplatten

Stahlbeton-Rippendecken

Betonwaren für Hoch- und Tiefbau

Großblocksteine

Seibert-Zellensteine

Plastische Buchstaben aus Kunststein